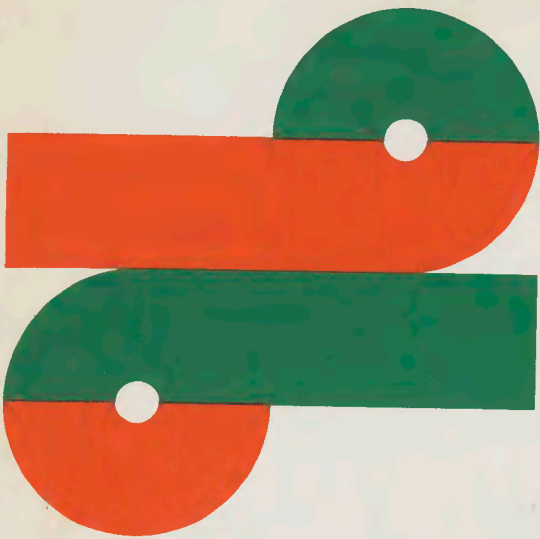


**Joseph Buttinger · Bibliothek**

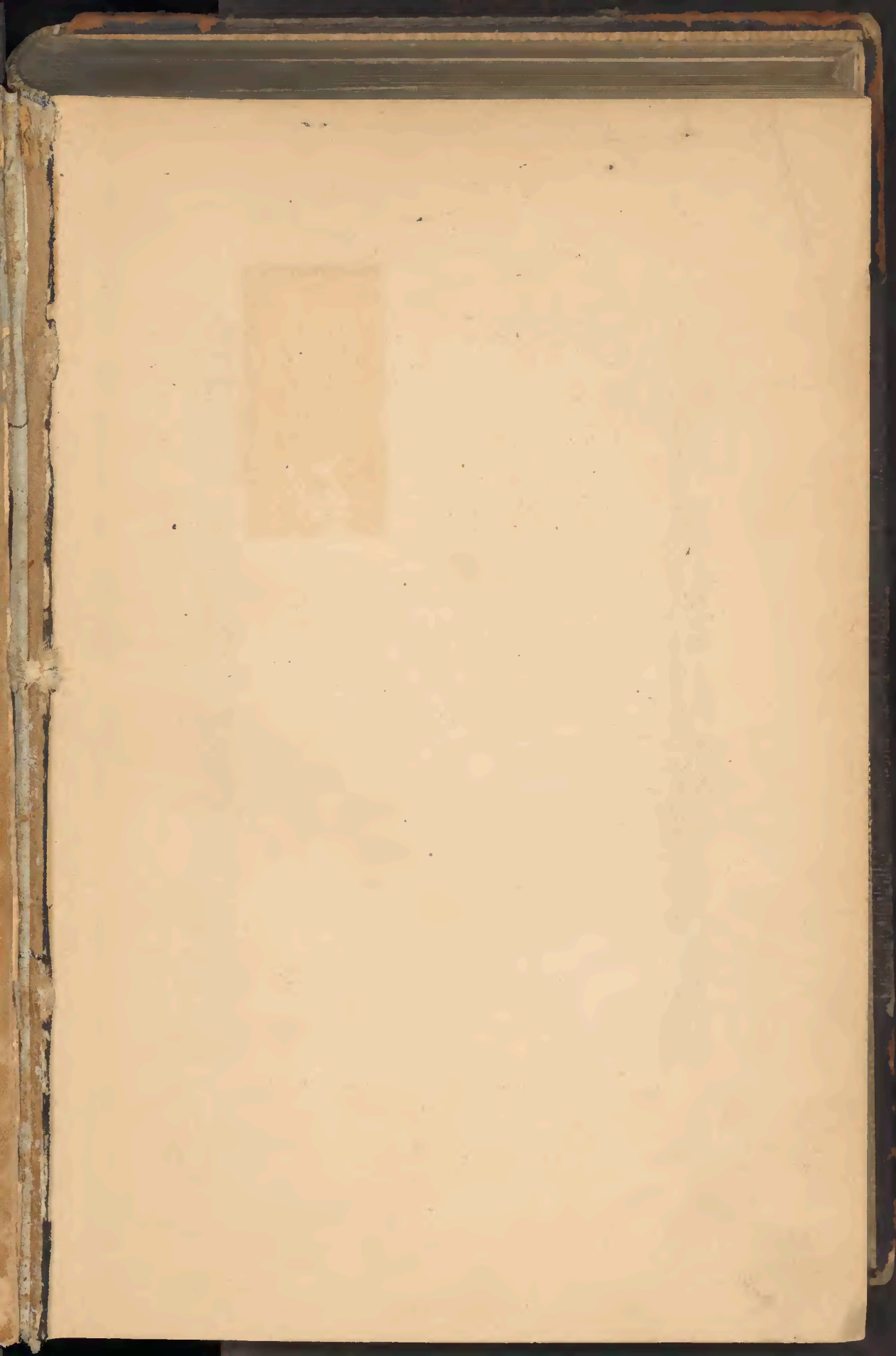


Geschenk an die  
Bibliothek der  
Hochschule für  
Bildungswissenschaften  
in Klagenfurt

Juni 1971

Р III / H







Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

I 507650

Indische  
Reisebriefe.

Von

Ernst Haeckel.

Vierte Auflage.

Mit dem Porträt des Reisenden und 20 Illustrationen in Lichtdruck  
(nach Photogrammen und Original-Aquarellen des Verfassers),  
sowie mit einer Karte der Insel Ceylon.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1903.

UB KLAGENFURT



+L68408804

BR I 507650

Alle Rechte vorbehalten.



Seiner  
teuren Mutter  
**Charlotte Bäckel**  
geborenen Sethe  
zu ihrem 84. Geburtstage  
in  
dankebarer Liebe  
zugeeignet  
vom  
Verfasser.



## Liebste Mutter!

Du kennst am besten die Bedeutung, welche die herrliche, auf den nachstehenden Blättern geschilderte Reise für mich besitzt. Denn Du allein weißt, wie die Freude an den Wunderwerken der Natur mich von früher Jugend an beseelt hat, und wie das Verlangen, deren höchste Entfaltung in den Urwäldern der Tropenzone zu schauen, seit mehr als dreißig Jahren der Lieblingswunsch meines Lebens wurde.

Du allein kennst auch vollständig die vielen Hindernisse, die sich der Erfüllung desselben immer von neuem in den Weg stellten, und niemand kann daher so, wie Du, meine dankbare Freude darüber mit empfinden, daß endlich jener Lieblingswunsch doch noch, trotz aller Schwierigkeiten, in schönster Form sich erfüllte.

Wenn ich daher Dir vor allen diese „Indischen Reisebriefe“ widme, so möchte ich damit zugleich einen kleinen Teil des Dankes abtatten, den ich Dir während meines ganzen Lebens schuldig bleiben werde. Denn Du warst es, die von frühester Kindheit an den Sinn für die unendlichen Schönheiten der Natur in mir pflegte und ausbildete; Du hast den heranwachsenden Knaben frühzeitig den Wert der Zeit

und das Glück der Arbeit kennen gelehrt; Du hast mit all' der unaufhörlichen Sorge und Mühe, die nur in dem einen Worte „Mutterliebe“ ihren Ausdruck findet, meine vielfach wechselnden Schicksale beständig begleitet.

Nimm daher in Deiner anspruchslosen Einfachheit diese flüchtigen Reise-Erinnerungen als bescheidenes Angebinde zu Deinem 84sten Geburtstage eben so gern an, als ich sie Dir aus treuem Herzen biete, mit dem Wunsche, daß Dir die bis heute bewahrte rüstige Gesundheit des Körpers und des Geistes noch lange erhalten bleiben möge!

In unveränderlicher Liebe

Dein dankbarer Sohn  
Ernst Haekel.

Jena, am 22. November 1882.

## Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
<b>I. Unterwegs nach Indien</b> . . . . .	1
Reise eines Naturforschers nach Indien. — Anziehungskraft der Tropen. — Naturstudien der niederen Seetiere. — Reise-Gellegenheiten. — Wissenschaftliche und künstlerische Zurüstungen. — Tiefsee-Untersuchungen. — Abreise von Genua. — Über Graz nach Triest. — Die Dampfer des Österreichischen Lloyd. — Der „Helios“. — Reisegesellschaft an Bord. — Verpflegung. — Im Mittelmeer. — Fahrt von Triest über Brindisi nach Port-Said. — Unfall im Suezkanal. — Heiße Fahrt durch das rote Meer. — Aken. — Im indischen Ozean. — Medusen.	
<b>II. Eine Woche in Bombay</b> . . . . .	43
Ankunft in Bombay. — Hafen. — Stadt und Insel. — Malabar Hill. — Das Fort. — Die schwarze Stadt. — Bevölkerung. — Hindu. — Parsi. — Totenbestattung. — Türme des Schweigens. — Aussicht von Cumbala Hill. — Palmenwald von Mahim. — Seetiere am Strande. — Das Brahminendorf Walkefchwar. — Fakire. — Brahminische Grotten-Tempel auf der Insel Elephanta. — Wunder der Tropenvegetation. — Ausflug in das Hochland von Dekkan. — Küstenland von Konkan. — Palmyrapalme. — Bhor-Ghats. — Buddhistische Höhlentempel von Carlie. — Affen.	
<b>III. Colombo</b> . . . . .	75
Ankunft in Ceylon. — Adams-Pik. — Auslegerboote der Singhalesen. — Freund Stipperger. — Hafen. — Fort. — Esplanade. — Colpetti. — Zimtärten. — Pettah. — Vegetation in den Gärten der indischen Hütten. — Bevölkerung von	

	Seite
Ceylon. — Singhalesen. — Weddas. — Tamilen. — Indo-Araber. — Mischlinge. — Europäer. — Statistik.	
<b>IV. Whist-Bungalow</b> . . . . .	96
Vorstadt Mutwal am Kelany-Flusse. — Geschichte der Villa. Indische Gespenster. — Malerische Lage am Flußdelta. — Mangrovenwälder. — Prächtiger Garten von Whist-Bungalow. Pflanzenwelt und Tierwelt. — Villa der Tempelbäume. — Colombo-Museum. — Wirkungen der feuchten Hitze. — Schutz gegen das Tropenklima. — Indische Mahlzeiten.	
<b>V. Kaduwella</b> . . . . .	117
Fahrwege und Fuhrwerke in Ceylon. — Vorstädte von Colombo. — Paradiesische Vorgärten. — Lage von Kaduwella am Kelany-Flusse. — Kaffhäuser. — Dschungelvegetation. — Urwaldbüschel. — Riesen-Eidechsen. — Buddhatempel in einer Felsengrotte. — Kokosnüsse.	
<b>VI. Peradenia</b> . . . . .	130
Botanischer Garten. — Eisenbahn von Colombo nach Kandy. — Kadugannawa. — Blühende Talipotpalmen. — Doktor Trimen. — Gummibäume. — Botanisches Paradies. — Doktor Marshall Ward. — Botanische und zoologische Stationen. — Riesenbambus. — Palmen. — Landblutegel. — Andere Plagegeister. — Farngarten. — Flederfüchse. — Brillenschlange.	
<b>VII. Kandy</b> . . . . .	147
Die Königsstadt des zentralen Hochlandes. — Der neue Palast des Gouverneurs und sein Garten. — Der alte Palast der Kandy-Könige. — Der Tempel mit dem Buddha-Zahn. — Doktor Thwaites in Fairyland. — Seine Flora von Ceylon. — Der Botaniker Nietner aus Potsdam.	
<b>VIII. Die Galla-Colombo-Straße</b> . . . . .	153
Zoologische Arbeitspläne. — Untersuchungen über Sectiere. — Die Hasenbecken von Trinkomalie, Puntogalla und Belligenma. — Ochsenfarren. — Königliche Postkutschen. — Tierquälerei der Singhalesen. — Fahrt von Colombo nach Puntogalla. — Kokoswald. — Pandanus. — Flußmündungen. — Caltura. — Bentotte. — Lebensphilosophie der Singhalesen. Hoher Wert der weißen Hautfarbe.	

- Seite
- IX. Punt-Galla** . . . . . 177  
Point de Galle. — Das Tharsis des Ostens. — Lage und Bedeutung. — Das Haus der Königin. — Freund Scott. — Die schwarze Stadt. — Villa marina des Kapitäns Bayley. — Dhumpalmen. — Bella Vista. — Onawatty. — Wachwelle. — Reichthum der Korallenbänke. — Herrschaft der grünen Farbe in Ceylon. — Taucher. — Tierleben auf den Korallenbänken. — Gefahren derselben.
- X. Belligemma** . . . . . 195  
Belligama. — Tagesanbruch in den Tropen. — Fahrt von Punt-Galla nach Belligemma. — Feierlicher Empfang durch die Singhalesen. — Die Häuptlinge. — Das Rasthaus. — Sokrates. — Ganymedes. — Die Kodiah-Kaste. — Der Koch Babua. — Der Dolmetscher William.
- XI. Ein zoologisches Laboratorium in Ceylon** . . . . . 211  
Einrichtung des Rasthauses zum Laboratorium. — Mancherlei Hindernisse. — Mängel der Ausleger-Kanoes. — Der Aretschki Abayawira. — Pelagische Fischerei im Hafen von Belligemma. — Schwierigkeiten. — Einfluß der Hitze. — Neugier der Eingeborenen. — Naturalienhandel. — Fischerknaben. — Zerstörende Insekten und andere Feinde der Naturaliensammlungen.
- XII. Sechs Wochen unter den Singhalesen** . . . . . 229  
Tageseinteilung im Rasthause von Belligemma. — Körry und Reis. — Paradiesfrüchte. — Fische. — Affenbraten. — Indische Getränke. — Nächtliche Ruhestörungen. — Tauschhandel mit Bilberbogen. — Polyandrie. — Vererbungstheorie des Sokrates. — Moral der Singhalesen. — Buddhistisches Zauberkunststück. — Weihnachtsfeier der Wesleyanischen Mission. — Verbrennung eines Buddhapriesters. — Seltsamer Besuch.
- XIII. Basamuna und Mirissa** . . . . . 249  
Hafenbecken von Belligemma. — Westkap. — Rote Klippen von Basamuna. — Wildes Pandanusdickicht. — Zauberkunststücke Abendsstunden. — Ostkap. — Das Fischerdorf Mirissa. — Gastfreundschaft des Häuptlings. — Schöne Singhalesenkinder. — Die roten Lampen. — Prachtvoller Sonnenuntergang.

	Seite
<b>XIV. Bogalla und Boralu</b> . . . . .	260
Der Felsenjee. — Kokosinseln. — Buddhatempel. — Der Kiesel-See. — Naturwunder von Dena-Pitya. — Kolossaler Benjanenbaum. — Riesenschlange. — Kannenpflanzen. — Schlingpflanzen des Urwaldes. — Der Waldgarten des Aretschj. — Spiele der Singhalejenkinder.	
<b>XV. Matura und Dondera</b> . . . . .	271
Das Sternfort in Matura. — Das Donnerkap. — Ruinen des Riesentempels von Dondera=Head. — Südspitze von Ceylon. — Segelfahrt gen Süden. — Reicher pelagischer Fischzug. — Mündung des blauen Sandflusses. — Abschied von Befigenma.	
<b>XVI. Die Kaffeedistrikte des Hochlandes</b> . . . . .	279
Ausdehnung und Höhe des Gebirgslandes. — Ausrottung der Urwälder. — Ausbreitung der Kaffeekultur. — Elefantenkorral. — Adams-Pik. — Wanderungen durch die Kaffeepflanzungen. — Tamil-Kulis. — Dravidaraffe. — Wallaha. — Gastfreundschaft der englischen Kaffeepflanzer.	
<b>XVII. Der Adams-Pik</b> . . . . .	295
Alter Sagenkranz. — Der Eripida oder Fußtapfen des Buddha. — Erste Besteigung des Pik durch Ibn Batuta. — Neuere Besteigung durch Davy und Savers. — Vegetationsgürtel: Palmen, Kubiazeen, Myrten, Baumfarne, Lianen. — Pilgerscharen, Ambalamä. — Himmelsleitern an den Felsenwänden. — Buddhatempel auf dem Gipfel des Pik. — Blumenopfer am Eripada. — Panorama der Insel. — Rückweg.	
<b>XVIII. Nurellia</b> . . . . .	327
Klima des Gebirgsplateau. — Kühle Nächte. — Die Gesundheitsstation von Nurellia. — Vergleich mit europäischen Badeorten. — Flora des Hochlandes. — Ausflüge von Nurellia. — Pedura-Talla-Galla. — Die höchste Bergspitze von Ceylon. — Uda Puffilawa. — Rambahodde. — Hackgalla.	
<b>XIX. Am Ende der Welt</b> . . . . .	340
Expedition nach Horton=Plains. — Kulturoß. — Patnas. — Zusammenjagung der Urwälder. — Nilu-Wälder. — Kasthaus von Horton=Plains. — Präriebrände. — Waldesjamkeit. —	



Tierleben im Urwald. — Totapella-Pit. — Felsen Schlucht am  
Ende der Welt. — Zusammentreffen mit wilden Elefanten. —  
Die Kaffeepflanzungen von Konpareil. — Farnbäume. Seite

**XX. Die Urbewohner von Ceylon . . . . . 353**

Aufsteigende und absteigende Entwicklung. — Verhältnis der  
Webbas zu den Dravidas und Singhalesen. — Ältere Nach-  
richten über die Webbas. — Ihre Zahl und Verbreitung,  
Körperbau und Behaarung. — Mangel an Kleidung und Schmuck.  
— Jagdgeräte, Nahrung und Tauschhandel. — Sprache und  
Seelenleben. — Fehlen von Zahlwörtern, Eigennamen und Reli-  
gion. — Verwandtschaft mit den Menschen-Affen (Schimpanse). —  
Webdale Pygmäen und Alfa-Pygmäen. Adam und Eva.

**XXI. Der schwarze Fluß . . . . . 389**

Das Rafthaus von Billahul-Dya und seine Umgebung. —  
Opferackel-Bach. — Bergbäche. — Wunderwerke der Tropen-  
flora. — Riesenlianen. — Brücken über Wasserfälle. — Blut-  
egel. — Fahrt im Ochsenkarren von Billahul-Dya nach Katna-  
pura. — Gewitter in der Gebirgsschlucht von Madula. — Die  
Stadt der Edelsteine. — Bootsfahrt auf dem Kalu-Ganga. —  
Pracht der Urwälder. — Tierleben. — Stromschnellen. —  
Ankunft in Caltura.

**XXII. Heimwärts über Ägypten . . . . . 404**

Die letzte Woche in Colombo. — Abschied von Ceylon. — Der  
österreichische Lloydampfer Aglaja. — Herrliche Rückfahrt  
durch den indischen Ozean. — Sokotora. — Ankunft in Suez. —  
Mosesquelle. — Zehn Tage in Kairo. — Der große versteinerte  
Wald. — Vergleichung von Ägypten und Ceylon. Dattelpalme  
und Kokospalme. — Englische Politik in Ägypten. — Die britische  
Weltherrschaft. — Rückreise von Alexandrien nach Triest. — An-  
kunft in Jena.

## Erklärung der Illustrationen zu den Indischen Reisebriefen.

Sämtliche zwanzig Bilder beziehen sich auf Landschaft und Bewohner der Insel Ceylon; die Landschaften sind nach Aquarellskizzen des Verfassers, die Personen nach Photographieen in Lichtdruck ausgeführt.

### I. Kokosinsel bei Velligemma (S. 204, 263).

Die kleine Felseninsel (Gan-Duba) liegt in der Nähe des Rasthauses von Velligemma und ist mit einem Riesenbukett von Kokospalmen verziert (*Cocos nucifera*, S. 263). Auch der Meeresstrand im Hintergrunde ist mit Kokospalmen gesäumt. Auf dem sandigen Strande im Vordergrunde liegt das „Ausleger-Kaue“, in welchem die pelagischen Fischerei-Exkursionen ausgeführt wurden (S. 78, 215); die singhalesischen Bootleute spannen eben das Segel zur Ausfahrt auf.

### II. Bananen-Gain in Velligemma (S. 99, 233).

Die zarten lichtgrünen, vom Winde vielfach quer eingerissenen Riesenblätter der Bananen oder Pflanzpflanzen (*Musa sapientum*) bilden einen schattigen Laubgang, der zu einer im Hintergrunde versteckten Singhalesenhütte führt. Vorn links pflückt ein Mann die „Paradiesfeigen“ von einer herabhängenden Fruchttraube, während Frauen und Kinder andere Früchte in einen flachen Korb sammeln. Ganz links erhebt sich ein Tamarindenbaum oberhalb einer Gruppe von Callapflanzen (*Caladium*, mit großen Pfeilblättern, S. 91, 171). Rechts klettert ein Knabe auf eine Kokospalme, auf deren Stamm unten ein trockenes Blatt derselben gebunden ist (um durch Rascheln

einen etwa nächtlich hinaufkletternden Dieb zu verraten). Dahinter erhebt sich ein großer Jack-Brotfruchtbaum (*Artocarpus integrifolia*, S. 90, Taf. X). Rechts unten in der Ecke steht ein Manihotstrauch mit handförmigen Blättern (*Jatropha Manihot*, S. 91).

### III. Benjanenbaum bei Dena-Pitha (S. 265).

Ein riesiger indischer Feigenbaum oder „Benyan-Tree“ (*Ficus indica* = *Urostigma bengalense*), in der Nähe des Dorfes Dena-Pitha (S. 265), bildet mit seiner dichten Niesenkrone für sich allein einen vielstämmigen Hain, in dem zahlreiche, von den Seitenästen des zentralen Hauptstammes herabgesenkte Luftwurzeln unten im Boden wieder Wurzeln geschlagen und sich zu neuen Seitenstämmen entwickelt haben. Born sind einige zweirädrige Zebukarren sichtbar (Bullock-Cart, Taf. XIV und S. 162).

### IV. Schlangenbaum am Boralu-See (S. 135, 267).

In der Mitte des einsamen Boralu-Sees liegt eine kleine, ganz mit Wald bedeckte Insel (S. 267). Im Hintergrunde erheben sich über dem dichtbewaldeten grünen Ufer zahlreiche schlanke Kokospalmen: „ein Wald über dem Walde“ (S. 172). Im Vordergrunde rechts erhebt sich ein mächtiger „Schlangen- oder Gummibaum“ (*Ficus elastica*, S. 135); von seinen Zweigen hängen ampelähnliche Lianen herab, während die Wurzelkämme des dicken Stammes schlangennählich über den Boden kriechen; die offenen Kammern zwischen denselben sind geräumig genug, um den Singhalesen zu verstecken, der seine Arme erhebt, erschreckt von der links nahenden Niesenschlange (*Python reticulatus* oder *Python molurus*).

### V. Pandanus am Strande von Matura (S. 169, 253, 273).

Der Vordergrund des Strandes ist mit Pandanus oder Schraubenspalmen bedeckt (*Pandanus odoratissimus*); ihre Äste, nach Art eines Armluchters verzweigt, tragen am Ende je einen Blätterbusch; der gewundene Stamm ruht unten auf gabelförmig getheilten Luftwurzeln wie auf Stelzen. Rechts am Strande sucht ein Singhala-Mädchen Muscheln. Im Hintergrunde ist der felsige, mit Kokospalmen gesäumte Strand sichtbar, der sich an der Südspitze von Ceylon bis zum Donnerkap hinzieht („Dondera-Head“, S. 273).

### VI. Mangroven-Wald am Kelany-Flusse (S. 112, 172).

Rechts steht das Labyrinth der Mangrovenwurzeln (*Rhizophora*, *Sonneratia* etc., S. 102). Zahlreiche Luftwurzeln wachsen vom Stamme und den Ästen herab und bilden im Wasser verzweigte Stützwurzeln. Links liegt am Flussufer ein kleines singhalesisches Dorf, dessen Hütten den unteren Stammenteil von Kokospalmen einschließen.

VII. Lianen am schwarzen Flusse (S. 357, 363).

An den bewaldeten Ufern des Kalu-Ganga oder schwarzen Flusses sind Kletterpflanzen von den seltsamsten phantastischen Formen zu finden; so hier rechts im Bilde ein Gewirr von mächtigen, schlangenartig gewundenen Lianenstämmen, die einen großen, vom Ufersaum aufstrebenden Baum umschlungen und fast erwürgt haben. An dem überhängenden Aste des letzteren (unter dem eine Singhalesenhütte durchschaut) hängen Quirlenden von verschiedenen Schlingpflanzen durcheinander. Links sind die hohen Stämme von zwei Bäumen ganz eingehüllt von den dichten (in dieser Kegelform sehr häufigen) Laubmänteln anderer Lianen.

VIII. Bambusen am schwarzen Flusse (S. 140, 365).

Links im Vordergrund erhebt sich am Ufer ein dichter Busch von orangegelben Bambusstämmen; die Knoten der riesigen Rohrhalmes folgen sich in regelmäßigen Abständen, das lichtgrüne Laub ist zierlich an den überhängenden Zweigen verteilt. Die mächtige Rohrgruppe des Riesenbambus im Mittelgrunde erinnert an einen wallenden Busch von Straußenfedern.

IX. Adams-Pik, vom Totapella gesehen (S. 298, 349).

Die isolierte Pyramide des Adams-Pik im fernen Hintergrunde trägt auf der Spitze eine einzelne Haufwolke, ähnlich einem Vulkan mit seiner Rauchsäule (S. 298). Die dichten Waldmassen des Hochlandes im Mittelgrunde werden größtenteils von piniennähnlichen Schirmbäumen verschiedener Familien gebildet (Lorbeer, Myrten, Guttabäume, Magnolien u. s. w., S. 335). Die knorrigen Äste des toten Baumes rechts im Vordergrund sind geschmückt mit den bunten Büschen vieler verschiedener Schmarotzerpflanzen, Orchideen, Moosen, Flechten u. s. w. (S. 349).

X. Jack-Brotbaum (S. 90, 269).

Das alte, hier abgebildete Exemplar des Jack-Baumes oder des „ganzblättrigen Brotfruchtbaumes“ (*Artocarpus integrifolia*) stand im Garten einer Singhalesenhütte am Boralu-See (S. 269). Der Riesenstamm war unten zweiteilig, oben mit vielen parasitischen Lianen, Farnen, Orchideen u. s. w. geschmückt. Unmittelbar am Stamme hingen zahlreiche eßbare Riesenfrüchte, über einen Fuß lang,  $\frac{1}{2}$  Fuß breit und 30 Pfund schwer. Vorn spielt eine Herde junger Schweine. An der Hütte links stehen Bananen und Kokospalmen.

XI. Blühende Talipotpalme (S. 133).

Die große Schirmpalme oder Talipotpalme (*Corypha umbra-culifera*) ist die Königin unter den Palmen von Ceylon. Ihr weißer

zylindrischer Stamm, einer schlanke Marmorsäule ähnlich, erreicht über 100 Fuß Höhe. Die riesige Blätterkrone seines Wipfels besteht aus vielteiligen Blattfächern von 12 bis 16 Fuß Durchmesser (oben rechts im Bilde). Dieser wunderbare Baum blüht nur einmal im Leben; nachdem er 50 oder 60 Jahre erreicht hat, entwickelt sich plötzlich am Gipfel ein riesiger pyramidaler Blütenbusch von 40 Fuß Höhe, aus vielen Tausenden kleiner weißer Blüten gebildet (oben links im Bilde); die Kraft der herrlichen Palme ist damit erschöpft; die Blätter sinken matt herab und verdorren, und nachdem die kleinen Früchte gereift sind, stirbt der Baum ab (S. 133).

#### XII. Aussicht vom Kambodde-Paß (S. 338).

Die Anhöhen zu beiden Seiten des Kambodde-Passes (7000 Fuß über dem Meere) sind mit dichtem Walde bedeckt, aus dem hohe pinienähnliche Schirnbäume verschiedener Familien hervorragen (vergl. Erklärung von Tafel IX). Im Mittelgrunde ist das Tal von Nurellia sichtbar, dahinter der See (S. 330) und darüber der Gagalla-Berg (S. 339). Schwere Monsunwolken ziehen von Südwesten herüber.

#### XIII. Buddhatempel in Kandy (S. 149).

An den Malagawa-Tempel (links) stößt der achteckige, mit spitzem Dache gedeckte Turm (rechts), beide ungefähr um das Jahr 1600 erbaut. Eine dunkle Kammer in diesem Turm enthält (— unter einer silbernen Glocke verborgen —) den berühmten „Dallada“, den sogenannten „heiligen Zahn des Buddha“ (S. 150).

#### XIV. Zebu-Karren (Bullock-Hackery) (S. 162).

Das beliebteste Fuhrwerk in vielen Teilen von Ceylon ist der Bullock-Hackery oder die kleine zweirädrige „Zebu-Droschke“, die von einem schnellfüßigen kleinen Laufochsen gezogen wird (Bonbrasse des Buckelochsen).

#### XV. Alter Häuptling von Kandy (S. 91).

Singhalese von der höchsten Kaste im Häuptlingszschmuck.

#### XVI. Buddhapriester (S. 243).

Singhalese im gelben Priestergewande, mit kahl geschorenem Haupte, in der Hand einen Palmblattfächer.

**XVII. Singhalesin in Festkleidung (S. 91).**

Kumarithami, singhalesisches Mädchen von hoher Kaste, mit reichem Silber Schmuck.

**XVIII. Tamilfrau (S. 91, 291).**

Dunkelbraune Dravidarasse.

**XIX. Tamilmädchen (S. 91, 291).**

Dunkelbraune Dravidarasse.

**XX. Weddas, Urbewohner von Ceylon (S. 355).**

Die drei Weddamänner, bloß mit dem Lendenschurz bekleidet (S. 370), tragen in der Lendenschur die Art (S. 374), in der Hand Bogen und Pfeil. Von den drei Frauen trägt die eine (rechts) bloß das Lendentuch, während die beiden anderen außerdem mit einem Halsband und Armspangen geschmückt sind (Kultur-Weddas). Der Aufseher (rechts) in englischer Kleidung ist ein Singhalese.

I.

Unterwegs nach Indien.

---





## I.

Also wirklich nach Indien? So frugen mich die Freunde in Jena und so frug ich mich selbst, ich weiß nicht wie oft —, nachdem ich zu Ende des letzten Winters, unter dem vollen Eindrücke unseres melancholischen norddeutschen Februar, den Entschluß gefaßt hatte, den nächsten Winter im tropischen Sonnenglanze der Wunderinsel Ceylon zuzubringen. Freilich ist eine Reise nach Indien heutzutage kein Kunststück mehr; ist doch in unserer reiselustigen und reiserührigen Zeit kein Teil der Erde mehr von Touristen verschont; die entferntesten Meere durchheilen wir auf den bequemen Luxusdampfern der Gegenwart in verhältnismäßig kurzer Zeit mit weniger Umständen und weniger Gefahren, als vor hundert Jahren die gefürchtete, heute alltägliche „Reise nach Italien“ begleiteten. Selbst „die Reise um die Welt in achtzig Tagen“ ist schon ein gewohnter Gedanke geworden, und viele angehende Weltbürger, die das nötige Geld dazu besitzen, glauben sich durch eine solche „Weltreise“ in weniger als Jahresfrist eine umfassendere und vielseitigere Bildung zu erwerben, als durch den zehnjährigen Besuch der besten Schule. Eine „Reise nach Indien“ kann demnach — zumal die beste Literatur über dieses wunderbare Land in Fülle vorhanden ist — an sich keinen besonderen Anspruch auf Teilnahme mehr erheben, und es bedarf wohl einer eigenen Rechtfertigung, wenn ich in diesen „Indischen Reisebriefen“ die Leser einlade, mich auf

meiner halbjährigen Fahrt nach und durch Ceylon zu begleiten. Dabei wirst Du, geneigter Leser, und noch mehr, verehrte Leserin, mir wohl freundlichst gestatten müssen, in meine persönlichen Interessen als Naturforscher und Naturfreund Dich hineinzuziehen; denn diese sind es ja, welche die jetzt begonnene Reise eigentlich allein ins Leben gerufen haben.

Der Wunsch, die Wunder der Tropen-Natur von Angesicht zu sehen, ist für jeden Naturforscher, der sich die Erkenntnis der organischen Lebensformen unseres Erdballes zur Lebensaufgabe gesetzt hat, eigentlich selbstverständlich; er ist einer der sehnlichsten Wünsche. Denn innerhalb der Wendekreise allein entwickelt unter dem gesteigerten Einflusse des Sonnenlichts und der Sonnenwärme sowohl die Tierwelt als die Pflanzenwelt unserer Erde jenen höchsten und erstaunlichsten Formenreichtum, von welchem die Fauna und Flora unserer gemäßigten Zone nur als ein schwacher und farbloser Abglanz erscheinen. Schon als Knabe hatte ich bei meiner Lieblingslektüre, den alten „Reisebeschreibungen“, an nichts so große Freude, als an den Urwäldern Indiens und Braziiliens; als dann später Humboldts „Ansichten der Natur“, Schleidens „Pflanze und ihr Leben“, Kuntz' „Vegetations-Ansichten“ und Darwins „Reise um die Erde“ vor allen anderen Schriften anregend und bestimmend auf meinen Lebensplan einwirkten, da wurde „die Reise in die Tropen“ mein höchster Lebenswunsch. Am ersten durfte ich hoffen, dieselbe als Arzt ausführen zu können, und um ihrerwillen hauptsächlich beschloß ich vor vierzig Jahren als angehender Student, dem Lieblingsstudium der Botanik und Zoologie noch dasjenige der Medizin hinzuzufügen. Aber eine lange Zeit noch sollte verstreichen, ehe der damals gehegte Reisetraum zur lebensvollen Wirklichkeit sich gestaltete!

Die verschiedenartigsten Versuche, die ich vor 35 Jahren, nach Vollendung meiner medizinischen Studien, unternahm,

um als Arzt die beständig mir vorschwebende Tropenreise auszuführen, schlugen sämtlich fehl. Ich war schließlich glücklich, als ich 1859 eine längere Reise nach Italien antreten und über ein Jahr lang an den herrlichen Ufern des reichen, mir jetzt so lieb gewordenen Mittelmeeres mich in das Studium seiner mannigfaltigen Seetierbevölkerung vertiefen konnte. Nach der Rückkehr drängte eine bestimmte Berufspflicht und der jähe Wechsel persönlicher Schicksale die weiteren Reisepläne in den Hintergrund. Ich trat Ostern 1861 das Lehramt an der Universität Jena an, welches ich nunmehr seit 32 Jahren bekleide. Die Ferienzeit benutzte ich jedoch meistens nach dem Vorbilde meines großen Meisters und Freundes Johannes Müller zu zoologischen Studienreisen an die Meeresküste. Die besondere Vorliebe für das höchst interessante Studium der niederen Seetiere, vor allen der Pflanzentiere und Urtiere, in welches Johannes Müller persönlich mich 1854 in Helgoland eingeführt hatte, führte mich im Laufe des folgenden Vierteljahrhunderts nach und nach an die verschiedensten Küsten von Europa. In der Vorrede zu dem 1879 erschienenen „System der Medusen“ habe ich eine Übersicht der zahlreichen Küstenorte, an denen ich während dieses Zeitraumes fischte und beobachtete, mikroskopierte und zeichnete, zusammengestellt. Immer blieben es vorzugsweise die mannigfaltigen Küsten des unvergleichlichen, in so vielen Beziehungen einzig dastehenden Mittelmeeres, welche vor allen anderen die größte Anziehungskraft ausübten. Indessen konnte ich auch zweimal die Grenzen dieses Lieblingsgebietes überschreiten. Den Winter 1866/67 brachte ich auf den kanarischen Inseln zu, größtenteils auf der vulkanischen, fast vegetationslosen Insel Lanzarote. Im Frühjahr 1873 machte ich von Suez aus auf einem ägyptischen Kriegsschiff einen wundervollen Ausflug nach Tur, zu den Korallenbänken des Roten Meeres, über welche ich in meinen „Arabischen Korallen“ (1875) berichtet habe. Beide Male kam ich dem Wende-

kreise ganz nahe und blieb nur durch wenige Breitengrade von dem Tropengürtel getrennt — allerdings beide Male von einem Bezirke desselben, der gerade seinen größten Reiz, den tropischen Vegetationsreichtum, am dürftigsten entwickelt zeigt.

Je mehr aber der Naturforscher von unserer schönen Erdenatur sieht und genießt, desto begieriger wird er nach weiterer Ausdehnung des Gesichtskreises. Nach einem herrlichen Herbstaufenthalte, den ich im Jahre 1880 auf dem Schlosse Portofino bei Genua, dank der gütigen Gastfreundschaft des dortigen englischen Konsuls, Mr. Montague-Brown, genossen hatte, kehrte ich gesättigt mit einer Fülle interessanter zoologischer und botanischer Erfahrungen nach dem stillen kleinen Jena zurück. Aber schon wenige Wochen später führte mir der Zufall das hübsche Werk über Ceylon von dem Wiener Maler Ransjonnnet wieder in die Hand, und gerade die schönen Erinnerungen an Portofino ließen mir nun die großartigen, früher schon oft mit besonderer Sehnsucht betrachteten Naturwunder der indischen Zimmetinsel doppelt reizend und begehrenswert erscheinen. Ich schlug im Kursbuch die verschiedenen Routen nach Indien nach und ersah zu meiner Freude, daß der „Kampf ums Dasein“ zwischen den verschiedenen indischen Dampferlinien die hohen Fahrpreise seit einigen Jahren sehr bedeutend herabgedrückt und voraussichtlich in gleichem Maße auch die mancherlei Unannehmlichkeiten der Reise vermindert hatte. Ganz besonders einladend aber erschien mir die Notiz, daß jetzt auch der österreichische Lloyd in Triest eine doppelte Dampferlinie nach Indien unterhält, und daß beide Linien Ceylon berühren. Von vielen Mittelmeer-Reisen her standen gerade die österreichischen Lloyd-Schiffe bei mir in bestem Andenken, und durch ihre Benutzung durfte ich hoffen, meinen Zweck am sichersten, bequemsten und leichtesten zu erreichen.

Die Seereise von Triest über Ägypten und Aden nach

Ceylon nimmt ungefähr 4 Wochen in Anspruch; davon kommen etwa 6 Tage auf die Strecke von Triest bis Port-Said, 2 Tage auf den Suez-Kanal, 6 Tage auf das Rote Meer und 11 Tage auf den indischen Ocean von Aden bis Ceylon. 3—4 Tage Aufenthalt fällt auf die berührten Stationen. Wenn ich also einen halbjährigen Urlaub erhielt, konnte ich 2 Monate auf die Hin- und Rückreise rechnen, 4 Monate auf den Aufenthalt in Ceylon selbst. Bei dem gesunden Klima und den geordneten Verhältnissen dieser schönen Insel bot die Reise keinerlei besondere Gefahren. Sodann bedachte ich weiter, daß ich im 48. Lebensjahre stehe, und daß es somit an der Zeit sei, die Reise bald auszuführen, wenn sie überhaupt noch zur Ausführung kommen sollte. Umstände verschiedener Art, die nicht hierher gehören, begünstigten einen raschen Entschluß, und so entwarf ich mir denn zu Ostern 1881 den bestimmten Plan der Reise und begann alsbald zur Ausführung desselben zu schreiten. Der erforderliche Urlaub und eine ansehnliche Summe zur Anlegung einer Sammlung von indischen Naturalien wurde mir von der großherzoglichen Staatsregierung in Weimar gern bewilligt. Um mich genügend für die möglichste Ausbeutung der kurzen Reisezeit vorzubereiten, las ich die wichtigsten Werke, die über Ceylon und seine Naturprodukte bisher erschienen sind, vor allem die treffliche und auch heute noch grundlegende Darstellung in Carl Ritters klassischer „Erdkunde“ (Ostasien, Fünfter Band), sodann das Hauptwerk des Engländers Sir Emerson Tennent: *Ceylon, An account of the Island, physical, historical and topographical*, London, 1860. Außerdem verglich ich eine Anzahl älterer und neuerer Reisebeschreibungen, welche Angaben über die Insel enthalten.

Weiterhin wurde der Apparat von Instrumenten und Utensilien zum Beobachten und Sammeln von Tieren, welcher mich stets auf meinen Reisen an die Meeresküste begleitet, aufs neue hergerichtet, ergänzt und ansehnlich erweitert. Auch

benutzte ich den Sommer zum Erlernen und Einüben einiger neuer, mir bisher unbekannter Künste, welche gerade für diese Reise besonders nützlich und wünschenswert erschienen, als da sind: Ölmalerei, Photographie, der Gebrauch des Jagdgewehres, des Vötkolbens u. s. w. Da der klimatischen Verhältnisse wegen der Antritt der Reise vor Mitte Oktober nicht rätlich erschien, verbrachte ich die Herbstferien noch in Jena, mit Zurüstungen aller Art und mit der Verpackung des umfangreichen Apparates beschäftigt. Obgleich meine speziellen Reisezwecke sich auf den engeren Kreis meiner Lieblingsstudien, besonders der Urtiere und Pflanzentiere, beschränken sollten, so gab es immerhin genug andere naturwissenschaftliche Aufgaben, von denen ich einige vielleicht nebenbei fördern konnte und auf deren Behandlung ich mehr oder minder vorbereitet sein mußte.

Der Naturforscher, welcher heutzutage die Meeresküste aufsucht, um dort Untersuchungen über deren Tier- und Pflanzenleben anzustellen, kann nicht mehr mit einem Mikroskope, einem Präparierbesteck und einigen anderen einfachen Instrumenten sich begnügen, wie das noch vor 20, ja noch vor 10 Jahren möglich war. Die Methoden der biologischen, insbesondere der mikroskopischen Untersuchung haben sich in den letzten beiden Dezennien außerordentlich entwickelt und vervollkommenet; ein verwickelter und umfangreicher Apparat von Werkzeugen der verschiedensten Art ist erforderlich, um nur einigermaßen den heute gestellten Aufgaben zu genügen.

Nicht weniger als 16 Kisten und Koffer waren es, welche ich in Triest für meine Reise einschiffte. Davon waren zwei Kisten bloß mit den nötigsten wissenschaftlichen Büchern gefüllt, zwei andere enthielten die Mikroskope, die physikalischen und anatomischen Instrumente. In zwei Kisten waren die Apparate zum Sammeln und die Mittel zum Konservieren des Gesammelten verpackt, verlötete Blechbüchsen mit verschiedenen Alkoholen und anderen Konservations-Flüssigkeiten, Karbol-

säure, Arsenik &c. Diesen schlossen sich zwei andere Kisten an, welche bloß Gläser (einige tausend Stück) enthielten, sowie zwei Kisten mit Netzen und Fangapparaten aller Art, Schleppnetzen und Scharnetzen zum Abkratzen des Seebodens, Mullnetzen und Schöpfnetzen zum Fang an der Meeresoberfläche. Eine besondere Kiste enthielt den photographischen Apparat, eine zweite die Utensilien zum Ölmalen und Aquarellieren, Zeichnen und Schreiben; eine dritte war gefüllt mit 40 in einander geschachtelten Blechkisten, so eingerichtet, daß ich die flachen Blechdeckel der würfelförmigen Kisten, nachdem diese mit Tieren gefüllt waren, mit leichter Mühe selbst ausblöten konnte; eine vierte Kiste enthielt ausschließlich die Munition für meine doppelläufige Jagdflinte: tausend Stück Patronen verschiedenen Kalibers. Die meisten der 14 Kisten waren mit Blech ausgeschlagen und zugelötet, um auf alle Fälle ihren Inhalt während der längeren Seereise vor der verderblichen Masse zu schützen. In zwei Blechkoffern endlich hatte ich die für die halbjährige Reise erforderlichen Kleidungsstücke und Wäsche untergebracht.

Angesichts dieser ansehnlichen Ausstattung, deren Zurüstung und Verpackung mir schon in Jena Sorge und Arbeit genug gemacht hatte, darf ich es wohl als ein besonderes Glück betrachten, daß ein Wunsch nicht in Erfüllung ging, den ich bei Beginn meines Unternehmens mit besonderer Wärme ins Auge gefaßt hatte. Bekanntlich haben unter allen Erforschungen des Meereslebens in der neueren Zeit keine so großartige und überraschende Resultate zu Tage gefördert, als die Untersuchung der Tiefsee, welche wir in erster Linie den englischen Zoologen, Sir Wyville Thomson, Carpenter, John Murray, Moseley und anderen verdanken. Während noch vor 20 Jahren der tiefe Ozean für leblos galt, und allgemein das Dogma herrschte, daß unterhalb 2000 Fuß das organische Leben in den Meerestiefen überhaupt aufhöre, lehrten uns die großartigen Tiefsee-Forschungen der Engländer während des

letzten Dezenniums das Gegenteil. Es ergab sich, daß die Tiefen des Ozeans, soweit man dieselben bis jetzt erforschen konnte, bis zu 27 000 Fuß hinab, mit Tieren der verschiedensten Klassen reich bevölkert sind, und zwar mit Tierarten, die größtenteils bisher völlig unbekannt sind, und die in verschiedenen Tiefen-Zonen ähnliche Verschiedenheiten darbieten, wie die Flora-Gürtel in verschiedenen Gebirgshöhen.

Nun betreffen aber die bisherigen Tiefsee-Untersuchungen, vor allen die denkwürdigen und unvergleichlichen Forschungen der „Challenger-Expedition“, zum größten Teil den atlantischen Ozean, zum kleineren einige Abschnitte des pacifischen Ozeans; hingegen wurde das ungeheure Gebiet des indischen Ozeans von ihnen nicht berührt, oder nur eben im südlichsten Teile gestreift. Ein ungeahnter Reichthum von neuen, bisher unbekanntem Tiefseebewohnern wird zweifellos von demjenigen Naturforscher entdeckt werden, welcher das Glück haben wird, zum ersten Male das vervollkommnete Tiefseenez der Gegenwart in die unerforschten Tiefen des indischen Ozeans zu senken. Nun war es gewiß verzeihlich, daß sich beim ersten Entwurf meines Reiseplanes bereits in mir der Wunsch regte, jenen unbekanntem Schatz zu heben. Warum sollte ich nicht der Erste sein, der einen Versuch dazu machte, einen mißlungenen Versuch vielleicht (— wie so viele andere! —) aber doch einen ersten Versuch! Freilich sind aber Tiefsee-Untersuchungen ein sehr kostspieliges Vergnügen, selbst wenn man dieselben — wie ich es getan haben würde — nur in möglichst einfacher und billiger Form unternimmt. Auf keinen Fall konnte ich daran denken, einen solchen Versuch mit meinen bescheidenen Privatmitteln zu unternehmen; wohl aber konnte ich versuchen, Mittel für jenen Zweck aus solchen Instituten zu erhalten, welche eigens zur Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen gegründet sind. In Deutschland ist das bedeutendste und einflußreichste derartige Institut die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Theils aus ihren



eigenen reichen Fonds, theils aus denjenigen der Humboldt-Stiftung (über welche sie zu verfügen hat) haben bereits viele Reisende ansehnliche Unterstützungen erhalten.

Als ich nun Ostern 1881 gelegentlich eines kurzen Besuches in Berlin mit mehreren meiner dortigen Freunde die beabsichtigte indische Reise besprach, wurde ich von den letzteren dringend aufgefordert, mich um das vakante Reifestipendium der Humboldt-Stiftung zu bewerben, um so mehr, als gerade jetzt eine sehr beträchtliche Summe disponibel sei. Ich muß gestehen, daß ich mich nur ungern und zögernd entschloß, dieser wohlwollenden Aufforderung meiner Berliner Kollegen Folge zu leisten. Denn einerseits hatte ich alle meine früheren wissenschaftlichen Reisen, seit mehr als 25 Jahren, ohne jede derartige Unterstützung ausgeführt, und dabei die Kunst erlernt, unter Beschränkung auf das Notwendigste auch mit bescheidenen Privatmitteln meine Reisezwecke zu erreichen. Andererseits aber gehören bekanntlich die einflußreichsten Mitglieder der Berliner Akademie zu den eifrigsten Gegnern der Entwicklungslehre, deren Förderung und Ausbau ich mir seit vielen Jahren besonders hatte angelegen sein lassen. Wurde doch gerade dort dem unaufhaltsamen Fortschritte der Erkenntnis jene künstliche Schranke entgegengestellt, welche die Aufschrift „Ignorabimus et restringamur!“ trägt, und welcher ich in meiner Schrift über „Freie Wissenschaft und freie Lehre“ (1878) geantwortet habe: „Impavidi progrediamur!“ Daß mir dieser Widerspruch niemals würde verziehen werden, mußte ich im voraus. Ich war daher auch gar nicht überrascht, als ich einige Monate später von meinen Berliner Freunden erfuhr, daß die Akademie jenes Gesuch einfach abgewiesen habe.

Mein Wunsch, Tiefsee-Untersuchungen im indischen Ozean anzustellen, war dadurch allerdings vereitelt; es wird einem Verdienteren und Glücklicheren überlassen bleiben, die zoologischen Schätze seiner verborgenen Abgründe zu heben. Für

mich wird hoffentlich auch die Oberfläche des tropischen Meeres so viel Neues und Interessantes bieten, daß die kurze, mir gegönnte Zeitspanne zu seiner vollen Bewältigung nicht ausreicht; und jedenfalls bleibt mir jetzt, wo ich ganz auf eigenen Füßen stehe, jenes höchste Gut gewahrt, auf dessen ungeschmälerten Besitz ich von jeher den größten Wert gelegt habe, die volle Freiheit und Unabhängigkeit!

Gegenüber diesen und anderen, wenig erfreulichen Erfahrungen, die ich bei der Zurüstung der Reise zu machen hatte, sei es mir gestattet, der weitaus größeren Zahl derjenigen lieben Freunde meinen herzlichsten Dank abzustatten, welche sofort nach Mitteilung meines Planes demselben ihre wärmste Teilnahme schenkten und auf alle Weise denselben zu fördern suchten, vor allen anderen Charles Darwin, Dr. Paul Rottenburg in Glasgow, Sir Wyville Thomson und John Murray in Edinburgh; ferner Professor Eduard Suez in Wien, Baron von Königsbrunn in Graz, Heinrich Krauseneck und Vinienschiffs-Kapitän Radonez in Triest. Nicht minder fühle ich mich verpflichtet, der Großherzoglichen Staatsregierung in Weimar für die wohlwollende Unterstützung meiner Reisezwecke hier meinen ergebensten Dank auszusprechen, vor allen Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, dem Rector magnificentissimus der Universität Jena, sowie dem Erbgroßherzog. Durch ihre gütige Vermittelung erhielt ich eine direkte Empfehlung des englischen Kolonialministers an den Gouverneur von Ceylon. Auch mit anderen Empfehlungen wurde ich reichlich ausgestattet. Endlich muß ich doch auch noch allen den lieben Freunden und Kollegen in Jena hier dankbarst die Hand drücken, welche in der verschiedensten Weise bemüht waren, mir in meinen Reisezurüstungen behilflich zu sein.

Nachdem endlich alle Vorbereitungen vollendet und zwölf meiner Kisten, mehrere Wochen vorher abgeschickt, bereits in

Triest angekommen waren, verließ ich mein liebes stilles Jena am Morgen des 8. Oktobers. Der Abschied war nicht leicht. Ich fühlte gar sehr, was ich schon Wochen vorher mit steigender Bangigkeit empfunden hatte, daß eine halbjährige Trennung von Weib und Kind, eine Trennung durch einen Meeresraum von mehr als 5000 Seemeilen, für einen Familienvater, der im achtundvierzigsten Lebensjahre steht, keine leichte Aufgabe ist. Wie anders würde ich, mit frischestem Jugendmuth ohne einen Schatten von Sorge, diese Reise in die Tropen vor 25 Jahren angetreten haben, damals, als sie mein heißester Lebenswunsch war und als ich alles daran setzte, um ihn zu verwirklichen! Freilich konnte ich jetzt, durch zwanzigjährige Verrätigkeit mit den Aufgaben meines zoologischen Forschungsgebietes wohl vertraut, und im voraus mit den besondern Fragen meiner Reiseaufgabe genau bekannt, sie besser zu beantworten und in kürzester Zeit, auf reiche Erfahrungen gestützt, größere Resultate zu erzielen hoffen, als damals, vor einem Vierteljahrhundert. Aber war ich selbst nicht auch um eben so viel älter geworden? Hatte ich nicht um so viel mehr an Elastizität des Geistes und Jugendkraft des Körpers eingebüßt? Und konnten jetzt, wo ich so viel tiefer in abstraktere Gebiete der Naturforschung eingedrungen war, die konkreten Wunderwerke selbst der reichsten Tropennatur noch einen ähnlichen Eindruck auf mich machen, wie sie damals sicher im höchsten Maße gemacht haben würden? War ich nicht wieder einmal, wie schon so oft, auf einem Punkte angekommen, wo meine rege Phantasie mir die schönsten Zauberbilder vor Augen führte und wo diese leider alsbald beim Eintritt in die nüchterne Wirklichkeit zu einer leeren Fata morgana zerfloßen?

Solche und ähnliche Gedanken, gemischt mit den bittersten Empfindungen des schweren Abschieds von Familie und Heimat, durchzogen düsteren Nebelwolken gleich mein Gemüt, als mich die Saal-Eisenbahn in der Frühe des 8. Oktobers von

Jena nach Leipzig führte. Und düstere kalte Herbstnebel waren es auch, die mich rings umgaben und die mein geliebtes Saaltal völlig erfüllten und verhüllten. Nur die höchsten Gipfel unserer herrlichen Muschelkalkberge ragten frei aus dem wogenden Nebelmeer empor, zur Rechten der langgestreckte Hausberg mit dem „rötlich-strahlenden Gipfel“, das stolze Pyramidenhaupt des Jenzig und die romantischen Ruinen der Runitzburg; zur Linken die waldigen Höhen des Rautals und weiterhin Goethes Lieblingsaufenthalt, die reizende Dornburg. Ich rief meinen alten und vielgeliebten Bergfreunden das bestimmte Versprechen zu, im nächsten Frühjahr wohlbehalten und mit indischen Schätzen reich beladen zurückzukehren, und wie zur sicheren Bestätigung dieser frohen Hoffnung sendeten auch sie mir den freundlichsten Morgengruß zurück; noch während ich an ihren Füßen vorbeifuhr, sank zusehends der dichte Nebel von ihren Häuptern und Schultern, und die siegreiche Morgen Sonne stieg goldig und strahlend am wolkenlos sich klärenden Himmel empor; der herrlichste Herbstmorgen entfaltete bald alle seine Reize, und die Taupropfen funkelten perlengleich in den dunkelblauen zartbewimperten Blütenkelchen der schönen Gentianen, welche die begrasteten Hügel zu beiden Seiten unserer Schienenstraße in Fülle schmückten.

Einige Stunden Aufenthalt in Leipzig benutzte ich, um noch einige Säcke in meiner Reiseausrüstung auszufüllen und in der städtischen Gemäldegalerie mich an den herrlichen Meisterwerken der Landschaftsmalerei von Preller, Calame, Gudini, Saal u. s. w. zu erfreuen. Dann fuhr ich nachmittags weiter nach Dresden und abends von hier mit dem Nachtschnellzug in zwölf Stunden nach Wien. Nach kurzem Aufenthalt von wenigen Stunden reiste ich auf der Südbahn weiter nach Graz. Es war ein prachtvoller sonniger Herbstsonntag, und die Alpenscenerie des Semmering glänzte in ihrer vollen Schönheit. Hier in den waldigen Schluchten

und auf den blumreichen Almen der schönen Steiermark hatte ich vor 24 Jahren mit wahrer Leidenschaft botanisiert; jede Höhe des Schneeberges und der Rax-Alp stand mir noch in freundlichster Erinnerung. Der junge Doctor medicinae hatte damals mit weit mehr Interesse sich der interessanten Flora von Wien gewidmet, als den lehrreichen Kliniken von Oppolzer und Skoda, von Hebra und Siegmund. Beim Trocknen der gewaltigen Stöße von prächtigen zwerghaften Alpenpflanzen, welche ich damals auf den Höhen des Semmering gesammelt, hatte ich oft von der ganz verschiedenen Riesensflora Indiens und Brasiliens geträumt, welche die Gestaltungskraft des Pflanzenlebens in so ganz entgegengesetzter Form und Größe entwickelt zeigt; und nun sollte mir in einigen Wochen jener Traum zur unmittelbaren Wahrheit der Anschauung werden!

In Graz, wo ich mich einen Tag aufhielt, fand ich treffliches Unterkommen im Hotel zum „Elefanten“. Keinen passenderen Namen konnte der erste Gasthof führen, in dem ich auf einer Reise nach Indien übernachtete. Ist doch der Elefant nicht allein an sich eines der wichtigsten und interessantesten Tiere von Indien, sondern speziell das typische Wappentier von Ceylon. Da nun schon der „Elefant“ von Graz mich so freundlich aufnahm und bewirtete, nahm ich das als gutes Omen für die bevorstehende Bekanntschaft mit dem indischen Elefanten, den ich bald sowohl in gezähmtem als in wildem Zustande zu sehen hoffte! Bei dieser Gelegenheit sei mir zu Nutz und Frommen wanderlustiger Genossen, die weniger auf zahlreiche schwarzbefrachte Kellner, als auf gute Verpflegung in den Gasthöfen rechnen, eine heiläufige Bemerkung einzuflechten gestattet. Auf meinen vieljährigen Wanderungen, auf denen ich in den verschiedenartigsten Hotels und Herbergen aller Klassen zu übernachten Gelegenheit hatte, glaube ich beobachtet zu haben, daß man auf die Beschaffenheit dieser gemeinnützigen Institute bis zu einem gewissen Grade schon aus ihrem Namen und Schilde schließen kann.

Ich teile dieselben demnach in drei Klassen, in zoologisch-botanische, dubiöse und dynastische Gasthäuser. Weitaus am besten fand ich durchschnittlich die zoologisch-botanischen Herbergen, als da sind: „Goldener Löwe, Schwarzer Bär, Weißes Roß, Roter Ochse, Silberner Schwan, Blauer Karpfen, Grüner Baum, Goldene Weintraube“ u. s. w. Weniger sicher ist auf gute und billige Verpflegung in jenen Gasthöfen zu rechnen, welche vorher als dubiöse bezeichnet wurden und welche weder zur ersten noch zur dritten Gruppe gehören; sie führen sehr verschiedenartige Namen (oft den der Besitzer selbst) und sind zu heterogener Qualität, als daß sich bestimmte allgemeine Schlüsse für ihre Beurteilung ergeben könnten. Dagegen habe ich meistens nur trübe Erfahrungen (insbesondere über das umgekehrte Verhältnis der schlechten Verpflegung zu der teuren Rechnung!) in denjenigen Hotels gemacht, die vorher als dynastische bezeichnet wurden, als da sind: „Kaiser von Rußland, König von Spanien, Kurfürst von Hessen, Prinz Karl“ u. s. w. Natürlich soll mit dieser Klassifikation kein allgemein gültiges Schema gegeben sein; aber im ganzen wird, glaube ich, der kritische und anspruchslöse Wanderer (besonders in jüngeren Jahren!) obige Einteilung bestätigt finden; und namentlich der fahrende Künstler, der Maler und Naturforscher. Der „Elefant“ in Graz entsprach vollständig seiner Ehrenstellung in der zoologischen Klasse!

Zu dem Aufenthalt in Graz war ich durch eine freundliche Einladung eines dortigen ausgezeichneten Landschaftsmalers, des Barons Hermann von Königsbrunn, veranlaßt worden. Derselbe hatte mir vor mehreren Monaten geschrieben, daß er von meiner beabsichtigten Reise nach Ceylon gehört; er selbst habe dort vor 28 Jahren höchst genussreiche acht Monate verlebt und eine große Zahl von Skizzen und Bildern, insbesondere von Vegetationsansichten gesammelt, die mir vielleicht von Interesse sein würden. Natürlich war mir diese freundliche Mitteilung sehr willkommen, und ich

konnte keine bessere Vorbereitung für meine eigenen Skizzen von Ceylon finden, als die wertvollen Bilder-mappen des Grazer Künstlers. Derselbe hatte seine Reise durch die Palmenwälder und die Farnschluchten der Zimmt-Insel im Jahre 1853 gemacht, in Begleitung des Ritters von Friedau und des Professors SchmarDA in Wien, welcher letzterer seinen Aufenthalt auf der Insel in seiner „Reise um die Erde“ ausführlich beschrieben hat. Leider sind aber die zahlreichen und höchst wertvollen Zeichnungen, welche Baron von Königsbrunn dort entworfen hat, und welche ursprünglich zur Illustration jenes Reisetagebuches dienen sollten, niemals veröffentlicht worden. Das ist um so mehr zu bedauern, als sie zu den besten und vollendetsten Kunstwerken dieser Art gehören, welche ich kenne. Auch Alexander von Humboldt — gewiß ein kompetenter Richter —, der sie König Friedrich Wilhelm IV. vorlegte, äußerte sich über dieselben in Ausdrücken des höchsten Lobes. Die Ceylonbilder von Königsbrunn vereinigen in sich zwei verschiedene, gewissermaßen entgegengesetzte Vorzüge, die leider nur sehr selten in derartigen Kunstwerken vereinigt gefunden werden, und die doch beide notwendig zusammenkommen müssen, um denselben wirklich den Stempel der Vollendung aufzuprägen: einerseits die größte Naturtreue in der gewissenhaftesten Wiedergabe der Formeinzelheiten, andererseits die vollkommenste künstlerische Freiheit in der einheitlichen Behandlung und wirkungsvollen Komposition des ganzen Bildes. Viele Bilder unserer berühmtesten Landschaftler, welche der zweiten Anforderung völlig genügen, erfüllen die erstere nicht. Andererseits lassen wieder viele sogenannte Vegetationsansichten, wie sie geübte kenntnisreiche Botaniker gezeichnet haben, die freie ästhetische Auffassung des Künstlers nur zu sehr vermissen. Und doch ist das Eine eben so notwendig wie das Andere; das analytische und objektive Auge des Botanikers nicht minder, als der synthetische und subjektive Blick des Künstlers. Soll die Landschaft ein wahres

Kunstwerk sein, so muß sie gleich dem Porträt große Naturtreue im einzelnen mit charaktervoller Auffassung des Individuums als Ganzen verbinden; und das ist bei den Ceylonbildern von Königsbrunn im höchsten Maß der Fall; sie erreichen in dieser Beziehung mindestens die berühmten „Vegetationsansichten“ von Kittlitz, welche Alexander von Humboldt seiner Zeit als unübertroffenes Muster hinstellte, und denen nur wenige andere an die Seite zu setzen sind. Sei es mir hier gestattet, dem eben so liebenswürdigen und bescheidenen, als originellen und genialen Künstler neben meinem freundlichen Dank auch die Hoffnung auszusprechen, daß seine herrlichen Kunstwerke aus der Verborgenheit seines stillen Ateliers bald den wohlverdienten Weg in die Öffentlichkeit und die gebührende Anerkennung finden mögen!

Nach herzlichem Abschiede von einer Anzahl lieber alter und neuer Freunde, die ich in Graz gesehen, setzte ich mich am Mittag des 11. Oktobers wieder auf die Südbahn, um direkt nach Triest zu fahren. Mir gegenüber nahm im Coupé ein älterer Herr Platz, den ich auf den ersten Blick als Engländer erkannte und der sich schon in der ersten halben Stunde unseres Gespräches als eine mir sehr interessante Persönlichkeit entpuppte, als der Surgeon-General Dr. J. Macbeth. Derselbe hatte 33 Jahre als Arzt der englischen Armee in Indien, zuletzt als Generalarzt fungiert, an zahlreichen Kriegen teilgenommen und alle Teile Indiens, von Afghanistan bis Malacca und vom Himalaya bis Ceylon, bereist. Seine reichen Erfahrungen über Land und Leute, sowie seine besonderen Beobachtungen als Arzt und Naturforscher waren für mich natürlich höchst anziehend und lehrreich, und ich bedauerte es fast, daß abends 10 Uhr unsere Ankunft in Triest dieser Unterhaltung ein Ende machte.

Die drei Tage in Triest, welche vor der Abfahrt des Lloyd dampfers noch übrig waren, wurden größtenteils mit Besorgungen von Reise-Utensilien und Kisten ausgefüllt, die



ich bis hierher verspart hatte. Ich wohnte während dieser Zeit bei meinem lieben hochverehrten Freunde Heinrich Krauseneck (einem Neffen des berühmten preußischen Generals aus den Freiheitskriegen, welcher Freund und Kamerad meines Vaters gewesen war). Die herzliche und überaus lebenswürdige Aufnahme, welche ich in der trefflichen Familie Krauseneck schon zu wiederholten Malen in Triest gefunden, tat mir diesmal ganz besonders wohl und erleichterte mir wesentlich den Abschied von Europa. Auch andere alte liebe Freunde empfingen mich mit gewohnter Herzlichkeit, so daß ich diesmal, wie noch jedesmal früher, von der großen österreichischen Hafen- und Handelsstadt, wie von einem Stück deutscher Heimat, mich ungern trennte. Dabei verrannen die Stunden so rasch, daß ich nicht einmal zu einem erneuten Besuche des poetischen Miramare kam, jenes unvergleichlichen Meeres Schlosses, welches durch seine wunderbare Schönheit und Lage die naturgemäße Bühne für einen Akt in der Tragödie „Kaiser Maximilian von Mexico“ bildet — der dankbarste Stoff für einen Dramatiker der Zukunft.

Auch für einen Abstecher nach der nahen Bucht von Muggia blieb diesmal keine Zeit. Es ist dies die schöne, an Seetieren reiche Bucht, welche zuerst durch Johannes Müllers Entdeckung der in Seegurken (Holothurien) wohnenden Wunderschnecke berühmt geworden ist (*Entoconcha mirabilis*). Ich hatte bei früheren Besuchen Triests fast jedes Mal dort mit Erfolg gefischt; aber dies Mal drängte die bevorstehende indische Fischei die mediterrane in den Hintergrund. Und dann nahm die lästige Packerei mich noch vielfach in Anspruch. Bis zum Tage vor der Abreise waren bereits alle Kisten an Bord des Schiffes gebracht und alle sonstigen noch übrigen Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Sowohl hinsichtlich der Verpackung und des Transportes dieser umfangreichen Bagage als in Betreff meiner persönlichen Unterkunft und Bequemlichkeit als Schiffspassagier fand ich mit Rücksicht auf

den wissenschaftlichen Zweck und Charakter meiner Reise die wirksamste Unterstützung und die freundlichste Aufmerksamkeit beim Direktorium des österreichischen Lloyd. Da diese große und verdienstvolle Gesellschaft schon wiederholt für wissenschaftliche Reisen besondere Vergünstigungen und Erleichterungen gewährt hat, hegte ich einige Hoffnung, auch für meine indische Reise dergleichen zu erlangen. Ich erhielt sie in reichstem Maße, und ich erfülle einfach eine Pflicht, wenn ich hier dem Direktor des Lloyd, Herrn Baron Marco di Morpurgo, sowie den Verwaltungsräten desselben, und unter ihnen ganz besonders meinem hochverehrten Freunde Herrn Vinien-Schiffskapitän Radonez dafür meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank abstatte. Nicht allein wurde ich mit einem besonderen, sehr wirksamen Empfehlungsschreiben an alle Agenten und Offiziere des „Lloyd“ ausgestattet, nicht allein wurde mir auf dem erwählten Schiffe eine der besten Kabinen erster Klasse für mich allein bewilligt, sondern auch in pekuniärer Beziehung eine sehr wesentliche Erleichterung gewährt und außerdem alle möglichen Bequemlichkeiten zugesichert.

Und nun endlich zu Schiff! Auf das schöne und sichere Dampfschiff, welches mich in vier Wochen nach Indien tragen soll! Ich hatte die Wahl zwischen zwei vortrefflichen Lloyd-dampfern, welche beide am 15. Oktober gleichzeitig von Triest nach Indien abgingen und den Suezkanal passierten. Der erste, „Helios“, berührt auf seiner Fahrt von Suez nur Aden und geht von da nach Bombay; hier verweilt er acht Tage und fährt dann nach Ceylon, weiter nach Singapore und Hongkong. Der zweite Dampfer „Polluce“ berührt auf der Fahrt von Suez durch das Rote Meer Djedda, den berühmten Hafenplatz für Mekka, und geht dann von Aden direkt nach Ceylon, weiter nach Calcutta. Ich wählte für meine Fahrt den „Helios“, da ich so die beste Gelegenheit hatte, Bombay und ein Stück des indischen Festlandes zu sehen,

welches ich sonst schwerlich berührt haben würde. Außerdem war der „Helios“ das bessere, schnellere und größere Schiff, noch ganz neu und von sehr einladendem Aussehen. Endlich zog mich schon der Name des schönen Schiffes ganz besonders an. Oder konnte das Fahrzeug, welches mich aus den grauen Nebelgebirgen der nordischen Heimat, wie in Fausts Zauber-  
mantel, während der kurzen Frist eines Monats nach den sonnenglänzenden und sonnenstrahlenden Palmenwäldern Indiens trug, wohl einen besseren und glückverheißenderen Namen führen, als den des ewig jugendlichen Sonnengottes? Wollte ich ja doch eigentlich nur sehen, was die allmächtige und allzeugende Sonne aus Land und Meer der Tropenzone üppig schaffend hervorzubringen vermag! *Nomen sit omen!* Warum soll ich nicht auch mein Stückchen Aberglauben mit mir herumtragen, wie jeder andere Mensch? Und dann durfte ich ja um so sicherer auf die Gunst des „Helios“ rechnen, als ich schon früher eine ganze Klasse von niedlichen strahlenden „Urtierchen“ Heliozoa, d. h. Sontentierchen, genannt hatte, und als ich erst vor wenigen Wochen, beim Abschlusse meines neuen Radiolariensystems, eine Anzahl neuer Gattungen dieser reizenden Geschöpfchen dem „Helios“ zu Ehren getauft hatte: *Heliophacus*, *Heliosestrum*, *Helio-stylus*, *Heliodymus* u. s. w. Also, mein hochverehrter „Helios“, laß Dir dieses zoologische Opfer wohlgefallen, und bring' mich sicher und wohlbehalten nach Indien, wie ich unter Deinem Richte dort arbeiten und unter Deinem Schutze im nächsten Frühjahr glücklich in die Heimat zurückkehren will!

Der „Helios“ des österreichischen Lloyd gehört zu den größten und besten Schiffen der Gesellschaft, und da dieses schwimmende Hotel mir während eines ganzen Monats die beste, reinlichste und freundlichste Herberge gewährt hat, gebührt es sich, daß ich hier einige kurze Notizen über seinen Körperbau einfüge. Die Länge des schlanken, dreimastigen Schiffes beträgt 300 englische Fuß, die Breite 35 und die

Höhe (vom Kiel bis zum Deck) 26 Fuß. Darüber erhebt sich noch ein Salon von 9 Fuß Höhe. Der Raumgehalt beträgt 2380 Tonnen. Die Dampfmaschine arbeitet mit 1200 Pferdekraften (400 nominal). Das vordere Drittel enthält die zweite Kajüte, mit einem Salon, und darüber die Ställe für unsern schwimmenden Viehhof, mit ein par Kühen und Kälbern, einer Herde stattlicher ungarischer Hammel mit langgewundenen Hörnern, und einer großen Anzahl Hühner und Enten. Im mittleren Drittel des Deckraumes befindet sich die gewaltige Dampfmaschine, die außer der Schraube auch das Dampfsteuerruder, die verschiedenen Krähne und die Maschinen für elektrisches Licht in Bewegung setzt; auch der Apparat für Destillation von Trinkwasser ist damit verbunden; und dahinter liegt ein großer Raum für das Gepäck der Passagiere. Das hintere Drittel des Schiffsraumes wird größtenteils von der ersten Kajüte eingenommen, welche zwei geräumige und lustige Salons besitzt, einen über und einen unter Deck; um den oberen Salon läuft eine offene Galerie, um den unteren die Reihe der Kabinen. Ein halbes Duzend Kabinen, die besonders freundlich und geräumig sind, liegt oben vor dem oberen Salon, und eine von diesen ist meine Wohnung. Alle Kabinen sind sehr bequem eingerichtet, mit lustigen Fenstern und mit elektrischen Telegraphen ausgestattet. Außerdem findet sich noch hinter dem oberen Salon ein besonderer kleiner Rauchsalon, ferner eine Anzahl Bäder und andere Einrichtungen, welche für die verwöhnten Indiensfahrer der Gegenwart als unentbehrlich gelten; so namentlich unten im Bauche des Schiffes geräumige Eiskammern. Küche und Apotheke, sowie die meisten Kabinen der Offiziere liegen im Mittelraume. In dem geräumigen oberen Salon laufen ringsumher bequeme Divans mit Federpolstern und sind zwei Reihen breiter Tische aufgestellt, daran ein Teil der Passagiere sich mit Essen, Spielen, Schreiben, Malen oder anderen Arbeiten beschäftigt; bei schönem Wetter sind jedoch die meisten

Passagiere oben auf dem freien Deck des Salons, welches durch doppeltes Zeltbad, sowie durch Seitendächer gegen die glühenden Pfeile des tropischen Helios geschützt ist. Hier kann man nach Belieben spazieren gehen oder über die Galerieen in das blaue Meer hinausschauen, oder auf den bequemen, rohgeflochtenen Chinastühlen lang hingestreckt zum Himmel emporträumen.

Schon am ersten Tage der Fahrt, bei ziemlich hochgehender See, zeigte sich, daß unser jugendlicher „Helios“ einen vorzüglichen Gang hatte und namentlich sehr wenig rollte. Besonders angenehm war die ungewöhnliche Sauberkeit an Bord und der Mangel jener entsetzlichen, aus Produkten der Küche, des Maschinenraumes und der Kabinenluft zusammengesetzten Gerüche, welche bei älteren Schiffen gewöhnlich zu den widerwärtigsten Eigenschaften gehören und mehr zum Ausbruch der Seekrankheit beitragen, als die rollende oder stampfende Bewegung des Schiffes selbst. So blieb ich denn auch während der ganzen Fahrt, gleich den meisten Passagieren, von der Seekrankheit verschont. Das Wetter war jetzt unausgesetzt sehr schön und die See ruhig; unter den vielen Seefahrten, die ich unternommen, gehörte diese längste zugleich zu den angenehmsten. Dazu trug nicht wenig die gute Gesellschaft bei und der freundliche Verkehr mit den gefälligen und gebildeten Schiffsoffizieren; es sei mir gestattet, hier denselben — und besonders dem Kapitän Vazzarich und dem Schiffsarzt Dr. Ivanovich — für die vielen Gefälligkeiten, die sie mir während der ganzen Fahrt aufmerksam erwiesen, meinen freundlichsten Dank abzustatten. Auch die Bedienung und Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig, wie ich es gewöhnlich auf Lloyd-Schiffen gefunden habe.

Der regelmäßige Dampferverkehr zwischen Europa und Indien wurde im Jahre 1881 durch vier verschiedene Gesellschaften vermittelt: 1) durch den österreichischen Lloyd in Triest; 2) durch die italienische Rubattino-Gesellschaft in Neapel-

Genua; 3) durch die französischen „Messageries maritimes“ in Marseille, und 4) durch die englische „P.- and O.-Company“ (d. h. Peninsular and Oriental Steam Navigation-Company). Diese letztere führt die wöchentliche Überlandpost von England nach Indien (via Brindisi, Suez). Sie wird außerdem von der Mehrzahl der Engländer benutzt und von allen, denen größtmögliche Schnelligkeit der Beförderung in erster Linie von Wichtigkeit ist. Die regelmäßigen Postschiffe der „P.- and O.“ laufen nämlich 11—12 Seemeilen in der Stunde, während die der anderen Gesellschaften meistens nur 8—10 Meilen machen (unser „Helios“ 9). Diese beträchtliche Differenz der Geschwindigkeit ist lediglich eine Frage des Geldpunktes. Die Mehrkosten des schnellen Laufes sind nämlich ganz unverhältnismäßig; ein Dampfer, der 12 Meilen statt 8 in der Stunde macht (also  $\frac{1}{3}$  mehr), braucht nicht etwa  $\frac{1}{3}$  mehr Kohlen, sondern 3 mal so viel, statt 8 Kohlenladungen nicht 12, sondern 24! Diese enormen Mehrkosten werden für die P.- and O.-Schiffe durch eine besondere Subvention der englischen Regierung gedeckt, der es natürlich von größter Wichtigkeit ist, regelmäßig jede Woche eine Kurierpost zwischen England und Indien auf möglichst schnelle Weise zu befördern. Die übrigen Gesellschaften, die dieses Interesse nicht haben, können in dieser Beziehung nicht mit der „P.- and O.“ konkurrieren. Aber dafür kostet auch ein direktes Fahrbillet erster Klasse von Brindisi nach Bombay bei der „P.- and O.“ 66 Pfd. Sterling, bei dem österreichischen Lloyd 44 Pfd. Sterling, also ein volles Drittel mehr, das macht bei Hin- und Rückreise zusammen eine Differenz von 880 Mark; und dafür kann man ja im nächsten Herbst nach der Rückkehr schon eine recht schöne Schweizerreise zur Erholung machen!

Die größere Geschwindigkeit ist aber auch der einzige Vorteil, welchen die teuren P.- and O.-Schiffe vor denjenigen der drei anderen Gesellschaften voraus haben. Die Verpflegung ist bedeutend schlechter als auf diesen, und die Equi-

page (vom Kapitän und ersten Leutnant bis zum Steward und Kajütenwärter hinunter) zeichnet sich in der Regel nicht durch besondere Gefälligkeit und Höflichkeit aus; gerade in dieser Beziehung hört man mehr Klagen, als bei den drei anderen Gesellschaften. Außerdem sind die P.- and O.-Schiffe gewöhnlich überfüllt und mit einem Haufen indischer Dienerschaft ausgestattet, die viel mehr lästig als nützlich ist. Besseres soll auch auf den großen französischen (sonst vortrefflichen) Messagerieschiffen unbequem sein, während auf den italienischen Rubattinoschiffen wieder die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Kabinen manches zu wünschen übrig lassen soll. Ich teile diese Notizen zu Nutz und Frommen anderer Indienfahrer mit, nach den übereinstimmenden Angaben vieler Reisenden, die ich teils früher, teils jetzt auf dieser Reise befragt habe (und die größere Hälfte meiner Gewährsmänner sind selbst Engländer); demnach wären am meisten die österreichischen Vloidschiffe zu empfehlen, sodann die italienischen Rubattino oder die französischen Messageries, am wenigsten aber die „P. and O.“ (So im Jahre 1881!)

Die Gesellschaft, die sich am Mittag des 15. Oktobers in Triest an Bord des „Helios“ zur Abfahrt versammelt hatte und die (außer mir und einem ungarischen Grafen, der nach Singapore ging) sämtlich nach Bombay fuhr, bestand zur größeren Hälfte aus Engländern, teils Offizieren und Beamten, teils Kaufleuten. Die kleinere Hälfte wurde durch Deutsche und Österreicher gebildet, teils Kaufleute aus Bombay, teils Missionare. Das schöne Geschlecht war unter der Gesellschaft nur sehr schwach vertreten, nur durch eine einzige Deutsche und fünf Engländerinnen. Unsere liebenswürdige Landsmännin trug sehr wesentlich zur angenehmen Unterhaltung bei und erfreute abends durch ihren Gesang am Klavier die ganze Gesellschaft. Sie hatte den Sommer bei ihren Kindern in Frankfurt a. M. zugebracht und kehrte jetzt für den Winter zu ihrem Gatten nach Bombay zurück — eine halb-

jährige Teilung zwischen Mutterliebe und Gattenliebe, wie sie leider die meisten deutschen und englischen Familien, die um ihre aufwachsenden Kinder besorgt sind, zur Pflicht wird. Denn nicht allein der ungünstige Einfluß des tropischen Klimas auf die zarte Natur der europäischen, in Indien geborenen Kinder, sondern auch noch mehr die verderblichen moralischen Eindrücke, welche dort der unvermeidliche Verkehr mit den Eingeborenen auf Schritt und Tritt mit sich bringt, sowie das Bedürfnis eines guten geregelten Schulunterrichts nötigen die meisten gebildeten Familien, ihre Kinder nach Ablauf der ersten Lebensjahre zur Erziehung nach England oder Deutschland zu schicken. Außer unsrer schönen Landsmännin waren auch mehrere englische Damen an Bord, welche dergestalt regelmäßig zwischen Bombay und Europa hin- und herreisten, den Sommer mit den Kindern hier, den Winter mit ihren Gatten dort verlebten. Aber freilich bleibt das, von der leidigen zweimonatlichen Reise abgesehen, immer noch ein sehr unvollkommenes Familienleben, und es ist sehr natürlich, daß der gebildete europäische Kaufmann in Indien vor allem danach strebt, seinen Aufenthalt daselbst möglichst abzukürzen und in möglichst wenigen Jahren so viel Vermögen zu erwerben, um bald nach der nordischen Heimat zurückkehren zu können. Die Sehnsucht nach der letzteren bleibt doch bei den meisten der beständige Leitstern ihrer eifrigen Tätigkeit, wie sehr sie auch in mancher Beziehung durch die Bequemlichkeiten und Genüsse des indischen Lebens verwöhnt werden mögen.

Wie es auf mehrwöchentlichen Seereisen zu gehen pflegt, wurde die Gesellschaft schon in den ersten Tagen mit einander ziemlich bekannt und bildeten sich kleinere Gruppen, die in näheren Verkehr mit einander traten. Die deutschen und englischen Missionare (darunter auch ein amerikanischer, Mr. Rowe, der ein recht gutes Buch über Indien: „Every-Day-Life in India“ geschrieben hat) bildeten eine Gruppe für sich; eine



zweite die englischen Offiziere, Beamten und Kaufleute, eine dritte die deutschen und österreichischen Landsleute, denen sich auch Kapitän und Doktor, sowie ich selbst anschlossen. Das Wetter war fast während der ganzen Reise gleichmäßig schön, der Himmel heiter und sonnig, das Meer glatt oder nur mäßig bewegt, und pünktlich zur festgesetzten Zeit erreichte unser trefflicher Dampfer seine einzelnen Stationen. Die Seekrankheit forderte diesmal nur wenige und kurze Opfer: andrerseits gewann aber auch durch die Gleichmäßigkeit der günstigen Fahrt die unausbleibliche Langeweile bei der Mehrzahl der Passagiere immer mehr die Oberhand. Alles, was gegen dieselbe gewöhnlich versucht wird: Lesen und Schreiben, Schach- und Kartenspiel, Klavier und Gesang — hatte bei den meisten schon im Laufe der ersten Woche seine Wirksamkeit mehr und mehr eingebüßt; und so wurden denn die fünf Mahlzeiten, durch welche der Tag auf Indiidampfern in fünf Perioden geteilt wird, immer mehr zur wichtigsten Beschäftigung. Leider ist mein armer deutscher Professorenmagen von jeher ziemlich schwacher Natur gewesen; obwohl ich nur selten (nur bei recht schlechtem Wetter und starkem Schiffschaukeln) seekrank werde, verliere ich doch jedesmal auf längerer Seefahrt den gesunden Appetit, der sich bei vielen anderen Passagieren in zunehmender Progression entwickelt. Um so besser konnte ich als objektiver Zuschauer Betrachtungen über die kolossale Leistungsfähigkeit der letzteren anstellen und über den unglaublichen Grad, welchen auf See die von den Physiologen sogenannte „Luxuskonsumtion“ erreicht, d. h. die Aufnahme überflüssiger Massen von Speisen und Getränken, die zur Unterhaltung des gesunden Körpers absolut nicht erforderlich sind. Von jeher hatte ich in dieser Beziehung schon die erstaunliche Kapazität unserer besser situierten Stammesgenossen jenseits des Kanals mit stillem Neide bewundert, die ebenso wohl zu Land wie zur See uns Deutschen weitaus überlegen sind; aber das, was ich auf dem „Helios“ von einem englischen

Major leisten sah, übertraf alle meine früheren Beobachtungen. Nicht allein nahm dieser Biedere sämtliche fünf regelmäßigen Mahlzeiten in doppelter Quantität vollständig zu sich und trank dazu täglich seine paar Flaschen Wein und Bier, sondern auch die kurzen Zwischenräume zwischen ersteren mußte er noch in sinnreichster Weise durch Konsumtion von Naschwerk und verschiedenen Getränken auszufüllen. Mir schien dieses gastronomische Wundertier bereits jene höchste Höhe der Entwicklung erreicht zu haben, auf welcher die Verdauungsorgane ununterbrochen tätig sind; und ich vermute fast, daß er diese Tätigkeit auch nachts fortsetzte, da ich ihn schon am frühen Morgen in unzurechnungsfähigem Zustande aus seiner Kabine taumeln sah. Freilich hörte ich auch wiederholt behaupten, daß ein großer Teil der Engländer, die in Indien erkrankten und sterben, sich ihr Schicksal selbst durch solche Unmäßigkeit zuziehen.

Was nun jene fünf berühmten Mahlzeiten an Bord der Indiensfahrer betrifft, so bilden sie einen zu wichtigen (ja für die allermeisten den wichtigsten!) Teil des Lebens an Bord, als daß ich nicht den wißbegierigen Leser mit ihrer Komposition nach dem Reglement bekannt zu machen mich verpflichtet fühle. Also morgens 8 Uhr Kaffee und Brot, um 10 Uhr großes Frühstück (mit Eierspeisen, zwei warmen Fleischspeisen, „Curry and Rice“, Gemüse und Früchten), um 1 Uhr das indische „Diffin“ (kalte Fleischspeisen mit Butterbrot und Kartoffeln, Tee), um 5 Uhr das große Diner (mit Suppe, drei verschiedenen Fleischspeisen und Zugaben, Mehlspeise, Dessert: Früchte und Kaffee) und endlich um 8 Uhr Tee mit Butterbrot &c. Ich selbst beschränkte meine gastronomische Beschäftigung auf die erste, dritte und vierte Aufgabe und konnte auch von dieser immer nur einen Teil lösen. Die meisten Passagiere ließen sich aber keinen der fünf Genüsse entgehen und begaben sich nach jedem derselben an Bord, um entweder eine halbe Stunde zu promenieren, oder in einen be-

quemen Chinastuhl zu sinken und dort mit lang ausgestreckten Gliedmaßen Betrachtungen über die umgebende Natur, über die Wolken des Himmels und die Bläue des Wassers anzustellen. Höchst willkommene Anregungen zu gesteigerter Seelentätigkeit bilden unter diesen Umständen einzelne Tiere, welche die Monotonie der ruhigen See unterbrechen: Delfine, die in anmutigem Spiel scharenweise um das Schiff sich herumtummeln und ihren Rücken oft weit außer Wasser heben, Möwen und Sturmvögel, die in weitem Bogen umher schwärmen und tauchend nach Fischen jagen; fliegende Fische, die scharenweis aus der glatten Fläche des Meeres auftauchen und eine kürzere oder längere Strecke, Enten gleich, niedrig über den Wasserpiegel flattern. Ich selbst erfreute mich vor allem an dem gewohnten Anblick meiner alten Lieblinge, der zarten Medusen, deren schwimmende Scharen mir weder im Mittelmeer noch im indischen Ozean fehlten; ich bedauerte nur immer lebhaft (wie schon so oft früher), daß der rasche Lauf des Schiffes mich verhinderte, die schönen Nesseltiere mittelst eines herabgelassenen Eimers an Bord zu ziehen. Diesmal traf ich im Mittelmeer besonders zahlreich zwei große Wurzelquallen, die blaue *Pilema pulmo* und die goldbraune *Cotylorhiza tuberculata*; im indischen Ozean hingegen zwei schöne Fahnenquallen, eine rosenrote *Aurelia* und eine dunkelrote *Pelagia*.

Unsere 24tägige Fahrt von Triest bis Bombay verlief unter den angegeben günstigen Umständen so normal und regelrecht, daß im ganzen nur sehr wenig darüber zu sagen ist. Nachmittags 4 Uhr am 15. Oktober lichtete der „*Helios*“ in Triest die Anker, und wir dampften nach herzlichem Abschiede von den lieben Triester Freunden beim schönsten Herbstwetter in die blaue Adria hinaus. Auf früheren Fahrten durch dieselbe hatte ich meistens die malerischen Küsten von Istrien und Dalmatien im Auge gehabt, und die rosmarinduftenden Inseln Bissa und Befina, auf welcher letzteren ich

1871 einen genußreichen Monat in dem malerischen Franziskanerkloster beim trefflichen Padre Buona Grazia verlebte. Diesmal nahm jedoch unser Helios gleich von Anfang an den Kurs mehr westlich, nach der Mitte des adriatischen Meeres zu, da wir in Brindisi anlegen sollten, um noch einige Passagiere einzunehmen. Auf der Höhe von Kanoffa lagerte westwärts eine schwarze Wolke; wahrscheinlich der Schatten des — — doch ich will hier nicht von Politik reden. Wir langten am 17. Oktober morgens in Brindisi an und blieben bis Mittag dort liegen. Ich brachte einige Stunden am Lande zu, besichtigte die wenigen und bedeutenden Überreste des alten Brundisium und wanderte längs der Wälle nach dem Bahnhofe. Dieser entspricht ebenso wenig als die moderne Stadt selbst dem bedeutenden Namen, den sie seit Eröffnung des Suezkanals als Knotenpunkt des Weltverkehrs erlangt hat. Die Überlandpost vom Kontinent wird sofort nach der Ankunft des Kurierzuges in Brindisi an Bord des Postdampfers gebracht, und auch die Passagiere (sowohl die nach Indien gehenden, als die von dort kommenden) scheinen nicht das Bedürfnis eines Aufenthaltes in Brindisi, wenn auch nur zu kurzer Erholung, zu fühlen. Wenigstens steht das einzige Hotel des Ortes meist öde und leer. Es war gewiß sehr charakteristisch, daß auf dem Bahnhofe Totenstille herrschte und außer dem Telegraphisten Montag Vormittag 10 Uhr nur noch der Portier zu finden war. Die flache Küstenlandschaft von Brindisi, mit Gemüsegärten und Rohrpflanzungen, hier und da einigen zerstreuten Dattelpalmen, bietet wenig. Nur ein altes Kloster außerhalb der Stadt (südlich) mit einem schlanken Turm und einer stattlichen runden Kuppel, von einem verwilderten Garten umgeben, im Vordergrunde Opuntien- und Agavenbüsche, lieferte ein hübsches Bild und das erste Objekt fürs Skizzenbuch.

Ein englischer General nebst Familie und Gefolge, den wir hatten an Bord nehmen sollen, erschien nicht, weil sein

Gepäck auf der Eisenbahn zurückgelassen worden war, und so dampften wir denn ohne ihn am Nachmittag weiter. Am folgenden Morgen fuhren wir bei andauernd ruhigem und sonnigem Wetter längs der ionischen Inseln hin. Ich begrüßte mit Freuden die stattliche Insel Cephalaria und ihr waldbekröntes Haupt, den stolzen Monte nero; auf seinem schneebedeckten Gipfel hatte ich im April 1877 unter Führung eines lieben Gastfreundes, des deutschen Konsuls Tool in Argostoli, einen unvergeßlichen Tag verlebt, umrauscht von den breiten Wipfeln und gelagert unter den mächtigen Stämmen der *Pinus cephalonica*, einer edlen Tannenart, die einzig und allein auf dieser Insel sich findet. Weiterhin erschien die holde Insel Zante — „Fior' di Levante“ — wir fuhren so nahe längs ihres malerischen Südufers hin, daß wir die lange Reihe hochgewölbter Grotten und Schluchten in dem zerklüfteten roten Marmor ihres Felsengestades genau betrachten konnten. Am Nachmittage erschien links das Gebirgsland von Arkadien, rechts das einsame Eiland Stamphania; spät am Abend passierten wir das schlachtberühmte Navarino. Nicht minder anziehend und malerisch war der Anblick des stattlichen Candia, längs dessen schluchtenreicher Südküste wir am 19. Oktober, wiederum bei schönster Beleuchtung, den größten Teil des Tages entlang fuhren. Leichtweisse Haufwolken, von frischer Brise gejagt, zogen in großer Anzahl über den tiefblauen Himmel und warfen wechselnde Schatten über den mächtigen Felsenleib der stattlichen Insel. Auch das schneegekürnte Haupt des Ida, des sagenreichen Göttersitzes, erschien bald frei, bald in Wolken gehüllt. Nachdem wir abends die beiden Gaudo-Inseln passiert, hatten wir am folgenden Tage nur Meer in Sicht. Die Nähe der afrikanischen Küste machte sich durch bedeutende Zunahme der Wärme fühlbar, und wir vertauschten die bisher getragene warme Kleidung mit leichterem Sommerzeug.

Als wir am 21. Oktober morgens das Verdeck betraten,

war zwar von der ägyptischen Küste noch nichts zu sehen; aber das Mittelmeer hatte schon seine unergleichlich reine und tiefe blaue Farbe verloren und erschien grünlich angehaucht. Je weiter wir vorrückten, desto mehr nahm die grüne Färbung zu; gegen Mittag ging sie in ein schmutziges Gelbgrün über: die Wirkung der Schlammfluten des Nils. Zugleich erschienen eine Menge kleiner Segel, meistens von arabischen Fischerbarken. Eine große Seeschildkröte (*Chelonia caouana*) trieb schwimmend an unserem Schiffe vorüber. Zahlreiche Landvögel kamen an Bord geflogen. Um 12 Uhr mittags erblickten wir den Leuchtturm von Damiette; um 4 Uhr kam in einem kleinen Steam-Bunch der arabische Pilot an Bord, und eine Stunde später warfen wir in Port-Said Anker, an der nördlichen Kopfstation des Suezkanals.

Da der „*Helios*“ in Port-Said Kohlen und Lebensmittel bis Bombay einzunehmen hatte, blieb er einen ganzen Tag hier liegen. Ich ging noch am Abend mit einigen anderen Passagieren an Land, ergötzte mich an dem bunten ägyptischen Straßenleben und traf in einem Cafés den Doktor und einige Passagiere von dem Lloyd-Dampfer „*Polluce*“, der direkt nach Ceylon und Kalkutta ging und gleichzeitig mit uns angekommen war. Am folgenden Morgen (22.) bestieg ich den Leuchtturm von Port-Said. Er ist einer der größten der Welt, 160 Fuß hoch, und sein elektrisches Licht 21 Seemeilen weit sichtbar. Die mächtigen Mauern sind aus denselben Betonblöcken gebaut wie die Molen des Hafens, aus Würfeln einer künstlichen Steinmasse, welche aus 7 Teilen Wüstensand und 1 Teil französischen hydraulischen Kalkes bereitet wird. Die Aussicht von der Höhe des Leuchtturms entsprach keineswegs meinen Erwartungen, da man außer Port-Said selbst und seiner nächsten, ganz flachen und sandigen Umgebung ringsum nur Wasser erblickt. Nächst dem besichtigte ich die kostbaren künstlichen Hafenanlagen, welche hier mit ungeheuren Kosten und Mühen zur Sicherung des nördlichen

Gingangs des Suezkanals geschaffen worden sind. Nicht allein mußte man das Hafenbecken selbst tief ausbaggern, sondern auch zwei kolossale parallele Steindämme weit ins Meer hinausführen, um den beiden Hauptfeinden der kostbaren Anlage zu begegnen: den Schlammmassen, welche von den Nilmündungen durch die westliche Strömung ostwärts geführt werden, und den Sandwolken, welche die vorherrschenden Nordwestwinde in das Meer werfen. Daher ist der westliche der beiden Molen gegen 3000 Meter lang und bedeutend stärker, als der halb so lange östliche. Zu ihrer Konstruktion wurden gegen 30 000 Betonblöcke verwendet, deren jeder 10 Kubikmeter mißt und 20 000 Kilogramm wiegt. Vom Hafen wanderte ich nach der Araberstadt, die von dem europäischen Port-Said durch einen breiten Streifen Sandwüste getrennt ist; sowohl erstere wie letztere besteht aus parallelen Straßenreihen, die sich regelmäßig unter rechten Winkeln kreuzen. Das bunte und malerische Treiben in der schmutzigen Araberstadt bietet dieselben originellen und mannigfaltigen Bilder, die man in jeder kleineren ägyptischen Stadt, wie in den Vorstädten von Kairo und Alexandrien findet. Das europäische Port-Said besteht größtenteils aus Reihen von Kaufläden. Die gesamte Einwohnerzahl beträgt gegen 10 000. Die Hoffnungen, die man bei Anlage der Stadt auf ihr großartiges Aufblühen setzte, haben sich nur zum kleineren Teil verwirklicht, und das prachtvolle palastartige „Hotel der Niederlande“, welches 1876 eröffnet wurde, steht jetzt schon leer und verlassen da.

Ich versorgte mich in Port-Said noch mit einigen nützlichen Reiseartikeln, die jeder regelrechte Indiensfahrer für unentbehrlich hält, insbesondere einem leichten breittrempigen weißen Sonnenhut (Solà hat) und einem langen, aus Bambusrohr geflochtenen „Chinastuhl“, einer sehr lustigen und bequemen Songchaise. Dann fuhr ich an Bord unseres Helios zurück, welcher am Nachmittag die Fahrt durch den Suezkanal begann. Über dieses Wunderwerk der Neuzeit ist in

den letzten Jahren so viel geschrieben und geredet worden, daß ich hier keinen Raum mit Wiederholung allbekannter Tatsachen verlieren und mich auf einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand des Unternehmens beschränken will. Als ich 1873 in Suez war (drei Jahre nach der Verkehrseröffnung), waren die pessimistischen Ansichten über den Erfolg des Kanals ganz überwiegend; man glaubte, daß die Schwierigkeiten und Kosten seiner Unterhaltung immer größer bleiben würden, als die vermutlichen Einnahmen. Das hat sich seit acht Jahren vollständig verändert; die Rentabilität des großartigen Werkes ist seitdem nicht nur erwiesen worden, sondern hat auch unerwartete Dimensionen angenommen, und zwar in stetig wachsender Progression. Die englische Regierung hat somit, als sie 1875 den größeren Teil der Kanal-Aktien zur großen Bestürzung der Franzosen ankaufte, nicht nur in politischer, sondern auch in finanzieller Beziehung ein vorzügliches Geschäft gemacht. Allerdings bleibt die Unterhaltung des Kanals (insbesondere wegen des ununterbrochenen notwendigen Baggerns) immer noch sehr kostspielig. Allein das Wachstum der Einnahmen ist so bedeutend, daß es voraussichtlich in kurzer Zeit schon ansehnliche Überschüsse ergeben wird. Ein großer Übelstand für die Schnelligkeit der Beförderung besteht gegenwärtig noch darin, daß im größten Teil seiner Länge der Kanalraum gleichzeitig nur ein einziges großes Schiff aufnehmen kann von höchstens  $7\frac{1}{2}$  Meter Tiefgang. Daher sind von Strecke zu Strecke breitere Ausweichstellen angebracht, an denen die sich begegnenden Dampfer an einander vorüberfahren; hier muß man oft stundenlang warten, bis die entgegengerichteten Schiffe vorbei sind. Im nächsten Jahrhundert wird voraussichtlich der Kanal entweder um mehr als das Doppelte verbreitert oder selbst in eine doppelte Linie geteilt sein, so daß beständig ein nordwärts und ein anderer südwärts gehender Zug von Schiffen ungehindert und ununterbrochen folgen kann.



Die ganze Länge des Suezkanals beträgt 160 Kilometer oder 90 Seemeilen; die Breite des Wasserspiegels 80 bis 110 Meter, die des Kanalbodens aber nur 22 Meter. Die gewöhnliche Fahrzeit beträgt 16—20 Stunden; sie wird aber oft beträchtlich verlängert, wenn man auf eine größere Zahl entgegenkommender Schiffe an den Stationen warten muß, oder wenn ein Schiff (wie es nicht selten passiert) im Schlamm stecken bleibt. Wir selbst verloren kurz vor Suez einen ganzen Tag, weil ein englischer Steamer sich festgefahren hatte und erst nach teilweiser Ausladung bei Eintritt der Flut wieder flott wurde. Jedes Schiff, das den Kanal passiert, wird von einem Piloten begleitet; dieser hat hauptsächlich dafür zu sorgen, daß die Fahrgeschwindigkeit nicht über fünf Meilen in der Stunde beträgt, weil sonst der verstärkte Wellenschlag die Ufer zu sehr beschädigen würde. In der Regel durchfahren die Dampfer den Kanal nur bei Tage; bei hellem Mondschein auch durch einen Teil der Nacht. An Passagegebühren hatte unser Helios zirka 2000 Frank zu entrichten; sie betragen für jede Tonne 10 Frank, für jeden Passagier 12 Frank.

Den größten Teil des Suezkanals durchfuhren wir am 23. Oktober. Der Morgen im Menzaleh-See war erquickend frisch und schön: die Sandbänke im See erschienen mit Tausenden von Pelikanen, Flamingos, Reihern und andern Wasservögeln dicht bedeckt. Hinter den folgenden Ballah-Seen traten wir in den engeren Teil des Kanals, welcher die hohe „Schwelle“ (El Gizr) durchschneidet. Es ist dies die höchste Bodenerhebung der Landenge von Suez, durchschnittlich 50 Fuß über dem Niveau des Meeres gelegen. Die hohen Sandwälle zu beiden Seiten des Kanals sind hier stellenweise mit grauem Tamariskengebüsch dicht bewachsen. Zahlreiche nackte arabische Kinder erschienen und bettelten um „Bactschisch“; einige Knaben spielten die Flöte und tanzten mit ziemlicher Grazie. Um Mittag passierten wir die verödete, von Besséps gegründete

Stadt Ismailia, und abends ankerten wir in den großen „Bitterseen“.

Nach Einbruch der Dunkelheit stellte der erste Ingenieur des „Helios“ Versuche mit elektrischem Lichte an, die glänzend ausfielen. Seiner freundlichen Einladung folgend besichtigte ich im unteren Maschinenraum den neu konstruierten Apparat, dessen Motor durch die Dampfmaschine des Schiffes in Bewegung gesetzt wird. Hierbei erlitt ich einen kleinen Unfall, der leicht die schlimmsten Folgen hätte haben können. Während ich mir das Detail der Einrichtung zeigen ließ und dabei einen Schritt näher herantrat, glitt mein rechter Fuß auf dem glatten Boden aus, und im selben Moment erhielt der freischwebende linke Fuß unterhalb des Kniegelenks einen Schlag von dem ihn berührenden Motor des elektrischen Apparates, welcher in der Minute 1200 Umdrehungen macht. Ich stürzte zusammen und fürchtete, daß das Bein gebrochen sei; indessen ergab sich glücklicher Weise nur eine sehr heftige Kontusion. Wäre ich nach der anderen Seite gefallen, so hätte mich die Maschine in Stücke geschlagen. Durch Eisumschläge, welche ich sofort anwendete und zwei Tage lang fortsetzte, wurden die schlimmen Folgen größtenteils gehoben; doch blieb das Bein noch vierzehn Tage lang geschwollen, und erst kurz vor der Ankunft in Bombay erlangte ich wieder den freien Gebrauch desselben. Unter allen denkbaren „Gefahren“ einer Tropenreise hätte ich an einen derartigen Unfall am wenigsten gedacht. Er war um so unangenehmer, als er sich kurz vor unserem Eintritt in das Rote Meer ereignete und mich zwang, mehrere Tage unten in der Kabine zu liegen.

Von allen Indiensfahrern wird das Rote Meer als der heißeste und unangenehmste Teil der Reise am meisten gefürchtet; und obgleich wir uns bereits in der kühleren Jahreszeit befanden, hatten wir doch volle Gelegenheit, uns aufs neue von der guten Begründung jener Furcht zu überzeugen. Allerdings liegt das Rote Meer (oder der arabische Golf)

mit seinem nördlichen Drittel noch außerhalb des Wendekreises; aber trotzdem ist es in seiner vollen Ausdehnung als ein echtes „Tropenmeer“ zu bezeichnen. In seiner ganzen Ausdehnung von Suez bis Perim, vom 30—18° N. Br., trägt es denselben Charakter, besitzt es nahezu dieselbe Flora und Fauna, ist es durch gleiche physikalische Eigentümlichkeiten ausgezeichnet. Die Unterschiede zwischen den beiden Enden des langgestreckten, 300 Meilen langen Golfes sind in jeder Beziehung viel geringer, als die Unterschiede zwischen dem Roten Meere bei Suez und dem Mittelmeer bei Port-Said, obgleich beide nur durch die schmale Brücke der Landenge getrennt werden. Aber diese schmale Brücke, die Asien mit Afrika verbindet, besteht schon seit Millionen von Jahren, und insolgedessen hat sich die Tier- und Pflanzenbevölkerung der beiden benachbarten Meere völlig unabhängig von einander entwickelt. Diejenige des Mittelmeeres gehört zum atlantischen Ozean, diejenige des Roten Meeres hingegen zum indischen Ozean (vergl. meine „Arabische Korallen“, 1876, p. 26, 41). Beide Gestade des Roten Meeres, sowohl das östliche Arabiens, als das westliche Agyptens, sind im weitest aus größten Teile von Vegetation gänzlich entblößt, überaus öde, dürr und unfruchtbar; kein einziger größerer Fluß mündet in dasselbe ein. Darüber erheben sich beiderseits hohe langgestreckte Gebirgsketten, die ebenfalls zu den wildesten und ödesten der Erde gehören. Zwischen diesen hohen, sonnendurchglühten Parallelketten ist nun der schmale arabische Golf wie ein Laufgraben zwischen zwei hohen Wällen eingeschlossen, und die ungeheuren Wärmemengen, welche die wasserarmen Sand- und Felsberge ausstrahlen, werden durch keine Vegetationstätigkeit gebunden. In den heißen Sommermonaten steigt die Hitze um Mittag im Schatten gegen 40° R. und die Offiziere unseres Schiffes, welche zu dieser Zeit die Reise gemacht hatten, versicherten mir, daß ihnen diese Höllequal unerträglich erschienen sei, und daß sie alle gefürchtet hätten,

den Verstand zu verlieren. Auch jetzt noch, Ende Oktober, war es schlimm genug, und den größten Teil des Tages über zeigte das Thermometer auf Deck unter dem doppelten Schattendach 22—26° R., einmal bis 32°; in den (gelüfteten) Kabinen Tag und Nacht 24—28°. Dabei war die heiße Luft von einer erdrückenden Schwüle, und alle Mittel der Erquickung wurden vergeblich versucht. Um wenigstens nach Möglichkeit überall Luftzug zu erzeugen, wurden alle Fenster und Lufen Tag und Nacht offen gelassen, durch zwei Reihen von senkrechten schornsteinartigen Luftröhren Luft vom Deck in die unteren Schiffsräume geleitet, und endlich in den Salons die indische „Bunka“ beständig in Bewegung erhalten; diese wird auf unserem Schiffe sehr zweckmäßig durch eine doppelte Reihe von fächerartigen, mit Zeug überspannten Rahmen vertreten, welche an zwei parallelen, durch die ganze Länge des Salons laufenden, horizontalen Stangen befestigt sind, und durch die Maschine in Bewegung gesetzt werden. Der Hauch dieser Riesenfächer linderte nebst großen Quantitäten Eiswasser die Leiden der übermäßigen Hitze nicht wenig.

Da unser Schiff kurz vor Suez durch einen festgefahrenen Dampfer im Kanal über einen Tag aufgehalten worden war, kamen wir erst am Mittag des 25. Oktober auf der Reede von Suez an und blieben nur wenige Stunden daselbst liegen. Am folgenden Morgen waren wir bereits auf der Höhe von Tur, dem interessanten arabischen Küstendorfe am Fuße des Sinaigebirges, dessen prachtvolle Korallenbänke ich im März 1873 mit so großem Genuße untersucht hatte. Damals an Bord eines ägyptischen Kriegsdampfers, den mir der Chedive Ismail Pascha für diese herrliche Fahrt gütigst bewilligt hatte, war ich von der strahlenden Pracht dieser unterseeischen Korallengärten so entzückt worden, daß unwillkürlich die alte Sehnsucht nach der reicheren Wunderwelt des benachbarten Indien mit verstärkter Macht sich geregt hatte: „Ja, wer nun auch noch die märchenhaften, von Korallen umgürteten Gestade

von Ceylon sehen könnte"! Und jetzt, nach acht Jahren war ich auf der Fahrt dahin! . . . Im heiteren Morgenschimmer sah ich die malerischen Gipfel der Sinaihalbinsel an mir vorüberziehen, die ich damals im purpurnen Glanze der Abendsonne erglühend verlassen hatte (vergl. meine „Arabische Korallen“. Ein Ausflug nach den Korallenbänken des Roten Meeres und ein Blick in das Leben der Korallentiere. Mit 5 Farbendrucktafeln und 20 Holzschnitten, Berlin 1876).

Von den sechs heißen Seidenstagen im Roten Meere, die nun folgten, ist wenig zu berichten. Da unser Schiff sich fast immer in der Mitte desselben hielt, sahen wir von beiden Küsten fast nichts. Am 27. Oktober abends 7 Uhr passierten wir den Wendekreis des Krebses, und ich atmete zum ersten Male den glühenden Odem der Tropennatur. Während der Sternenhimmel sich über uns in wolkenloser Klarheit wölbte, stand im Osten über der arabischen Küste eine hohe schwarze Gewitterwand, aus der fast ununterbrochen jede Sekunde zuckende Blitze oder verschwommenes Wetterleuchten auftauchten. Donner war nicht zu hören, und kein erquickender Regenguß kam zu uns herüber. Auch in den nächsten Tagen wiederholte sich jeden Abend am östlichen Horizont dasselbe Schauspiel, während der westliche frei war und tagsüber nur leichte zerstreute Federwolken über das tiefblaue Firmament zogen. Die drei ersten Nächte in den Tropen sank das Thermometer in den offenen Kabinen und Salons nicht unter 25°. Ich schlief nebst den meisten anderen Herren auf Deck, wo wir wenigstens 3° weniger und dazu doch frischen Luftzug hatten. In der Nacht des 30. Oktober passierten wir die Straße Bab-el-Mandeb und die von den Engländern besetzte Insel Perim, das Gibraltar des Roten Meeres, und am 31. Vormittag 10 Uhr gingen wir im Golfe von Aden vor Anker.

Aden liegt bekanntlich auf einer felsigen Halbinsel, die nur durch eine schmale Landzunge mit dem arabischen Festlande zusammenhängt, ähnlich wie Gibraltar. Schon 1839

von den Engländern erworben und befestigt, hat diese wichtige Station auf dem Wege nach Indien neuerdings eine außerordentliche Bedeutung erlangt, besonders seit Eröffnung des Suezkanals. Die Bevölkerungsziffer ist jetzt schon auf mehr als 30 000 gestiegen. Die meisten Schiffe legen hier an, um Kohlen und Lebensmittel einzunehmen. Wir hatten uns mit diesen bereits in Port-Said versehen, da wir nicht wußten, ob wir wegen der vor zwei Monaten in Aden ausgebrochenen Choleraepidemie mit diesem Orte würden kommunizieren dürfen. Jetzt erfuhren wir, daß diese seit kurzem vorüber sei. Bald nach unserer Ankunft war der „Helios“ bereits von arabischen Booten umringt, deren schwarzbraune Insassen an Bord kletterten, um ihre eigentümlichen Landesprodukte zum Kaufe anzubieten: Straußenfedern und Eier, Löwen- und Leopardenfelle, Antilopenhörner, stattliche Sägen des Sägefisches, zierlich geflochtene Körbchen und Schüsseln u. dgl. mehr. Mehr Interesse noch als diese Produkte boten die Händler selbst, teils echte Araber, teils Neger, teils Somalis und Abessinier. Die meisten waren von dunkelbrauner Farbe, die bald mehr in das Rötliche oder Bronzefarbige, bald mehr in das Schwarze spielte. Die schwarzen krausen Haare sind oft mit Henna rot oder mit Kalk weiß gefärbt. Die Bekleidung der meisten bestand bloß aus einer weißen Schärpe um die Lenden. Sehr unterhaltend waren Scharen kleiner schwarzbrauner Jungen von 8—12 Jahren, die einzeln oder zu zweien in kleinen (aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden) Rähnen herangerudert kamen und ihre Taucherkünste produzierten. Kleine Silbermünzen, die wir über Bord warfen, fingen sie tauchend mit großem Geschick und balgten sich selbst unter Wasser mit Energie um deren Besitz.

Von der Stadt und den Befestigungswerken Adens sahen wir, da wir nicht an Land gingen, nur wenig. Die öden vulkanischen Felsen der Halbinsel, auf denen die Häuser zerstreut sind, erscheinen stark zerklüftet und teilweise sehr male-

risch. Die vorherrschende Farbe der nackten Faven ist dunkelbraun. Keine Vegetation schmückt die nackten starren Felswände und lindert die Glut der tropischen Sonnenstrahlen; nur hier und da sind an einzelnen Stellen dürstige Anpflanzungen sichtbar. Der Aufenthalt auf diesem glühenden Felseneste wird im Hochsommer zur Hölle für die englische Garnison, und nicht umsonst nennen es die Offiziere: „des Teufels Punschkeffel“. Der Anblick der nackten Lavaberge erinnerte mich lebhaft an diejenigen der kanarischen Insel Lanzarote.

Nach sechsstündigem Aufenthalte verließ der „Heltos“ das ungasfliche Aden, um seine Fahrt nach Bombay fortzusetzen. Auch von dieser achttägigen Fahrt durch den indischen Ozean ist nichts Besonderes zu berichten. Wir erfreuten uns gleichmäßig des schönsten Herbstwetters. Der erfrischende Nordost-Monsun machte sich von Tag zu Tag mehr geltend. Schon gleich nach dem Austritt aus dem Roten Meere hatten wir mit Wonne seinen Einfluß empfunden. Obgleich auch jetzt bei Tage das Thermometer nicht unter 20° R. fiel (meistens 22° um Mittag), so erschien doch die frische bewegte Luft uns wie ein anderes Medium, und vor allem waren die Nächte nicht glühend wie im Roten Meer, sondern von angenehmster Kühle. Der indische Ozean war beständig durch den frischen Monsunhauch leicht bewegt; seine Farbe blieb ein zartes Blaugrün oder bisweilen grünliches Vafurblau; niemals aber das tiefe reine Dunkelblau des Mittelmeeres, an dessen Stelle im Roten Meere ein mehr violett angehauchtes Blau getreten war. Der Himmel war bald ganz klar, bald mit leichten Federwolken bedeckt. Am Nachmittag sammelten sich stets zahlreiche Haufenwolken, turmartig sich übereinander bauend und von Nordost nach Südwest ziehend. Die prächtigsten Beleuchtungseffekte schenkte uns dann die indische Abendsonne, ein immer neues und immer herrliches Schauspiel, welches nur allzu rasch unseren staunenden Blicken entschwand. Manche Stunde tagsüber stand ich vorn am Bugspriet und

schaute den Scharen der fliegenden Fische zu, die beständig beim Nahen des Schiffes aus der Flut auftauchten und gleich Schwalben in geringer Höhe über den Wasserspiegel hinschossen.

Noch anziehender freilich blieben mir meine geliebten Medusen, die in den Morgenstunden von 9—12 Uhr bald einzeln, bald in Schwärmen erschienen; blaue Rhizostomen, rosenrote Aurelien und braunrote Pelagien. Besonders leidtat es mir, daß ich nicht der merkwürdigen Staatsqualle oder Siphonophore habhaft werden konnte, die wir Porpita nennen, und die am 4. November in zahlreichen und stattlichen, aber immer vereinzelt Exemplaren uns begegnete.

An einigen Abenden war das herrliche Phänomen des Meerleuchtens so prachtvoll, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte. Der ganze Ozean, so weit das Auge reichte, war ein zusammenhängendes funkelndes Lichtmeer. Die mikroskopische Untersuchung des geschöpften Wassers ergab, daß die leuchtenden Tiere zum größten Teil kleine Krustaceen waren, zum kleineren Teile Medusen, Salpen, Würmer u. s. w. Das prachtvollste Licht strahlten jedoch die merkwürdigen Manteltiere aus der Gattung der Feuerzapfen aus (Pyrosoma).

Den größten Teil dieser gezwungenen Mußwoche verbrachte ich mit dem Schreiben dieser Zeilen, und wenn ich auch fürchten muß, lieber Leser, daß diese „unterwegs nach Indien“ geschriebenen flüchtigen Blätter Dir kein besonderes Interesse abgewinnen werden, so bitte ich Dich einstweilen freundlich damit vorlieb zu nehmen, in der Hoffnung, daß die folgenden Briefe Dir besser gefallen.

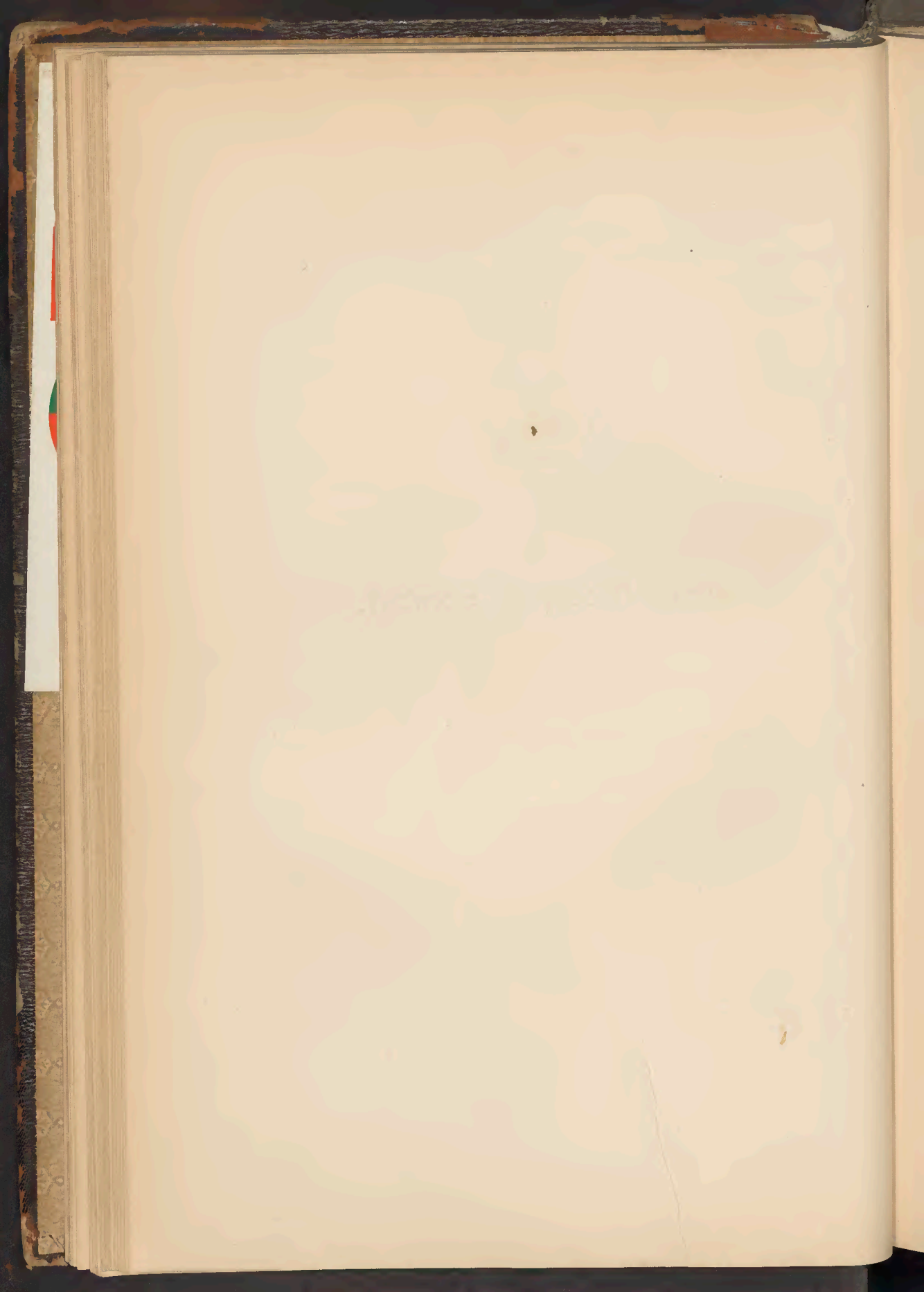
---



II.

Eine Woche in Bombay.

---



## II.

Der 8. November 1881 war der herrliche und für mich denkwürdige Tag, an welchem ich zum ersten Male tropischen Boden betrat, tropische Vegetation bewunderte, tropisches Tier- und Menschenleben anstaunte. Genau vor einem Monat, am 8. Oktober hatte ich mein liebes Jena verlassen, und nun stand ich bereits, durch den Lloydampfer „Helios“ wie durch Fausts Zaubermantel über 34 Breitengrade getragen, 4000 Seemeilen von der deutschen Heimat entfernt, auf dem wunderreichen Boden Indiens. Schon eine Stunde vor Sonnenaufgang war ich an Bord und sah allmählich aus dem duftigen Nebel der Morgendämmerung das tief eingeschnittene Küstenland von Bombay hervortreten, überragt von den seltsam geformten Gebirgszügen der „Bhor-Ghats“. Diese letzteren bilden die Grenzmauer zwischen dem ausgedehnten, ca. 2000 Fuß hohen Tafellande von Dekkan (dem „Oberlande“ der vorderindischen Halbinsel) und dem schmalen und flachen Küstenstreifen von Konkan (dem littoralen „Unterlande“). Die steilen Gebirgsmauern, die da in langgedehnter Kette aufsteigen, bestehen aus Basalt, Syenit und anderen plutonischen Gesteinen, und sind in seltsamster Weise zerklüftet und eingeschnitten, so daß man auf der Höhe des horizontal abgeplatteten Tafellandes eine Anzahl kolossaler Festungen, Forts, Türme und Zinnen zu erblicken glaubt.

In raschem Wechsel färbte sich der dämmernde Morgen-  
himmel über der indischen Küste mit den zartesten und duftig-  
sten Tönen, und dann trat plötzlich mit glühendem Strahl  
zwischen zwei breiten Wolkenchichten der indische Helios her-  
vor, unser gleichnamiges Schiff mit seinem vollen Glanze be-  
grüßend. Jetzt ließen sich auch die Einzelheiten der nahen  
Küste deutlich unterscheiden, vor allem ausgedehnte Wälder  
der Palmyra-Palme und zunächst der gewaltige, Tausende von  
Schiffen beherbergende Hafen von Bombay. Von der Stadt  
selbst wurden die einzelnen Häuser des Colaba-Viertels sicht-  
bar, auf der südöstlich vorspringenden Landzunge der Insel  
Bombay; darauf die stattlichen Prachtbauten des nahen Forts,  
und im Hintergrunde der langgestreckte grüne Rücken von  
Malabar-Hill, das südwestliche Vorgebirge der Insel mit  
seinen zahlreichen Villen und Gärten. Aber mehr als dies  
fesselte unsere Augen zunächst das bunte Gewühl der Schiffe  
in dem geräumigen Hafen, einem der besten Indiens. Da  
lagen vor uns die beiden weißen eisengepanzerten Monitors  
mit ihren drehbaren Türmen, welche die Befestigungen des  
Platzes in wirksamster Weise ergänzen; dort standen Hunderte  
von englischen Soldaten an Bord zweier gewaltiger Truppen-  
Transportschiffe, die 3—4000 Mann aufzunehmen vermögen;  
weiter führen wir zwischen einer ganzen Flotte verschiedener  
Dampfer durch, die von Bombay nach allen Himmels-  
gegenden Frachten und Passagiere befördern; ganz fremdartig  
aber erschien das bunte Gewimmel der kleineren Schiffe und  
Boote der Eingeborenen, deren nackte braune Körper meistens  
nur mit einem weißen Schurze oder einem weißen Lappen  
bekleidet sind, das Haupt durch einen bunten Turban gegen  
die tropische Sonne geschützt.

Kurz nach Sonnenaufgang ließ unser „Helios“ in der  
Nähe des „Apollo-Bunder“ (— des gewöhnlichen Landungs-  
platzes der Passagiere —) die Anker fallen: Sanitäts- und  
Steuer-Offizianten kamen an Bord, und alsbald befand sich

die Passagiergesellschaft, die seit Triest, 24 Tage lang, das schwimmende Hotel gemeinsam bewohnt hatte, in völliger Auflösung. In aller Eile wurden noch einige freundliche Grüße ausgetauscht, Karten gewechselt und Glückwünsche auf die weitere Reise mitgegeben; und dann stieg jeder mit seinen Habseligkeiten so rasch als möglich in das Boot, das ihn dem ersehnten Lande zuführte. Ich selbst folgte der gütigen Einladung eines trefflichen deutschen Landmannes, des Herrn Blaschek aus Frankfurt a. M., der seine Gattin, unsere liebenswürdige Reisegefährtin, von Bord abholte. Er bat mich, die Woche, die ich in Bombay zubringen würde, in seiner Villa auf Malabar-Hill zu wohnen, und ich nahm diese Einladung um so lieber an, als die englischen Hotels in den großen Städten Indiens mit ihrem leidigen Pensionszwange, ihrer steifen Etiquette und ihrem Gewimmel lästiger Dienerschaft die freie Bewegung der Reisenden in unliebsamster Weise beschränken.

Obgleich ich nun in der Villa Blaschek, mitten unter Palmen und Bananen, von allem dem glänzenden Komfort umgeben war, den die wohlhabenden Europäer in Indien für selbstverständlich halten, der aber dem deutschen Ankömmling sehr luxuriös erscheint, so fühlte ich mich doch bald so behaglich wie zu Hause; und wenn diese Woche in Bombay zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen gehört, so verdanke ich das mindestens ebenso sehr jener herzlichen und liebenswürdigen Gastfreundschaft, als den wunderbar schönen und mannigfaltigen Bildern, die während dieser acht kurzen Tage in reichster Fülle an meinen Augen vorüberzogen.

Natürlich reicht eine solche Woche nicht im entferntesten hin, um eine Wunderstadt, wie Bombay, gründlich kennen zu lernen, und ich beabsichtige daher in den folgenden Zeilen nichts weniger zu geben, als eine ausführliche Beschreibung derselben, oder auch nur eine touristische Skizze; vielmehr muß ich mich auf eine dürftige Wiedergabe der mächtigen und

großartigen Eindrücke beschränken, die ich hier in kürzester Frist empfangen. Ich hatte von Bombay früher wenig gelesen und gehört; ich wußte wenig mehr davon, als daß es nach Calcutta die größte und bedeutendste Stadt von Britisch-Indien sei, mit einem höchst großartigen Handel und Verkehr, und einer bunt gemischten Bevölkerung. Auch erinnere ich mich nicht, jemals auf einer unserer Gemäldeausstellungen Bilder dieser Stadt und ihrer Umgebung gesehen zu haben. Wie sehr war ich daher überrascht, hier einen Reichthum der schönsten und großartigsten Ansichten zu finden, welche ich nach meinen persönlichen Erfahrungen nur mit denjenigen von Neapel in Europa, von Kairo in Agypten oder besser noch mit einer eigentümlichen Kombination dieser beiden berühmten und unter sich so sehr verschiedenen Metropolen vergleichen kann. Mit Neapel läßt sich Bombay vergleichen hinsichtlich der herrlichen Lage an einer vielfach ausgeschnittenen, gebirgigen und mit der schönsten Vegetation geschmückten Meeresküste, hinsichtlich des Kranzes von Inseln und Küstenbergen, welche den weiten großartigen Golf umgeben; dagegen erinnert Bombay an Kairo durch die bunte Mischung und malerische Gestaltung seiner südlichen, aus den verschiedenartigsten Rassen zusammengesetzten Bevölkerung, durch das fremdartige Gewühl des Straßenlebens und durch die intensiven Farben, mit denen hier Natur und Kunst gleichmäßig ihre mannigfaltigen Gebilde bekleiden.

Die Stadt Bombay bedeckt eine kleine Insel von 22 englischen Quadratmeilen Oberfläche; sie liegt unter 18° 56' n. Br., 72° 56' ö. L. Diese Insel wurde zuerst von den Portugiesen im Jahre 1529 entdeckt und besetzt, und wegen des vortrefflichen großen Hafens, den sie mit einigen benachbarten Inseln und mit der nahen Küste des Festlandes einschließt, Buona-Bahia (d. h. „gute Bay“, Bonne Bay) genannt. (Anderer leiten allerdings den Namen Bombay von der indischen Meeressättin Bomba-Devi oder Maha-Deva ab.)

1661 traten die Portugiesen Bombay an die Engländer ab; diese mußten jedoch anfänglich nicht viel daraus zu machen; hauptsächlich hinderten ausgedehnte Sümpfe und das dadurch bedingte ungesunde Klima eine günstige Entwicklung. Erst nachdem diese Sümpfe ausgetrocknet, auch sonst bessere Bedingungen geschaffen waren, entwickelte sich Bombay rasch — hauptsächlich seit 1820, seitdem der verdienstvolle Gouverneur Mount Stuart Elphinstone die Regierung übernahm; und im Laufe des letzten halben Jahrhunderts ist daraus die drittgrößte Handelsstadt Asiens (nächst Canton und Calcutta) geworden. Die Bevölkerung ist jetzt auf ungefähr 800 000 gestiegen (darunter 8000 Europäer und 50 000 Parsi); sie betrug noch 1834 nur 234 000 Einwohner, 1816 nur 160 000 und 1716 nur 16 000 Seelen. Für den ganzen Handel und Verkehr des indischen Orients, insbesondere die Verbindung von Asien und Europa, hat sich Bombay jetzt zu einer ähnlichen Bedeutung emporgeschwungen, wie sie zur Zeit seiner höchsten Blüte im Altertum Alexandria besaß. Der wichtigste Teil des Handels ist der Baumwollen-Markt; Bombay wird in dieser Hinsicht nur noch von New-Orleans in Nordamerika übertroffen. Der mächtige, ebenso sichere als umfangreiche Hafen ist der größte und beste Handelshafen Indiens. Er öffnet sich nach Süden, wird nordöstlich vom Festlande begrenzt, westlich von der Insel Bombay und nördlich von einer Gruppe kleiner Inseln, die dicht bei einander liegen.

Die Gestalt der Insel ist ein längliches Viereck, dessen längster Durchmesser von Norden nach Süden gerichtet ist. Das nördliche Ende ist durch mehrere Brücken mit der größeren Insel Salsette und durch diese mit dem Festlande verbunden. Einen großen Teil der nördlichen Hälfte nimmt der ausgedehnte Palmenwald von Mahim ein. Die südliche Hälfte läuft in zwei langgestreckte Vorgebirge aus, welche man den beiden ungleichen Schenkeln einer Krebschere vergleicht, und welche eine weite, aber flache, schön gerundete Bucht („Back-

Bay“) zwischen sich einschließen. Von den beiden parallelen Vorgebirgen oder Landzungen ist die westliche kürzer und höher, dem Posilippo von Neapel zu vergleichen; das ist „Malabar-Hill“, die herrliche Villenstadt. Reizende Gärten, mit allen Prachtpflanzen der Tropen geschmückt, umgeben hier in üppigster Fülle die zahlreichen eleganten Villen oder Bungalows, in denen die wohlhabendsten und vornehmsten Einwohner (teils Europäer, teils Parsi) wohnen. Ein hübscher Weg, der zwischen diesen Gärten der Länge nach über den höchsten Grat des Basaltrückens von Malabar-Hill führt, bietet eine Reihe der prächtigsten Ausichten, bald nach Westen über das palmengekrönte Gestade des offenen indischen Ozeans, bald nach Osten über die weite Back-Bay und die großartige Stadt, die sich rings um letztere ausbreitet. Der südlichste Ausläufer derselben geht bis zur Südspitze von Colaba vor; das ist die östliche und längere von den beiden parallelen Landzungen, der Hauptplatz des Baumwollenshandels, zum großen Teil noch von den Zeltlagern und Baracken der europäischen Truppen eingenommen.

Am nördlichen Ende der Colaba-Landzunge, zwischen dieser und dem anstoßenden Fort, liegt der vielgenannte Appollo-Bunder, der hübsche Kai, an welchem die meisten Reisenden zuerst landen, und an dem auch ich zuerst den indischen Boden betrat. Seinen Namen trägt dieser vielbesuchte Kai nicht etwa vom schönen Sonnengotte der Griechen, sondern von dem indischen Worte „Pallow“ (= Fisch), aus welchem durch Korruption Apollo entstand. Pallow-Bunder war ursprünglich indischer Fischmarkt. Jetzt ist hier eine vorzügliche Restauration (die einzige größere und elegantere in Bombay) errichtet; auf dem Altane derselben, mit prächtigster freier Aussicht über Hafen und Gebirge, nahm ich, der Einladung eines werten Landsmannes folgend, mein erstes Frühstück in Indien ein. Auf dem freien Platze von Apollo-Bunder, wie auf der „Santa Lucia“ in Neapel, entwickelt sich



abends besonders das regste Leben. Oft spielt hier die Militär-Musik und dann gibt sich die schöne und vornehme Welt von Bombay hier ihr Rendezvous. Zahlreiche elegante Equipagen begegnen sich in der erquickenden Abendkühle und fahren längs des Strandes der Back-Bay nach Malabar-Hill zurück. Dazwischen entwickelt sich auf freien Rasenplätzen am Strande das bunte Leben der Eingebornen, die hier ebenfalls auf ihre Weise, um Feuer gelagert und spielend, das Leben genießen.

Der breite Raum der südlichen Inselhälfte, zwischen den beiden parallelen Landzungen Malabar-Hill und Colaba, wird von den beiden wichtigsten Stadtteilen eingenommen, vom Fort und von der „schwarzen Stadt“. Das sogenannte Fort, früher eine isolierte Zitadelle, stößt an das Nordende von Colaba und umfaßt den weitaus wichtigsten Teil der europäischen Stadt. Hier finden sich erstens die meisten öffentlichen Gebäude, auf geräumigen, mit Brunnen gezierten offenen Plätzen verteilt, und zweitens die meisten Kontore und Geschäftshäuser der Europäer zusammengedrängt; sie bilden die eigentliche „City“ mit dem lebendigsten Geschäftsverkehr. Die Mehrzahl der großen öffentlichen Gebäude: das Regierungsgebäude, Sekretariat, Postamt, Universität, Kunstschule, Bank, Rathaus u., sind erst im Laufe der letzten 20—30 Jahre mit großen Kosten aufgeführt, sämtlich stattliche Prachtbauten im gotischen Stil, mit Spitzbogen und Säulenhallen; meistens in jener besonderen Form desselben, welche an vielen Palästen Venedigs zu finden ist. Höchst seltsam kontrastieren die venezianisch-gotischen Prachtbauten mit der üppigen Tropenvegetation, welche sie umkleidet und mit dem bunten indischen Volksleben, das in den Straßen zu ihren Füßen wogt.

Den eigentlichen Herd dieses Volkslebens aber bildet die sogenannte „Schwarze Stadt“ oder die Stadt der Eingeborenen („Native-Town“). Sie ist sowohl von dem südlich anstoßenden „Fort“, als von dem westlich angrenzenden

Malabar-Hill völlig abgetrennt und bietet in ihrem farbenreichen und fremdartigen Volksgewühl für jeden Europäer einen Anziehungspunkt von höchstem Interesse. Beim ersten Betreten derselben wurde ich lebhaft an Kairo erinnert. Die offenen Läden der Eingebornen, die sich hier in buntester Ausstellung dicht aneinander reihen, die lebhaft gefärbten Trachten und die halbnackten Gestalten der sich drängenden Volksmenge, das Geschrei der Verkäufer, das Gewühl der Wagen und Pferde ist in den Bazaren und Lädenstraßen von Kairo und von Bombay sehr ähnlich. Allein je länger man in diesem Gewühl verweilt, desto mehr fallen auch die charakteristischen Unterschiede der indischen und der ägyptischen Metropole in die Augen. Einen ganz verschiedenen und einen viel schöneren Anblick bietet namentlich der nordwestliche Teil der schwarzen Stadt, welcher den Namen Girgaum führt. Hier liegen einzelne Hütten und Höfe höchst malerisch im Schatten eines prachtvollen Waldes von Kokospalmen, und die Staffage von nackten Kindern, reich geschmückten Weibern, braunen Männern, zierlichen Zebus, dazwischen Pferde, Hunde, Affen &c. im buntesten Gemische, gibt dem Genremaler hier eine Fülle der reizendsten Motive.

Die Bevölkerung, welche diese verschiedenen Teile von Bombay bewohnt, ist so mannigfaltig zusammengesetzt und trägt sich so verschiedenartig, daß es vollkommen die Kraft unserer Feder übersteigen würde, wollten wir den Versuch wagen, von ihrem bunten Leben und Weben auch nur ein skizzenhaftes Bild zu entwerfen. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die Hindu, eine kleine und schwächliche Rasse von dunkelbrauner Hautfarbe, welche bald mehr in das Kaffeebraun, bald mehr in das Kastanienbraun zieht. Allerliebste sind die Kinder dieser Rasse, welche überall nackt auf der Straße spielen und bis zum neunten Lebensjahre jeder Klei-

ding entbehren. Aber auch die Männer der niederen Kasten gehen größtenteils fast nackt und tragen nur einen einfachen Gurt oder Schurz um die Hüften, ähnlich einer schmalen Schwimmhose; der Maler kann daher den zierlichen Körperbau und die auffallend schlanken Glieder dieser Rasse auf Schritt und Tritt in allen möglichen Stellungen studieren, und besonders unter den Jünglingen von 16—20 Jahren wird er reizende Modelle finden. Diese bilden hier in der That das „schöne Geschlecht“; ihre Gesichtszüge sind in jenem Alter oft sehr fein und edel, durch einen gewissen elegischen Anflug ausgezeichnet. Auch unter dem weiblichen Geschlecht erblickt man viele zierliche und schlanke Gestalten, und das einfache faltige Gewand, in welches sie ihre Gestalt verhüllen, wird meist mit vieler Anmut getragen; aber hübsche Gesichter sieht man nur sehr selten; die meisten Mädchen heiraten sehr früh mit 10—15 Jahren), verblühen rasch und werden im Alter ausnehmend häßlich. Dazu kommt die entstellende Sitte, durch den linken Nasenflügel einen großen silbernen Ring zu ziehen, an dem Steine, Glasperlen und andere Zieraten befestigt werden; bei vielen Weibern verdeckt ein solches Gehänge den größten Teil des Mundes und Kinnes. Außerdem wird der Mund noch durch die Sitte des Betelkauens entstellt, wodurch Lippen und Zähne sich rotgelb färben. Ferner werden auf die Stirn allgemeine Striche und Zeichen von verschiedener Farbe gemalt, die Abzeichen der verschiedensten Kasten. Die Arme werden blau tätowiert. Um die Knöchel und um einzelne Beine werden bei beiden Geschlechtern silberne Ringe getragen. So machen die nackten Figuren der Hindu äußerlich durchaus den Eindruck von echten „Wilden“, obgleich sie in der That zu derselben „mediterranen“ oder arischen Rasse gehören, aus der auch unsere europäischen Volksstämme entsprungen sind. Die bekannten Einrichtungen des Kastenwesens und der brahmanischen Religion haben sich unter ihnen größtenteils noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die

Toten werden durch Feuer bestattet, und wenn man abends längs des schönen Back-Bay-Strandes vom Fort nach Malabar-Hill fährt, erblickt man unmittelbar neben den Eisenbahnstationen die Feuer in den großen Öfen, in denen die Hinduleichen auf Kosten in einfachster Weise verbrannt werden — weit zweckmäßiger und billiger, als es bei unserer kostspieligen modernen Leichenverbrennung in Gotha geschieht.

Nach dem Zensus der Bevölkerung Bombays von 1872 (wonach die Gesamtzahl der Einwohner 650,000 Seelen betrug) kommen mehr als  $\frac{3}{5}$  dieser Zahl auf orthodoxe Hindus verschiedener Kasten, die sämtlich unter der Botmäßigkeit der Brahminen sich befinden, während gegen 140,000 (also über  $\frac{1}{4}$  der Gesamtzahl) Mohammedaner sind, aber nur 15,000 (also kaum  $\frac{1}{45}$ ) Buddhisten. Dazu kommen nun noch ein paar tausend Juden, Chinesen und afrikanische Neger; ferner eine große Anzahl von Mischlingen der verschiedenen Rassen. Man kann also denken, wie bunter Natur das Völkergemisch ist, das die Straßen von Bombay belebt, und welche verschiedenen Typen, Sitten, Anschauungen und Gebräuche sich hier ungestört neben einander bewegen. Vielleicht in keiner Stadt der Erde wird eine größere Zahl von verschiedenen Sprachen durch einander gesprochen als in Bombay, zumal auch die europäische Kolonie hier selbst durch alle Zungen vertreten ist.

Einen der merkwürdigsten und wichtigsten Bestandteile der Bevölkerung bilden in Bombay, wie in anderen Hauptstädten Indiens, die Parsi oder Gebern. Ihre Zahl beträgt nur ungefähr 50,000 (also etwa  $\frac{1}{12}$  der Gesamtzahl); allein durch ihre energische Tätigkeit, ihre Klugheit und ihren Fleiß haben sie sich so bedeutenden Einfluß erworben, daß sie in jeder Beziehung eine hervorragende Rolle spielen. Wenn man, wie es oft geschieht, den Europäern in Bombay alle anderen Klassen der buntgemischten Bevölkerung als „Eingeborene oder Natives“ gegenüberstellt, so bilden die Parsi

eine dritte Hauptklasse derselben, die gewissermaßen zwischen ersteren und letzteren in der Mitte steht. Sie sind die Nachkommen der alten Perser, welche nach der Eroberung Persiens durch die Mohammedaner im siebenten Jahrhundert deren Religion nicht annahmen, sondern diejenige Zoroasters beibehielten. Infolgedessen vertrieben, wandten sie sich zunächst nach Ormus und zerstreuten sich von da aus über Indien. Da sie nur unter sich heiraten, erhalten sie ihre Rasse rein und sind auf den ersten Blick, auch abgesehen von ihrer eigenthümlichen Kleidung, von allen anderen Rassen zu unterscheiden. Die Männer sind stattliche, große Figuren, von gelblicher Gesichtsfarbe, meistens wohlbeleibt, weit ansehnlicher und stärker als die schwachen Hindus. Sie sind in weite und lange weiße Baumwollröcke und -Hosen gehüllt und tragen auf dem Kopfe eine hohe, schwarze Tiara, die einem Bischofshut ähnlich ist. Die ausdrucksvollen Gesichter, oft mit schön gebogenen Adlernasen, bekunden Energie und Klugheit; dabei sind die Parsi sparsam und genügsam und haben in ähnlicher Weise, wie bei uns die Juden, die großen Kapitalien in ihren Händen zu vereinigen gemußt. Viele der reichsten Kaufleute von Bombay sind Parsi; außerdem haben sie als Gastwirte, Schiffsbauer, Mechaniker und Techniker sich besonderen Ruf erworben. Ihr Familienleben und ihre häuslichen Tugenden werden sehr gerühmt. Die Parsifrauen sind meist stattlich und hochgewachsen, ihr Gesichtsausdruck ebenfalls klug und energisch; ihre Hautfarbe gelblich, Haare und Augen tiefschwarz. Ihre Kleidung besteht aus langen Gewändern von einfacher, aber leuchtender Farbe; grün, rot, gelb &c. Die Kinder der reichen Parsi sieht man häufig in gold- und silbergestickten Gewändern spazieren fahren. Viele wohnen in stattlichen Villen, legen Wert auf schöne Gärten und erregen durch ihre guten Verhältnisse wohl den Neid manches Europäers. Dabei zeichnen sich die reichen Parsi oft durch lobenswerten Gemeinfinn aus. Viele haben nütz-

liche Anstalten und wohltätige Institute gegründet. Einige sind von der englischen Regierung in Anerkennung ihrer besonderen Verdienste zu Baronets erhoben worden.

Nicht wenig trägt sicher zu der hervorragenden Tätigkeit und Tüchtigkeit der Parsi der Umstand bei, daß sie sich von der Herrschaft der Priester in hohem Maße frei erhalten haben. Ihre Religion, die Lehre Zoroasters, ist in ihrer reinsten Form eine der edelsten Naturreligionen, auf die Verehrung der schaffenden und erhaltenden Elemente gegründet. Unter diesen gebührt der Vorzug dem Lichte und der Wärme der schaffenden Sonne und deren Abbilde, dem Feuer. Daher begegnen wir beim Auf- und Untergange der Sonne am Meeresstrande von Bombay zahlreichen frommen Parsi, die stehend oder auf ausgebreitetem Teppich knieend dem kommenden wie dem scheidenden Tagesgestirn ihre Verehrung betend bezeugen. Ich habe selber den Religionsübungen keines Volkes mit innigerer Teilnahme zugeschaut, als denjenigen dieser „Sonnen-Anbeter“ oder Feuer-Anbeter. Sind doch wir Naturforscher der Gegenwart, die wir in der Wärme und dem Lichte unserer Sonne mit vollem Rechte den Urquell all' des herrlichen organischen Lebens unserer Erde erblicken, im Grunde auch nichts anderes als „Sonnen-Anbeter“!

Die Religionsübungen der Parsen sind übrigens höchst einfach und zum Teil, ebenso wie beim Mohammedanismus, auf sehr zweckmäßige sanitäre Prinzipien gegründet, so namentlich die diätetischen Vorschriften und die zahlreichen täglichen Waschungen des Körpers. Ihr kräftiger Körper erfreut sich daher auch meist einer trefflichen Gesundheit, und die munteren, lebhaften Kinder der Parsi machen in Bombay einen weit besseren Eindruck, als die bleichen Gesichter der matten Europäerkinder, die in dem verderblichen, heißen Klima kraftlos dahinwelken.

Zu den merkwürdigsten Gebräuchen gehört die Totenbestattung der Parsi. Hoch oben auf dem Felsenrücken

von Malabar-Hill, und zwar auf einem der höchsten und schönsten Punkte desselben, wo das prächtige Panorama von Bombay (ähnlich dem von Neapel von der Höhe des Posilippo) zu Füßen des staunenden Beschauers sich ausbreitet, besitzt die Parsigemeinde einen herrlichen, mit hohen Palmen und blütenreichen Bäumen gezierten Garten. Auf diesem Friedhofe erheben sich die sechs Dakhma's oder „Türme des Schweigens“ (Towers of silence). Das sind weiße zylindrische Türme von 30—40 Fuß Durchmesser und ungefähr ebensoviel Höhe. Einem Amphitheater ähnlich ist das Innere derselben in drei konzentrische Ringe abgeteilt, welche durch radiale Scheidewände in zahlreiche offene Kammern geschieden werden. Jede Kammer nimmt eine Leiche auf, und zwar kommen in den inneren Kreis die Kinder, in den mittleren die Weiber, in den äußeren die Männer. Sobald die weißgekleideten Totenwärter die von den Angehörigen zum Friedhof geführte Leiche den letzteren abgenommen haben, bringen sie dieselbe unter Begleitung singender Priester in eine der offenen Grabkammern und entfernen sich. Als bald erscheinen zahlreiche von den heiligen Vögeln des Ormuzd, von den stattlichen braunen Geiern, die in dichten Gruppen auf den Kronen der benachbarten Palmyrapalmen sitzen. Sie stürzen sich auf die Leiche im Innern des offenen Turmes und haben in wenigen Augenblicken deren Fleisch verzehrt. Scharen von schwarzen Raben vertilgen die kleinen Überbleibsel ihres Mahles. Die übriggebliebenen Knochen werden später im Mittelraum des Turmes gesammelt.

Die meisten Europäer finden diese Totenbestattung der Parsi entsetzlich, wie es schon im klassischen Altertum für eine besondere Beschimpfung galt, eine Leiche den „Geiern zum Fraße“ hinzuwerfen. Dem vergleichenden Zoologen erscheint es jedoch vielleicht ästhetischer und poetischer, eine geliebte Leiche in wenigen Minuten durch kräftige Raubvögel verzehrt zu sehen oder (gleich den Hindus) verbrannt zu

wissen, als sie jenem langsamen Verwesungsprozesse und jenem ekelhaften „Würmerfraße“ ausgesetzt zu sehen, der bei der Beerdigung unserer europäischen Kulturvölker üblich, und ebenso abschreckend, als sanitätswidrig, ja die Quelle vieler Krankheiten ist. Indessen, was macht nicht alles die liebe Gewohnheit aus, der mächtigste Hebel der „Anpassung“!

Es war ein unvergeßlicher Abend, als ich am 14. November in Gesellschaft meiner Reisegefährten vom „Helios“, der Frau Blaschek und des Grafen Hunyadi, die Türme des Schweigens besuchte. Die untergehende Sonne schmückte eben den westlichen Horizont mit jenen wunderbaren, nur zu rasch vorübereilenden Farbentönen der Tropenzone, deren Glut und Anmut weder Pinsel noch Feder annähernd wiederzugeben vermögen. Gegenüber im Osten prangten mächtige Reihen gehäufter Turmwolken mit goldenem Saume im magischen Purpurlicht; und darunter schimmerten violett die seltsam geformten Mauern und Türme der Bhor-Ghats, auf den Abstürzen des Tafellandes von Dekkan. Zu unsern Füßen aber spiegelte der blanke Golf der Back-Bay die ganze Farbenpracht des Himmelsgewölbes wider, und darüber erhob sich jenseits die Reihe der Prachtgebäude des Forts, überragt vom Mastenwalde der Schiffe. Zu unserer Rechten südwärts verfolgte das Auge die Gärten und Villen von Malabar-Hill bis zur äußersten Spitze, bis zu dem felsigen Vorgebirge Malabar-Point; hier hatte früher Lord Elphinstone in einer einsamen, einfachen Villa gewohnt, während daselbst gegenwärtig der lustige Sommerpalast des Gouverneurs steht. Zur Linken verdeckten unten die dicht gedrängten Kokospalmen von Girgaum das bunte Leben der „schwarzen Stadt“. Und dazu nun als Vordergrund die „Türme des Schweigens“, umgeben von den hohen Fächerpalmen, auf deren Kronen die gesättigten Geier in dichten Gruppen ihre Abendruhe hielten; und zu ihren Füßen die weißgekleideten Parsipriester. Das gab ein Bild, würdig eines großen Malers!



Ganz verschieden von der tief elegischen Stimmung dieses Abendbildes war der Eindruck, den ich am folgenden Morgen von dem benachbarten Belvedere vom Cumbala-Hill erhielt. Ich war schon eine Stunde vor der Sonne auf dem Wege und war allein in der einsamen Morgendämmerung, an dem Turme des Schweigens vorbei, eine Viertelstunde weiter bis zu jener höchsten nördlichen Erhebung von Malabar-Hill gewandert, welche den „Flag-Staff“ trägt. So heißt die Turmwarte des fernblickenden Wächters, der von diesem höchsten Punkte aus die Ankunft der großen Dampfschiffe in Bombay zu signalisieren und die der Postschiffe durch zwei Kanonenschüsse kund zu tun hat. Die steil abfallenden Felsen sind hier theils mit stacheligem Gestrüpp, theils mit Dattelpalmen bewachsen, unter denen zahlreiche Hinduhütten zerstreut liegen. Ganz in der Nähe befindet sich in gleicher Höhe und in herrlichster Lage die Wohnung des deutschen Konsuls, der zur Zeit noch in Europa weilte. Der Blick umfaßt von hier aus nicht allein die ganze Stadt mit dem Golfe, sondern schweift auch weiter nordwärts nach dem großen Palmenwalde von Mahim (am Nordende der Insel Bombay) und darüber hinaus nach der großen Insel Salsette und dem benachbarten Festlande. Ein zarter grauer Nebelschleier deckte dieses großartige Panorama, als ich kurz vor Sonnenaufgang dort anlangte; kaum aber war Helios strahlend über der zackigen Felsenmauer der Bhor-Ghats emporgestiegen, als auch der Nebel zerfloß und ein Teil des herrlichen Bildes nach dem andern in voller Klarheit sichtbar wurde.

Ein Ausflug nach dem oben erwähnten Palmenwalde von Mahim, den ich am 13. November in Gesellschaft von Blaschecks unternommen hatte, gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen an Bombay. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen — mein erster in Indien! — und ich werde seine mannigfaltigen Eindrücke nie vergessen. Man muß unter den Tropen vor der Sonne unterwegs sein, wenn man die volle

Morgenfrische recht genießen will, und so trafen uns denn die ersten Sonnenstrahlen dieses wunderschönen wolkenlosen Sonntags bereits im leichten Wagen an, mitten unter den riesigen alten Benjanen, am nördlichen Fuße von Gumbala-Hill. Die indischen Hütten im Schutze dieser Feigenbäume, oft ganz zwischen deren Luftwurzeln versteckt und durch die daraus entstandenen Stämme gestützt, waren der Schauplatz jener originellen häuslichen Szenen, welche den europäischen Ankömmling so sehr ergötzen. Ganze Familien saßen im Kostüme des Paradieses am Wege und verliehen ihrem braunen Fell neuen Glanz durch Einreiben mit Kokosöl. Zugleich suchten sich die liebenden Geschwister — oder auch Eltern und Kinder — gegenseitig die kleinen langsam kriechenden Insekten ab, die ihr langes schwarzes Haupthaar bevölkerten; da sie aber als fromme Hindu kein Tier töten dürfen, setzen sie die Gefangenen sorgfältig beiseite. Andere wandten ein wirksameres Mittel an, indem sie sich das Haupthaar radikal abrasieren ließen. Viele badeten in kleinen Teichen am Wege, und noch andere dehnten sich behaglich, ehe sie wieder mit dem weißen Schurze sich bekleideten, unter oder auf den Ästen der Bäume aus.

Der Kokospalmenwald von Mahim, der erste, den ich betrat, bot uns noch viel mannigfaltigere Bilder. Da klimmen Toddyzapfer mit affenartiger Behendigkeit an den mächtigen hohen Stämmen empor, um den Palmenwein, der nachts in die oben aufgehängten Gefäße getropfelt ist, einzusammeln. Auf Seilen, die horizontal zwischen den benachbarten Stämmen ausgespannt sind, klettern sie geschickt von einer Krone zur andern. Andere pflücken unten die gelben Früchte der edlen Bananen ab, und noch andere sind mit der Zurichtung des Frühmahles beschäftigt. Ich aber wurde nicht müde, die prachtvollen Lichteffekte zu bewundern, die der spielende Sonnenglanz auf den breiten zitternden Fiederblättern der edlen Kokos und ihren weißen, anmutig geboge-

nen Stämmen hervorbrachte, sowie auf den zarten, frischgrünen Riesenblättern der zu ihren Füßen stehenden Bananengruppen. Und dazu nun überall eine Fülle herrlicher Blumen, mit den ringsum spielenden Schmetterlingen wetteifernd durch riesige Größe, durch bunte Farbe, durch seltsame Gestalt und durch aromatischen Geruch! Hier und da erhob sich ein lustiger Busch des zierlichen schlanken Bambusrohres; und allenthalben zerstreut lagen kleine Hütten aus Rohr gebaut und mit Rohr gedeckt. Auf den Wegen allerlei Haustiere, Schweine und Hunde, Hühner und Enten, und zwischen diesen spielend und tanzend die allerliebsten Gestalten der nackten Hindukinder mit ihren großen schwarzen Augen!

Nachdem wir über eine Stunde auf Kreuz- und Querewegen im Palmenwalde von Mahim umhergeschlendert, versuchten wir links nach dem benachbarten Meeresstrand durchzudringen. Allein der schmale, zwischen zwei Mauern eingeschlossene Pfad endigte in einer großen Pfütze. Gerade zur rechten Zeit kam uns von der anderen Seite ein zweirädriger Ochsenkarren (Bullock cart) entgegen; wir erkletterten dieses saubere Gefährt in sehr heiterer Stimmung und ließen uns von dem leitenden Hindujüngling durch die Pfütze hinüberfahren, wären aber beinahe in dem tiefen Schlamm derselben stecken geblieben! Glücklicherweise gelangten wir bald an den sandigen Meeresstrand, der hier in weiter Ausdehnung mit dem schönsten Kokoswalde gesäumt ist. Hier begegneten wir stattlichen Gruppen des merkwürdigen Pandanus, jener sonderbaren Schraubenpalme, deren gebogener Stamm sich oben armleuchterartig gabelt, an jedem Ast ein agavenartiges Blätterbüschel mit schraubenförmiger Drehung tragend, während er unten auf einem Büschel von Luftwurzeln, wie auf hohen Stelzen steht. Zwischen den Ästen waren allenthalben mächtige Spinnennetze ausgespannt, bewohnt von einer prächtig gezeichneten Riesenspinne, deren dicker Leib 6 cm, deren dünne Beine 10 cm lang sind. Die ungeheuerliche Bestie

ließ sich ziemlich leicht fangen und fand in meinem Spiritusglase ihr Ende. Die dicken Fäden ihres Gespinnstes, das über einen Meter Durchmesser zeigte, überraschten uns durch ihre Festigkeit, fast derjenigen eines Zwirnfadens gleich. Während wir unten mit dieser aufregenden Spinnenjagd beschäftigt waren, erhob sich oben aus den Palmenkronen ein kreischender Schwarm grüner Papageien, der ersten, die ich wild erblickte.

Eine Reihe anderer zoologischer Überraschungen wartete meiner am sandigen Strande von Mahim, der gerade durch die tiefe Ebbe in ziemlich weiter Ausdehnung entblößt war. Da lagen ausgeworfene Riesene Exemplare einer prächtigen blauen Meduse (einer Cambressa) von mehr als einem Fuß Durchmesser; daneben sonderbare Igelische (Diodon) mit stacheliger Haut und großem aufgeblasenen Kehlsack. Im Seesande selbst fand sich eine große Anzahl verschiedener Muscheln und Schnecken, lauter charakteristisch indische Formen, die ich bisher nur in zoologischen Museen erblickt; ferner große Röhrenwürmer, verschiedene Krustentiere (darunter schnellfüßige Sandkrabben, die sich im Sande Löcher graben), sowie viele Nester von großen Fischeknochen, untermischt mit Schädeln und anderen Skeletteilen des Menschen. Letztere gehörten Hindus niederster Rassen an, deren Leichen nicht verbrannt, sondern einfach im Seesande verscharrt werden. Meine Umhängetasche war mit diesen und anderen zoologischen Schätzen überfüllt, als wir endlich gegen Mittag nach Hause zurückkehrten.

---

Einer der interessantesten Punkte von Bombay war für mich das heilige Brahminendorf Walkešwar, nur wenige Minuten von Bungalow meiner lieben Gastfreunde entfernt, zwischen diesem und dem Gouverneurshause auf Malabar-Point gelegen. Ich besuchte dieses merkwürdige Dorf zu wiederholten Malen und zu verschiedenen Tageszeiten, und wurde stets durch eine Fülle origineller und mannigfaltiger

Bilder aus dem Leben der höchsten Hindukasten überrascht; denn nur solche, nur echte Brahminen bewohnen diesen heiligen Ort, und kein unreiner Hindu niederster Kaste darf denselben durch seine Gegenwart entweihen. Den Mittelpunkt desselben bildet hier, wie an ähnlichen, hie und da in der schwarzen Stadt zerstreuten heiligen Orten, ein viereckiger Teich, dessen Ufer geradlinige Treppenreihen säumen. Diese sind eingefasst von zahlreichen kleinen Tempeln und Kapellen, zwischen denen enge Gassen zum Wasser hinabführen. Die Tempel zeichnen sich aus durch charakteristische weiße Türme, teils von Gestalt einer Bischofsmütze, teils von der eines breiten und niedrigen Obelisken. Das Innere der Tempel, gleich den dazwischen zerstreuten Hütten, nach der Straße geöffnet, zeigt einen einfachen Raum, in dessen Mitte (oder auch in einem besonderen Vorhofe unter einer Säulenhalle) ein heiliger Stier liegt. Andere Gegenstände der Verehrung, gleich den Stieren mit Blumen geschmückt, sind merkwürdige steinerne Symbole der Fruchtbarkeit, zum Teil von abschnöcklicher und grotesker Form. Solche sind auch an vielen Stellen der Wege inner- und außerhalb der Stadt zerstreut, mit roter Farbe bemalt. Sie werden namentlich von kinderlosen Eheleuten besucht, und ihre roten Teile werden mit Goldpapierchen beklebt, auch mit duftenden Blumen bedeckt, in der Hoffnung, durch diese Opfer Spenden mit Kindern gesegnet zu werden.

Vor den Stufen der Tempel und auf den Treppen des heiligen Teiches hocken oder bewegen sich heilige Büßer in den verschiedensten und sonderbarsten Gebärden und Andachtsübungen. Die meisten dieser Fakire sind geriebene Betrüger, welche dem Dolce far niente auf Kosten ihrer frommen und wohlthätigen Glaubensgenossen sich hingeben. Ihr nackter Körper ist mit Asche und Öl beschmiert, die langen Haare in wirre Zöpfe geflochten, die niemals gereinigt werden und eine besondere Spezies des „Weichselzopfes“ repräsentieren, meist ein reich bevölkertes zoologischer Garten. Das einzige Verdienst der

meisten Fakire besteht darin, daß sie irgend ein Glied ihres Körpers verstümmeln. Der eine hat seit vielen Jahren seine Faust krampfhaft geschlossen, so daß die Fingernägel tief in das Fleisch der Hohlhand eingewachsen sind; ein anderer hat den emporgestreckten Arm in senkrechter Stellung so lange erhalten, bis derselbe alle Beweglichkeit und Empfindlichkeit verlor, so daß er nun gleich einem dünnen Aste ganz steif und atrophisch über das Haupt emporragt, ein dritter hat sich die verschiedensten Wunden beigebracht und durch Einstreuen von Asche in langer Eiterung erhalten, so daß sein Gesicht und Leib auf das schreulichste entstellt ist zc. Bekanntlich gibt es keine Torheit und keine Verrücktheit, zu der nicht religiöse Wahnvorstellungen den Menschen bringen können, besonders wenn sie mit den üblichen Betrügereien der Priesterschaft Hand in Hand gehen; aber wenige Religionsformen dürften es in dieser Beziehung zu solchen extremen Ausgeburten bringen, wie der Brahmakultus.

Während ich stundenlang im Brahminendorfe Walke-schwar verweilte und unter dem dichten Schatten eines heiligen Benjanenbaumes am Ufer des Teiches saß, um diese seltsamen Eindrücke in meinem Skizzenbuche festzuhalten, hatte ich genügende Muße, das sonderbare Leben und Treiben dieser privilegierten Faulenzerkaste zu studieren. Die Hauptbeschäftigung dieser edlen Brahminen, die eigentlich als echte „Bettelmönche“ von den reichlichen Spenden der abergläubischen und opferwilligen Hindus niederer Kaste leben, besteht in süßem Nichtstun, in philosophischer Betrachtung der Welt mit ihrer Nartheit. Nur zeitweilig wird dasselbe durch äußerliche Religionsübungen unterbrochen, unter denen wiederholte Waschungen jedenfalls noch die zweckmäßigsten sind; fast ununterbrochen war der heilige Teich von Badenden beiderlei Geschlechts besucht. Vielen Spaß hatte ich mit der munteren, jede Kleidung verschmähenden Jugend, die in Scharen meiner Aquarellarbeit zuschaute und darüber ihre lustigen Glossen

machte. Besonderes Vergnügen schien ihr die Karikatur eines heulenden, sich ganz verrückt gebärdenden Fakirs im Teiche zu machen; wie denn überhaupt diese Hinduungen noch nicht von der Orthodogie der Alten angesteckt erschienen.

Audere interessante Bilder in Waltheschwar lieferte mir eine Brahminenschule; der alte graue Schulmeister schien ebenfalls den Ernst des Lebens mehr von der heiteren Seite zu nehmen und war offenbar sehr erfreut, als ich mich ihm pantomimisch als Kollegen zu erkennen gab. Dicht neben diesem Tempel der Weisheit hatte ich auch Gelegenheit, etwas von der praktischen Medizin der Hindu zu sehen; eine Entbindung unter erschwerenden Umständen wurde mit den sonderbarsten Instrumenten auf offener Straße ausgeführt; ein Hindufonstabler oder „Police-Man“ hielt dabei die versammelten Zuschauer in Ordnung und erklärte mir sehr gefällig die Bedeutung des Aktes. Daneben war ein anderer Hindudoktor beschäftigt, aus einem armen Rheumatismuskranken den Teufel durch Kneten und Pressen auszutreiben. In diesen Fächern, wie überhaupt in der Tierquälerei, leisten die frommen Hindu wirklich Großes, während sie gleichzeitig sich sehr hüten, irgend ein Wesen, sei es auch das kleinste oder schädlichste Insekt, wirklich umzubringen.

Schon am Tage nach meiner Ankunft in Bombay, am 9. November, hatte ich Gelegenheit, an einer Exkursion nach der berühmten Insel Elephanta teilzunehmen, auf der sich die vollendetsten und figurenreichsten unter den zahlreichen indischen Höhlentempeln befinden. Da diese brahminischen Tempel durch zahlreiche Abbildungen und Beschreibungen allbekannt sind, will ich mich auf das kurze Geständnis beschränken, daß sie meinen hochgespannten Erwartungen nicht entsprachen; ich hatte mir den Eindruck weit großartiger und imposanter vorgestellt. Von wirklicher Schönheit ist ohnehin bei den verschnörkelten und fragenhaften Skulpturen der Indier nicht die Rede; die häßlichen und widernatürlichen Verbin-

dungen von Menschen- und Tierleibern, die Gottheiten mit drei Köpfen (Trimurti), ferner die verzerrten Fratzengeichter, die Leiber mit mehreren Reihen von Brüsten, mit 8 Armen und Beinen zc. sind mir höchlich zuwider, und ich gehöre zu jenen wenigen Kezern, die auch hier das Urtheil unseres Altmeisters Goethe von den „verrückten Elefanten- und Fratzentempeln“ zutreffend finden. Immerhin sind die Felsentempel von Elephanta durch die sorgfältige Skulptur der Einzelheiten und durch die Art und Weise, wie der ganze Tempelraum mit seinen drei Säulenhallen und den zahlreichen Figuren aus dem lebendigen schwarzen und sehr festen Gestein des Trappgebirges ausgemeißelt ist, sehr merkwürdig, und die Lage des Tempels auf dem steilen Westabhange der schön bewachsenen Insel ist so herrlich, der Blick auf den Hafen von Bombay so großartig, daß sich jeder durch diese Exkursion reichlich belohnt fühlen wird. Wir machten dieselbe vom Apollo-Bunder aus mit einer kleinen Dampfbarke (Steam-Launch). Die Überfahrt dauert nur eine gute Stunde und bietet eine Reihe hübscher Hafensbilder; indische Schiffe und Boote aller Größen und Formen konnte ich hier in der Nähe sehen. Sehr schön ist dabei der Blick auf das hohe Tafelland, die Bhor-Ghats von Dekkan, sowie auf das palmenreiche Vorland an dessen Fuße, auf das Konkan, zwischen dem und der Insel Bombay die kleine Insel Elephanta gelegen ist. Durch prächtig rote Färbung der nackten Felsen zeichnet sich die benachbarte größere Insel Trombay aus.

In anderer Hinsicht bot mir die Exkursion nach Elephanta das allergrößte Interesse und wird mir immer unvergeßlich bleiben. Denn dieser Tag, der 9. November, war der erste, an dem ich die tropische Flora ihr Wunderwerk frei und ungekünstelt entfalten sah. Allerdings hatte ich schon den vorhergehenden Nachmittag, meinen ersten in Indien, dazu benutzt, um mit dem Tramway nordwärts durch die schwarze Stadt nach Victoria Garden zu fahren. Das ist ein hübscher,



wenn auch nicht sehr sorgfältig gepflegter botanischer Garten. Zwar kann er sich nach Reichtum und Anlage nicht mit anderen botanischen Gärten Indiens messen; indessen sah ich doch zum ersten Male hier eine große Anzahl der schönsten und großartigsten Tropengewächse von Angesicht: insbesondere die Hauptformen der indischen Palmen und Bambusen, Bananen und Pandanus, Brotfrucht und Papaya, Cocos und Pistia &c. Wie sehr mich aber auch dieser schöne Victoria-park am ersten Abend in Bombay entzückte, zumal er durch das prachtvolle Beleuchtungsspiel eines glühenden Sonnenuntergangs verklärt wurde, so war doch meine Freude noch ungleich größer und lebhafter, als ich am folgenden Nachmittag auf Elephanta die bedeutendsten Charakterpflanzen Indiens wild in ihrem freien Naturzustande erblickte, in jener Überfülle der Üppigkeit, die keinen Gartenzwang duldet.

Da bekleiden rankende Schlingpflanzen und kletternde Farne die riesigen Diefstämme; da beugen die edelsten Kokospalmen ihren schlanken gebogenen Stamm mit der herrlichen glitzernden Fiederkrone über den Strand des Meeres, der mit Pandanusbüschen gesäumt und mit einer im Wasser wurzelnden Mangrobenmauer befestigt ist. Da ranken mächtige Schmarotzerfeigen und Winden, und andere, mit großen bunten Blumen ausgestattete Kletterpflanzen an den kerzengeraden schwarzen Stämmen der gewaltigen Palmhrapalmen empor, und selbst ihre stolze Krone von handsförmigen Fächerblättern ist mit Blumen bekränzt. Und dort erheben sich uralte Prachtexemplare vom heiligen indischen Feigenbaum, von der Benhane; unten löst sich ihr mächtiger Hauptstamm in ein förmliches Netzwerk gewaltiger Wurzeln auf, während oben aus dem dichten dunkelgrünen Laubwerke dicke Riesenäste eine Schar von Luftwurzeln herabsenken; von letzteren erreichen viele wieder den Boden und bilden wurzelschlagend neue Stämme zur Stütze der alten mütterlichen Krone. Und dort, siehe dort, da ersticht ein gewaltiger Würger (eine parasitische

Feigenart), mit dem Netzwerk seiner verflochtenen Stammäste die edle Palme, die er zäh umklammert hält — und wenige Schritte weiter, da steht ein Bruder dieses Würgers mit totem, einen zylindrischen Hohlraum umschließenden Gitterstamme, ohne Blätter; erst war die erwürgte Palme gestorben und vermodert, und dann hatte den grausamen Mörder dasselbe Schicksal erreicht. Dazwischen bildet das zierliche Bambusrohr große Riesenbuketts, breiten prächtige Bananen und Strelitzien ihre frischgrünen zarten Blätter aus, entfalten herrliche bunte und große Blumen ihre duftenden Kelche, bilden zartgefederte Akazien weit ausgedehnte Schirmdächer, verflechten sich stachelige kaktusähnliche Euphorbien zu dichten Hecken. So sah ich hier zum ersten Male auf Elephanta in greifbarer Wirklichkeit eine Fülle der merkwürdigsten und schönsten Gestalten der tropischen Flora, von denen ich seit 30 Jahren gelesen und geträumt hatte. Und dazwischen gaukelten in der sonnen-glühenden Luft tausende der schönsten und buntesten Schmetterlinge, schwirrten durch das Gebüsch große goldglänzende Prachtkäfer, huschten durch das Laub hunderte von behenden Eidechsen und Schlangen, flogen von Stamm zu Stamm lärmende Scharen prachtgefiederter Vögel — lauter neue, nie lebend gesehene Formen, und mir doch größtenteils seit langem alte Bekannte. Wie ein Kind huschte ich nach all den herrlichen Siebensachen und legte meine Hand auf die Stämme der Palmen und Bambusen, um mich zu überzeugen, daß nicht alles nur ein schöner Märchentraum sei! Und so fuhr ich traumbefangen bei der wunderherrlichsten Abendbeleuchtung von Elephanta nach Bombay zurück und sah in der schlaflosen Nacht, der zweiten in Indien, tausende der prächtigsten Bilder an meinem Auge aufs neue vorüberziehen.

---

Seider gestattete die kurze, rasch verfließende Woche in Bombay nur einen einzigen größeren Ausflug auf das indische Festland; dieser war aber sehr interessant und gab

mir eine recht gute Vorstellung von der Natur des berühmten Hochlandes von Dekkan. Auf den guten Rat eines freundlichen Landsmanns, Herrn Tintner (dem ich für viele andere Gefälligkeiten bei dieser Gelegenheit herzlich danke), wählte ich unter den verschiedenen, im Zeitraume von zwei Tagen ausführbaren Exkursionen diejenige nach Vanaulie und zu den Felsentempeln von Carli. In Gesellschaft des Grafen Hunyady, des Reisegefährten vom „Helios“, verließ ich Bombay am Mittag des 11. November. Das herrlichste Wetter begünstigte diesen Ausflug wie meinen ganzen Aufenthalt in Bombay; nur war es etwas zu heiß: Mittags im Schatten bis 30° R, meistens am Tage zwischen 22 und 26° R; auch die Nächte waren sehr heiß, und einmal hatten wir noch um Mitternacht 25° R!

Die Eisenbahnfahrt nach Vanaulie (die erste Strecke der großen Bahn von Bombay nach Madras) dauerte 5 Stunden und entlockte uns neben vielem Schweiß manchen Seufzer über die stechende Sonnenglut; und doch waren die Waggon's erster Klasse, die wir benutzten, überaus bequem und boten die raffiniertesten Schutzmittel gegen die Tropensonne; doppeltes, seitlich weit vorspringendes Dach, Jalousien und grüne Scheiben an den Fenstern, innen und außen Vorhänge, bequeme und kühle Lederpolster, sinnreiche Einrichtungen für reichliche Ventilation, und was das angenehmste war, — kleine Badekabinette mit gekühltem Wasser, in denen ich mehrmals während der heißen Fahrt ein erquickendes Bad nahm. Jeder Waggon erster Klasse enthält nur zwei geräumige Salons, und in jedem Salon dürfen nicht mehr als sechs Passagiere sitzen, während man bei uns die dreifache oder mindestens doppelte Zahl darin zusammenpferchen würde. Nur drei Bänke sind in jedem Salon (zwei der Länge, eine der Quere nach); bei Nacht wird über jeder Bank noch eine zweite, 4 Fuß entfernt, aufgeschlagen, und so erhält man 6 Betten, weit geräumiger und bequemer, als die Betten in Dampf-

schiffskabinen. Dabei kann man bequem in dem kleinen Salon seinen Koffer unterbringen und auspacken, promenieren und nach beiden Seiten durch die zahlreichen Fenster die Aussicht auf die vorübereilende Landschaft genießen.

Diese Aussicht war für mich höchst anziehend, und ich sammelte während der kurzen fünfstündigen Fahrt eine Reihe interessanter indischer Bilder in meinem Skizzenbuche. Zunächst führt die Eisenbahn durch einen großen Teil der Stadt Bombay selbst hindurch, an Byculla, Parell und Saffoon vorbei, dann auf einer Brücke über einen schmalen Meeresarm nach der Insel Salfette und von dieser über einen zweiten Meeresarm nach dem Festlande von Vorder-Indien hinüber. Anfänglich zieht sich hier die Bahn ganz flach mehrere Stunden lang durch das ebene und niedere Küstenland, das Konkan. Zahlreiche Dörfer, aus elenden Rohrhütten zusammengesetzt, und einzelne kleine Städtchen von unbedeutendem Umfang geben uns eine Idee von der Mahratten-Bevölkerung dieser Gegend. Die ausgedehnte Ebene ist während der Regenzeit (von Juni bis September) mit dem üppigsten hohen Grase bedeckt, zum großen Teil auch gut kultiviert mit Reis, Mais &c. Jetzt war die Vegetation seit mehr als einem Monat völlig verbrannt und die weiten Grasflächen strohgelb. Nur die zahlreichen immergrünen Pflanzen erhielten sich frisch, die Bananengebüsche und Feigenbäume rings um die Hütten, und vor Allem der wichtigste Schatz dieser Konkanflora, die herrliche Palmyrapalme (*Borassus flabelliformis*). Tausende oder vielmehr Millionen von Stämmen dieser edlen Fächerpalme mit dem kerzengeraden schwarzen Stamme sind allenthalben sichtbar, bald einzeln, bald in Gruppen, und geben dem ganzen flachen Küstenlande seine charakteristische Physiognomie. Gleich der Kokos- und Dattelpalme ist auch die indische Palmyrapalme einer der nützlichsten Bäume; fast jeder Teil derselben dient für einen oder mehrere häusliche oder technische Zwecke. Besonders schön erscheinen die Gruppen

dieser Palme an den Ufern der zahlreichen schiffbetränzten Teiche, an denen wir vorüberfahren; dazu als malerischer Vordergrund die nackten braunen Eingeborenen mit ihren zweirädrigen Ochsenkarren, badende Büffel und zusammengewürfelte Hohlhütten; im Hintergrunde darüber die malerischen Formen der Bhor-Ghats, der zackigen Felsenwände, die den steilen, 2000 Fuß hohen Absturz des mächtigen Tafellandes von Dekkan bilden.

Auf der Station Kurjut, hinter Noreb, waren wir am Fuße des Gebirges angelangt, und die leichte Lokomotive, die uns bisher geführt hatte, wurde jetzt mit einer schweren Gebirgslokomotive vertauscht. Die Steigung der Bahn wird bald sehr bedeutend (1:37); sie erhebt sich in wenigen Stunden Fahrzeit über 2000 Fuß. Zahlreiche Tunnel und Viadukte, sowie scharfe Biegungen der Bahn an steilen Felswänden vorbei erinnern an unsere malerischen Alpenbahnen, Semmering und Brenner (die stärkste Steigung auf letzterer beträgt nur 1:40). Die umgebende Landschaft nimmt alsbald einen ganz anderen Charakter an. Die Palmen, die in so großer Masse das Unterland (Konkan) schmückten, verschwinden schon beim Beginn der Steigung völlig; mächtige, bald säulenförmige, bald astreiche Waldbäume treten an ihre Stelle, darunter die stolzen Tiefbäume sowie Wollbäume mit sehr großen Blättern. Der steile Abfall des tafelförmigen Hochlandes (Dekkan), der zum Teil treppenartig oder terrassenförmig abgestuft ist, wird vielfach von tiefen Wasserfchluchten eingeschnitten, und diese Abgründe, mit dichtem Waldgebüsch ausgekleidet, geben dem Gebirgslande einen europäischen Charakter. Ganz eigentümlich aber, und in ähnlicher Form von keinem europäischen Gebirge mir bekannt, ist die Gestaltung der mächtigen Felsenmassen dieser Bhor-Ghats. Sie erscheinen bald als ungeheure, fast senkrecht aufsteigende schwarze Mauern von mehr als tausend Fuß Höhe, bald als breite und flache Tafelberge mit horizontal abgeschnittenen Kuppen,

bald als zerklüftete Wände, deren turm- und kastellartige Auffäße aus der Entfernung täuschend eine gewaltige Festung mit vielen Zinnen und Türmen vorspiegeln. Obgleich die plutonischen Gebirgsmassen der Bhor-Ghats (größtenteils schwärzlicher Trapp und basaltartiger Syenit) von dem geschichteten Quadersandstein unserer „sächsischen Schweiz“ völlig verschieden sind, so bleibt die äußere Gestalt der isolierten Tafelberge doch oft auffallend ähnlich.

Wie uns der Anblick des schluchtenreichen Waldgebirges ohne alle Zutaten tropischer Vegetationspracht, plötzlich vom 19. nach dem 53. Breitengrade versetzte, so erschien auch die Luft, die wir atmeten, mit einem Male gänzlich verändert. An die Stelle der drückenden Hitze trat luftige Kühle, und mit Wonne sogten wir die kräftige frische Bergluft ein — eine Wohlthat des gemäßigten Klimas, die man erst dann voll schätzen lernt, wenn man sie unter dem erschlaffenden Einflusse der Tropensonne schmerzlich vermißt. Je höher wir hinauf kamen, desto heimatlicher wurde es uns zu Mute. Doch erfuhr diese Illusion einige Störung durch die Mitteilung, daß in der tiefen wasserreichen Waldschlucht, an der wir eben vorbeifuhren, vor zwei Jahren ein englischer Kapitän durch einen Tiger getötet worden sei. Hier stürzten aus beträchtlicher Höhe zwei Wasserfälle herab. Während der Regenzeit sind diese überaus zahlreich; jetzt waren sie größtenteils versiegt, und gelbes dünnes Gras bedeckte die Flächen, die nicht mit Bäumen oder nicht mit „Dschungle“-Dickicht besetzt waren.

Kurz vor Banaulie passierten wir die Station Matheran, eine beliebte Sommerfrische der wohlhabenden Bewohner von Bombay. Mehrere schöne Aussichtspunkte in dessen nächster Umgebung gewähren einerseits wilde und romantische Einblicke in die umgebenden Waldschluchten, andererseits weite und umfassende Ausblicke über das flache Küstenland und das Meer, bis nach Bombay hin. Eine besonders auffallende Felsenform in der Nähe der vorhergehenden „Reversion-Station“

führt den Namen Dukas Nose (Herzogsnafe, Wellington zu Ehren!). Es war bereits völlig dunkel geworden, als wir um 7 Uhr in einer Meereshöhe von 2100 Fuß an unserem Ziele Vanaulie anlangten und in dem kleinen Hotel eines Parsi recht leidliche Unterkunft fanden.

Der folgende Morgen war für eine Exkursion nach den berühmten Carlie-Caves bestimmt, den buddhistischen Grottentempeln, die alle anderen an bedeutendem Umfang und Reichthum der Skulptur übertreffen sollen. Wir hatten für 5 Uhr Ponies bestellt, welche uns bis in die Nähe der Grotten und ein Stück bergauf tragen sollten. Als wir aber die Bergpferde besteigen wollten, erschien statt deren eine stattliche Kutsche mit zwei Pferden, deren Viefierung dem schlauen Wirte vorteilhafter erschien. Wohl oder übel mußten wir uns in die Kutsche setzen, die uns nur eine halbe Stunde weit auf gutem Fahrweg weiter brachte. Dann mußten wir aussteigen und über eine Stunde weit über Wiesen und Felder hinwegmarschieren. Schließlich ging es noch eine halbe Stunde steil bergauf zu den Grotten. Diese liegen in halber Höhe am westlichen Abhange eines Trachytberges, der sich noch mehr als tausend Fuß über das Plateau von Vanaulie erhebt. Vetzteres liegt bereits in der Höhe des Tafellandes von Dekkan.

Die buddhistischen Höhlentempel von Carlie sind weit größer und älter als die brahmanischen Tempelgrotten auf Elephanta; auch sind die Skulpturen einfacher und weniger schnörkelhaft, die Figuren der Menschen und Tiere natürlicher. Sie gelten als die vollendetsten Bauwerke ihrer Art. Gleich den Tempeln von Elephanta und vielen ähnlichen in Indien sind auch diejenigen von Carlie durch Ausböhlung aus den Felsen des Gebirges selbst herausgeschnitten, ebenso wie die Skulpturen von Menschen und Tieren, die in großer Zahl die Wände zieren. Der stattliche Hauptraum des Tschaityatempels von Carlie, ein riesiges Tonnengewölbe, wird durch zwei Säulenreihen in ein breites Hauptschiff und zwei

schmale Nebenschiffe geteilt. Die zahlreichen Figuren von männlichen und weiblichen Gestalten, von Elefanten, Büwen u., sowie die Säulen und Türpfeiler, sind sehr kunstreich aus dem harten schwarzen Trappfels ausgehauen und glatt poliert; sie sollen durch sorgfältige und ästhetische Ausführung diejenigen der meisten anderen indischen Tempel übertreffen. Oberhalb des Haupttempels und zu beiden Seiten desselben (— in 777 Meter Meereshöhe —) sind kleine Räume ausgehauen, aus denen wir große Schwärme von Fledermäusen aufscheuchten. An dem Eingange zu den Tempelgrotten stehen außen ein paar kleinere Tempel, von herrlichen heiligen Feigenbäumen überschattet; einige buddhistische Priester, die hier ihr Leben zubringen, bettelten um Almosen. Während sie zum Danke dafür ein Gebet himmelmelten, ertönte oben von der Höhe der Felsen lautes Geschrei, und als wir hinblickten, sprangen in eiligen Sätzen mehrere große schwarze Affen (Wanderuh) davon. Es waren dies die ersten Affen, die ich in wildem Naturzustande erblickte; im Vergleiche zu den schmutzigen und nackten Bettelmönchen zu unseren Füßen erschienen sie mir als deren Vorfahren recht verehrungswürdig.

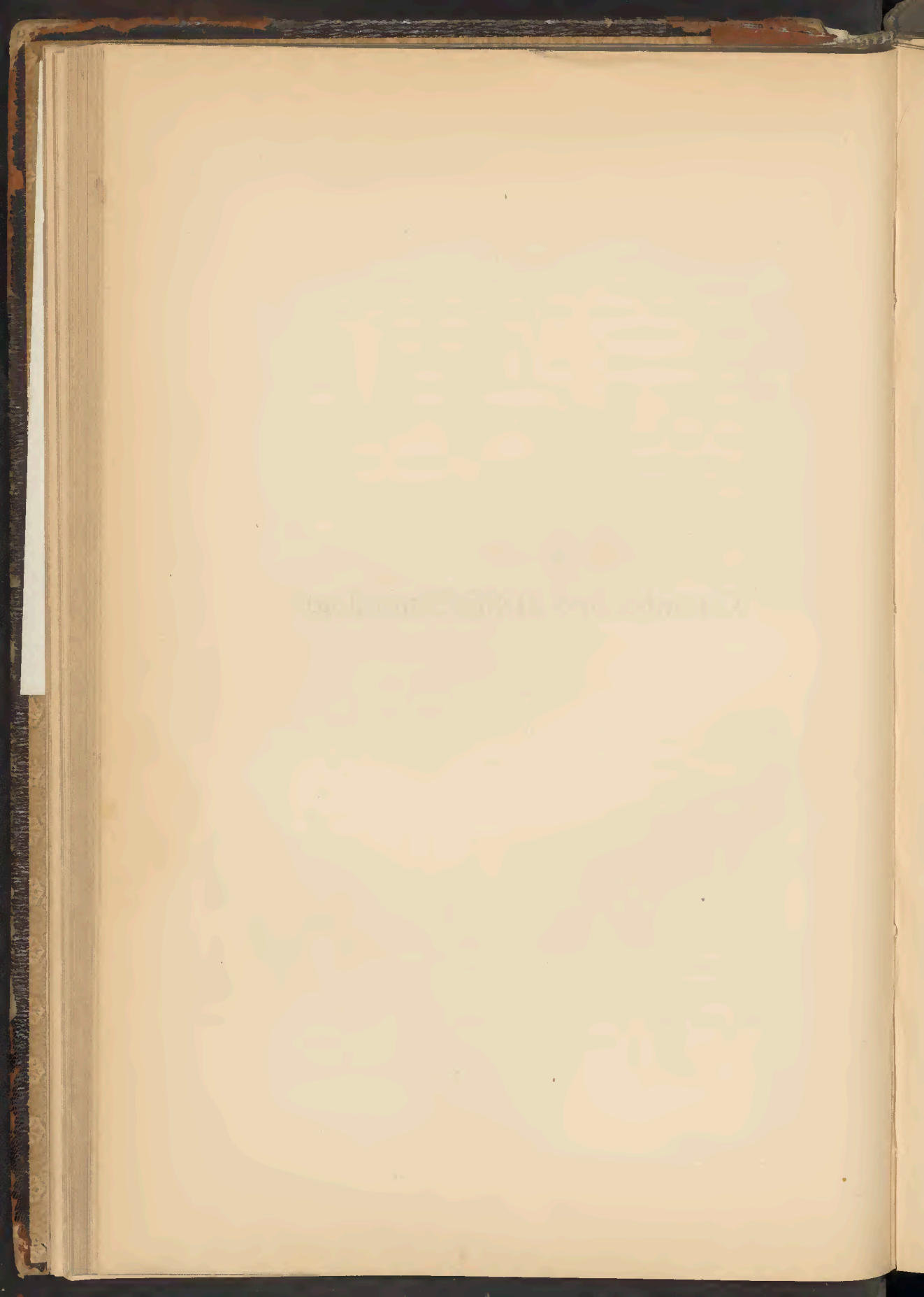
Der Blick von der Pforte der Carlietempel, noch besser von den vorspringenden Felsen oberhalb derselben, auf welche wir den Affen nachkletterten, umfaßt das Plateau von Banaulie. Dasselbe erstreckt sich in gleichmäßiger Ebene ziemlich weit gegen Puna hin, und ist rings eingeschlossen von einem Kranze niederer, größtenteils kahler Hügel. Hier beginnt das mächtige Tafelland von Dekkan, das den größten Teil der vorderindischen Halbinsel einnimmt und sich gegen Osten, gegen die Koromandelküste allmählich herabsenkt, während es nach Westen, gegen das Konkan und die Malabar Küste, größtenteils steil abfällt. Sehr befriedigt von dieser Exkursion, die uns in einen der interessantesten Teile desselben führte, verließen wir Banaulie am Mittag des 12. November und waren schon vor Sonnenuntergang wieder in Bombay.



III. IV.

Colombo und Whist-Bungalow.

---



### III. Colombo.

Am 21. November 1881, in der strahlenden Lichtfülle eines wolkenlosen Tropenmorgens, betrat ich den Boden der immergrünen Wunderinsel Ceylon, auf der ich vier der lehr- und genußreichsten Monate meines Lebens zubringen sollte. Der österreichische Lloyd dampfer „Helios“, der uns in fünf Tagen von Bombay beim schönsten Wetter auf spiegelglatter See nach Ceylon hinübergeführt hatte, war schon nach Mitternacht in Sicht der Insel. Beim ersten Morgengrauen war ich auf Deck, um das ersehnte Endziel meiner Reise, das „gelobte Land“ meiner Naturforschervünsche, sobald als möglich in Augenschein zu nehmen. Da erhob sich im Osten vor uns über den dunkeln Spiegel des indischen Ozeans ein schmaler Streifen, in der Mitte ein wenig verdickt und mit einer vorspringenden Spitze versehen. Die kurze tropische Morgendämmerung wich rasch dem anbrechenden Tageslichte, und nun entpuppte sich jener schmale Streifen als ein langgedehnter Küstenfaum von Kokoswäldern an der nahen Westküste von Ceylon, seine mittlere Verdickung aber als die Bergkette des zentralen Hochlandes, aus welcher der kegelförmige Adams-Pik, die weltberühmte und sagenumwebte Hauptspitze der Insel bedeutungsvoll hervorragt. Völlig klar und scharf gezeichnet hoben sich die Umrisse dieser dunkelblauen Bergmassen an dem hellen wolkenlosen Morgenhimmel ab; als die glühende

Kugel der aufgehenden Sonne über denselben emportauchte, konnten wir auch eine Kette von niedrigen Vorbergen erkennen, welche sie vom Küstenfaum trennte. Die weißen Stämme der Kokospalmen an letzterem ließen sich bald deutlich unterscheiden, und als wir uns mehr näherten, wurden auch die einzelnen Teile der Hauptstadt Colombo sichtbar, gerade vor uns das Fort mit dem Hasen, zur Rechten (südlich) die Vorstadt Kolpetth, zur Linken (nördlich) die „schwarze Stadt“, Pettah. Ich begrüßte es als ein gutes Omen für das glückliche Gelingen meiner Reise, daß gleich der erste Anblick der ersehnten Insel von strahlender Heiterkeit des wolkenlosen Himmels und völliger Klarheit der reinen balsamischen Morgenluft begünstigt war, — um so mehr, als gewöhnlich nähere oder fernere Wolken Schleier schon am frühen Morgen das Gebirgsland ganz oder teilweise verhüllen.

Das erste Boot, welches sich unserem Dampfer näherte, brachte uns den Lotsen an Bord, der uns in den Hasen führte; es war gleich den zahlreichen anderen, bald erscheinenden Booten von jener höchst sonderbaren Form, die in der südasiatischen Inselwelt weit verbreitet, in Ceylon, ihrem westlichen Ausläufer, aber besonders eigentümlich entwickelt ist: ein ausgehöhlter Baumstamm von ungefähr 20 Fuß Länge; durch aufgebundene senkrechte seitliche Bretter sind seine beiden Seitenwände auf 3 Fuß erhöht, aber die Breite zwischen diesen beträgt kaum  $1\frac{1}{2}$  Fuß, so daß keine erwachsene Person darin sitzen kann, ohne beide Beine hintereinander zu stellen. Von einer Seite des Bootes gehen rechtwinklig zwei gekrümmte parallele Balken oder Bambusstäbe ab, welche an ihrem Ende durch einen dickeren (dem Kanoë parallelen) Stamm verbunden sind. Dieser „Outrigger“ oder „Ausleger“ schwimmt flach auf dem Wasserspiegel und verleiht dem schmalen und gebrechlichen Fahrzeug einen hohen Grad von Sicherheit. Da ich später diese wunderlichen Rähne für meine zoologischen Exkursionen ausschließlich benutzte, werde ich noch Gelegenheit

genug finden, ihre Licht- und Schattenseiten zu würdigen. Heute, bei der Ankunft in Ceylon, erregten sie vorzugsweise durch ihre malerische Form mein Interesse, umsomehr, als die darin befindliche singhalesische Bemannung nicht minder eigentümlich und originell erschien, als die Boote selbst.

Bald war unser Schiff jetzt im Hafen und bedeckte sich mit Singhalesen, welche Früchte, Fische und andere Lebensmittel, sowie verschiedene kleine Industrieprodukte zum Verkaufe brachten. Die meisten sind nackte, braune Gestalten, deren einziges Kleidungsstück aus dem „Comboy“ oder „Sarong“ besteht, einem roten Stück Baumwollenzeug, welches gleich einer breiten Schürze unter dem Gürtel festgebunden wird und die Beine größtenteils verhüllt. Andere — insbesondere die rudern den Bootsleute — begnügen sich statt dessen mit einem einfachen Schurz, gleich einer schmalen Schwimmhose. Alle aber tragen ihr langes, schwarzes Haar sorgfältig frisiert und meistens in einem starken Zopf aufgewickelt, welcher durch einen breiten Schildpattkamm am Hinterhaupte befestigt wird; sie erhalten hierdurch ein auffallend weibliches Aussehen, um so mehr, als ihr Körperbau zierlich und schwächlich ist, besonders Hände und Füße klein und die Gesichtszüge weichlich. Weit kräftiger und männlicher erscheinen dagegen die nackten schwarzen Tamils, die Kohlenboote herbeirudern. Gar sehr verschieden von beiden sind wiederum einige Indo-Araber oder „Mohren“ (Moormen), stattliche Gestalten in langem weißen Kaftan und weißen Bumphosen, das braune langbärtige Haupt mit einem hohen gelben Turban bedeckt. Sie bringen Edelsteine, Muscheln, Silberarbeiten und Schmuckfachen zum Verkaufe an Bord, während die Singhalesen teils Kokosnüsse, Bananen, Ananas, Fische und Krebse, teils die charakteristischen Produkte ihrer nationalen Industrie feilbieten: Elefanten und Buddhabilde aus Elfenbein oder Ebenholz geschnitz; Körbchen und Matten, aus Binsen und Palmfasern geflochten, Kästchen und Stöcke

aus verschiedenen Holzarten u. s. w. Die Preise, welche die Eingeborenen für diese Handelsartikel fordern, betragen in der Regel das Dreifache oder Vierfache, oft aber auch das Zehnfache ihres wahren Wertes; und einer unserer Reisegefährten kaufte um eine Rupie (einen Gulden) einen schönen Edelstein, für welchen der Verkäufer unmittelbar vorher acht Pfund Sterling (= 80 Rupien!) gefordert hatte; natürlich war dieses kostbare Kleinod, gleich den meisten anderen „Edelsteinen“ der „Rubin-Insel“ nichts anderes als ein europäisches Kunstprodukt aus geschliffenem buntem Glase! Solche werden jetzt alljährlich massenweis importiert!

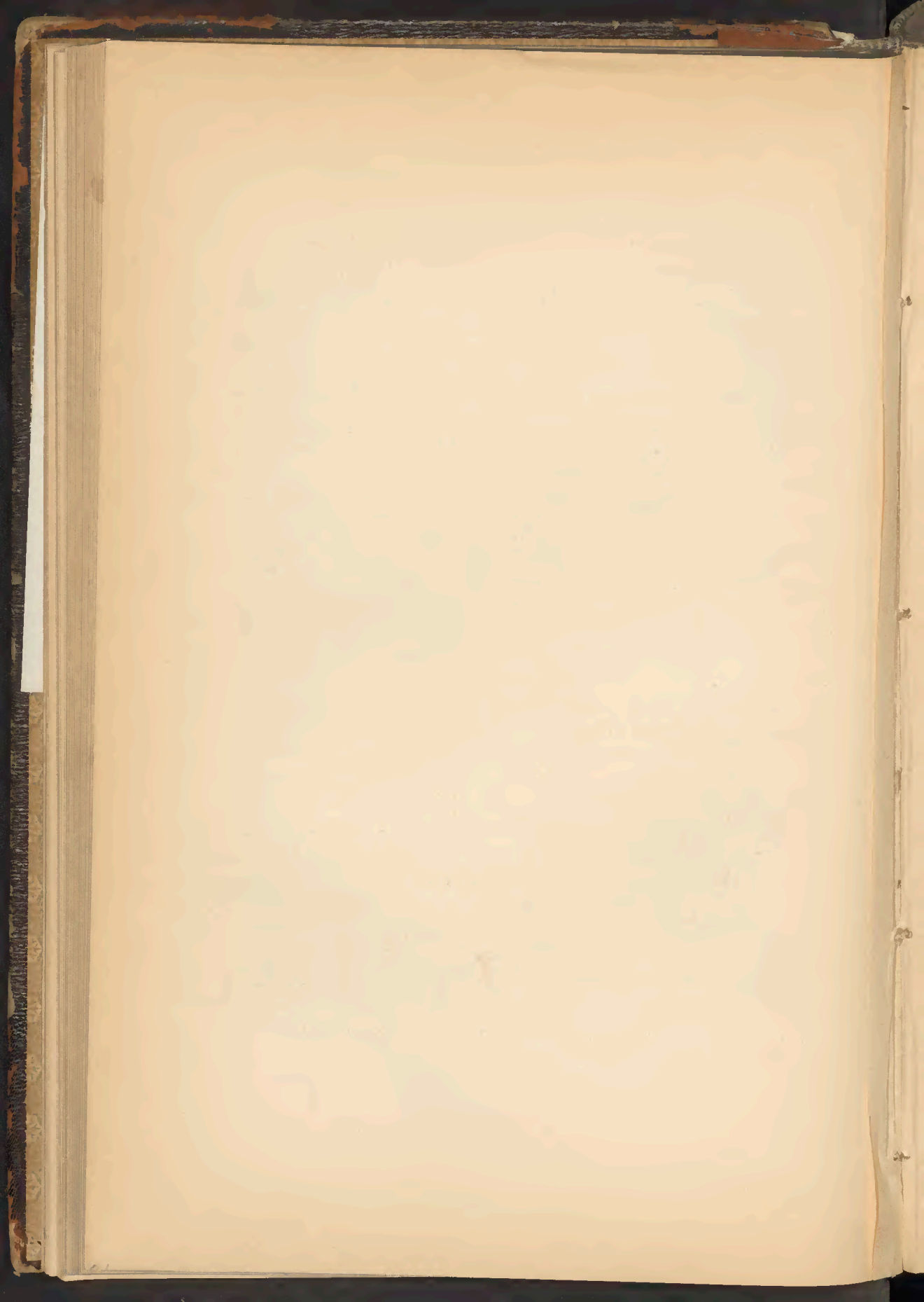
Während dieses unterhaltenden Schauspielers, das sich schon in erster Morgenfrühe auf unserem Schiffe entwickelte, erschien das Boot des österreichischen Vloyd und brachte den dortigen Agenten desselben, Herrn Stipperger, an Bord des „Helios“. Ich war an diesen Herrn sowohl von der Direktion des Vloyd, als auch von mehreren Freunden in Triest und Bombay speziell empfohlen und wurde von ihm auf das allerfreundlichste empfangen. Er lud mich zunächst ein, die ersten Wochen bei ihm zu wohnen, und tat auch fernerhin mit größter Aufmerksamkeit und zuvorkommendster Sorgfalt alles, was geeignet war, mir meinen Aufenthalt auf Ceylon so angenehm und nutzbringend als möglich zu gestalten. Ich erfülle nur eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich hier demselben den herzlichsten Dank für die unermüdlige Freundschaft ausspreche, die er mir in den vier Monaten meines Aufenthaltes auf Ceylon bewiesen hat. Wenn ich diese kurze Zeit nach Kräften auf das beste ausnutzen und wohl mehr darin sehen und genießen, lernen und arbeiten konnte, als mancher andere Reisende in Jahresfrist, so verdanke ich das großenteils meiner „singhalesischen Providenza“, wie ich den lebenswürdigen Freund Stipperger scherzweise nannte. Derselbe (ein geborner Wiener und wenige Jahre jünger als ich) war früher Offizier in der österreichischen Marine gewesen



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Alter Häuptling von Kandy.





und war dann später nach wechselvollen Schicksalen in die Dienste des österreichischen Lloyd getreten, in denen er bei seiner ausgezeichneten Befähigung und seinen vielseitigen Kenntnissen die gebührende Anerkennung fand. (Leider ist St. vor kurzem allzufrüh verstorben.)

Nach herzlichem Abschiede von den Schiffsoffizieren des „Helios“ und von den Reisegefährten, die mit demselben weiter nach Singapore und Hongkong fuhren, verließ ich das schöne Schiff, das mich von Triest so sicher und ruhig hierher getragen, und fuhr in dem Boote des österreichischen Lloyd — als dessen besonderer Schützling ich auch fernerhin auf Ceylon begünstigt wurde — mit Herrn Stipperger an das Land. Durch die gütige Vermittlung des letzteren und mit Hilfe der offiziellen Empfehlung der englischen Regierung an den Gouverneur von Ceylon wurde mir der zollfreie Eingang meines umfangreichen Gepäcks ermöglicht und die unangenehmen Plackereien, welche mit der Öffnung von sechzehn verschiedenen Kisten und Koffern verbunden sind, erspart. Wir bestiegen gleich am Hafen einen Wagen und fuhren in das „Officio“ oder Geschäftsbureau des österreichischen Lloyd; von dort zu einem ersten Frühstück nach dem Klubhause. Dann verwendete ich die ersten Stunden nach der Ankunft, um alsbald einige der nötigsten Besuche zu machen und mehrere wichtige Empfehlungsschreiben abzugeben, mit welchen der deutsche Konsul in Colombo, Herr Freudenberg (damals auf Urlaub in Deutschland), mich freundlichst versehen hatte.

So verging der Vormittag und ein Teil des Nachmittags, und ich lernte gleich an diesem ersten Tage in Ceylon unter der gütigen und kenntnisreichen Führung meines ortskundigen Gastfreundes einen großen Teil von der Hauptstadt Colombo und von denjenigen Bewohnern derselben kennen, die für mich von besonderem persönlichen Interesse waren. Um 5 Uhr nachmittags waren die ersten Besuche beendigt, und ich fuhr in Stippergers leichter zweirädriger

Kalesche, von einem schnellen australischen Klappenhengste gezogen, nach seiner Wohnung, „Whist-Bungalow“, eine gute Stunde Weges (drei englische Meilen) von der zentralen Geschäftsstadt oder dem sogenannten Fort entfernt.

Colombo besteht gleich Bombay und in den meisten größeren Städten Ostindiens aus einem europäischen Geschäftsviertel, dem zentralen „Fort“, und aus mehreren Vorstädten, welche letzteres umgeben und vorzugsweise der Sitz der eingeborenen Bevölkerung sind. Das Fort von Colombo wurde 1517 von den Portugiesen als ihre wichtigste Faktorei auf Ceylon gegründet und stark befestigt; sie waren die ersten europäischen Herren der Insel (1505 auf derselben gelandet) und blieben 150 Jahre in deren Besitz; ungefähr eben so lange als die Holländer, durch welche sie verdrängt wurden. Auch unter diesen, wie unter den Engländern, die 1796 (am 16. Februar) Ceylon den Holländern abnahmen, blieb Colombo die Hauptstadt der Insel, obgleich andere Punkte, vor allem Punto Galla, in vieler Hinsicht wohl besser sich dazu eigneten. Gerade in den letzten Jahren hat die englische Regierung besondere Anstrengungen gemacht, definitiv das Prinzipat von Colombo zu befestigen, und so wird es wohl dauernd, vielen ungünstigen Bedingungen zum Trotz, Kapitale bleiben.

Für eine wirkliche Hafenstadt ist die erste Bedingung natürlich ein guter Hafen. Ein solcher fehlt aber Colombo, während Galla ihn besitzt. Freilich kann man jetzt fast an jedem beliebigen Küstenpunkte einen künstlichen Hafen errichten, indem man den flachen Grund des Meerbodens durch Ausbaggern vertieft und an den gefährlichsten, dem Wind und Wellenschlag am meisten ausgesetzten Seiten Steindämme in das Meer hinausbaut, welche als „Wellenbrecher“ oder „Breakwater“ dienen; es gehört nur viel Geld dazu! So ist der künstliche Hafen von Port-Said an der nördlichen Mündung des Suezkanals hergestellt. In gleicher Weise hat auch die englische Regierung in den letzten Jahren mit großen Kosten

einen mächtigen Wellenbrecher an der Südseite des kleinen und schlechten Hafens von Colombo erbaut; derselbe springt weit gegen Nordwest in die See vor und schützt den Hafen gegen die wütenden Angriffe des Südwest-Monsun, während er zugleich seinen Umfang beträchtlich erweitert. Allein es wird stark bezweifelt, ob dieser Wellenbrecher auf die Dauer ohne große beständige Ausgaben für Reparaturen haltbar ist. Jedenfalls hätte man mit viel weniger Kosten das schöne und große natürliche Hafenbecken von Galla bedeutend verbessern und ganz vorzüglich herstellen können. Die Felsblöcke und Korallenriffe, welche in letzterem der Schifffahrt Hindernisse bereiten, würden sich bei dem heutigen Zustande unserer Sprengkunst mit wenig Aufwand von Dynamit entfernen lassen.

Zunächst indessen hat jedenfalls in dem Wettstreit zwischen den beiden einzigen Hafenstädten der Westküste die alte Hauptstadt Colombo den Sieg über das von der Natur begünstigtere Galla davon getragen, obwohl letzteres durch Klima, geographische Lage und Umgebung den Vorrang verdiente. Das Klima von Colombo ist ungemein heiß, drückend und erschlaffend, — eins der heißesten der Erde, während dasjenige von Galla durch den Einfluß frischer Brisen gemildert wird. Anmutige Hügel in der Umgebung von Galla, theils mit den reichsten Kulturpflanzungen, theils mit Wald bedeckt, machen den Aufenthalt daselbst sehr angenehm und gesund, während die Umgebung von Colombo ganz flach und zum großen Teil mit Sümpfen und stagnierenden Wassern bedeckt ist. Puntto-Galla liegt unmittelbar am Seewege zwischen Europa und Indien und war daher bis vor kurzem die natürliche Hauptstation der Schifffahrt für Ceylon. Jetzt hingegen, wo letztere sich nach der Hauptstadt Colombo gezogen hat, müssen alle Schiffe (da die Straße von Manaar nicht passierbar ist) den Umweg über Colombo hin und zurück machen. Trotzdem vollzieht sich unaufhaltsam der Sieg von Colombo, und gerade jetzt stand die größte und einflußreichste unter

allen Schiffahrtsgesellschaften Indiens, die P. and O.-Company, im Begriffe, ihre Bureaux und Faktoreien von Galla nach Colombo überzusiedeln, nachdem bereits die meisten anderen Gesellschaften ihr vorangegangen waren. Die damit verbundenen großen Umwälzungen waren vielfach Gegenstand lebhafter Diskussion während meiner Anwesenheit in Ceylon.

Das Fort von Colombo liegt an der Südseite der Hafensbucht, auf einem felsigen, niedrigen Vorgebirge von geringem Umfange, das als Landmarke der flachen Westküste ziemlich weit sichtbar ist; dasselbe findet sich bereits von dem alten Geographen Ptolemäus (im zweiten Jahrhundert nach Chr.) auf seiner verhältnismäßig trefflichen Karte von Ceylon (= „Salike“) als Jupiters-Kap („Jovis Extremum = Dios Acron“) verzeichnet. Die Wälle des Forts (von den Holländern stark befestigt) sind noch heute mit Kanonen armirt und fast rings von Wasser umgeben: auf zwei Drittel ihres Umfangs vom Meere bespült, im letzten Drittel (an der Südostseite) von einer breiten Lagune; mehrere Dämme und Brücken durchschneiden letztere und verbinden das Fort mit dem Festland. Die wenigen engen und kurzen Straßen des Forts, welche sich rechtwinklig kreuzen, sind größtenteils mit den Bureaux und Warenlagern der europäischen Kaufleute, sowie mit einer Anzahl öffentlicher und Regierungsgebäude ausgefüllt. Unter letzteren ist das bedeutendste der hübsche Palast des Gouverneurs, Queenshouse genannt, von einem Kranze üppigster tropischer Vegetation umgeben, mit weiten Säulenhallen, großen luftigen Sälen und einem stattlichen Treppenhaus. Ich betrat diesen schönen Palast schon am Tage nach meiner Ankunft, wo der Gouverneur mein Empfehlungsschreiben von der englischen Regierung in Empfang nahm. Die innere Ausstattung des Palastes ist geschmackvoll und dem orientalischen Glanze eines britischen Alleinherrschers der Insel — denn das ist der Gouverneur tatsächlich! — angemessen. Zahlreiche indische Diener in bunten phantastischen Uniformen

versehen den Hausdienst, während rot- und golduniformierte englische Soldaten die Wache halten.

Die Straße des Forts, in welcher das österreichische Lloydbureau liegt und welche ich nach meiner Landung zuerst betrat, Chatham-Street, ist, gleich vielen anderen Straßen von Colombo und Galla, mit schattigen Alleen von schönen Malvenbäumen (*Hibiscus*) verziert; ihre großen gelben oder roten Blüten bedecken in Menge den Boden. Chatham-Street enthält zugleich diejenigen Kaufläden, die für meine Person in Colombo allein von Interesse waren: Handlungen mit Photographien von Landschaften und Bädern mit lebenden Tieren. Da hatte ich denn gleich in der ersten Stunde nach meiner Ankunft auf Ceylon das große Vergnügen, durch die in den Schaufenstern ausgestellten Musterphotographien eine Übersicht über die schönsten Punkte des wilden Gebirges und des malerischen Küstenlandes, sowie über die erstaunlichsten Wunderwerke der prachtvollen Vegetation zu erhalten: Palmen und Pisang, Pandanus und Lianen, Farnbäume, Benhannen u. s. w. Nicht minder anziehend war es natürlich für mich, gleich in den ersten Stunden auf der Wunderinsel die persönliche Bekanntschaft einiger ihrer interessantesten Tiere zu machen: vor allen der Affen, der gefleckten Arishirsche, der Papageien, der Prachttauben u. s. w.

An der Südseite des Forts befinden sich die Baracken der englischen Truppen, stattliche lustige Kasernen und Zelte, die sich zum Teil noch bis an die Ufer der Lagune ausdehnen. Südlich daran stößt das Militärhospital und dann die grüne Esplanade, „Galla Face“ genannt, weil die große Küstenstraße nach Galla hier ihren Anfang nimmt. Abends, in den Stunden zwischen 5 und 6 Uhr, ist der weite grüne Rasenplatz der Esplanade, der sich zwischen der Lagune und der Meeresküste nach Süden erstreckt, der Sammelplatz der schönen, vornehmen und eleganten Welt von Ceylon. Hier hält dieselbe, wie im Hyde-Park zu London, ihren täglichen

„Korjo“ während der Saison ab, erholt sich in der Kühle der abendlichen Brise von der Last der drückenden Mittags- hitze und genießt das prachtvolle Schauspiel des Sonnenunter- ganges, häufig durch die mannigfaltigsten und wunderbarsten Wolkenbildungen verschönt. Dabei produzieren sich die vor- nehmen jungen Herren von Colombo hoch zu Roß (zum Teil auf recht miserablen Gäulen!), die schönen Damen mit Blumenbuketts nachlässig in den Equipagen hingestreckt, in elegantester Tropentoilette. Gleich nach Sonnenuntergang eilt aber alles sofort nach Hause, teils um der gefürchteten Fieberluft des Abends zu entgehen, teils um die wichtigen Vor- bereitungen für die Toilette zum Diner zu treffen, welches meistens um 7½ Uhr stattfindet (natürlich stets in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, wie in „Old England“ —).

Als ich in der heißen Mittagsstunde die Esplanade zum ersten Male betrat, lernte ich gleich die ganze Gewalt der Höllenglut kennen, welche Helios auf solchen unbedeckten Flächen der Insel hervorzurufen imstande ist; die Umrisse der Gegenstände in geringer Entfernung schwankten unbestimmt in dem zitternden Lichte der aufsteigenden heißen Luftströme; und auf dem roten Sandwege inmitten der grünen Gras- fläche erblickte ich eine Fata Morgana, die hier sehr häufig gesehen wird. Die Mirage spiegelte eine glänzende Wasserfläche mitten in demselben vor, welche von den entgegenkommenden Wagen und Fußgängern gleich einer Flußfurt durchschnitten wurde. Das Thermometer zeigte in den kühlen und erfrischen- den Räumen des Klubhauses 24° R! Draußen in der Sonne würde es wohl auf 36—40° gestiegen sein.

Südlich an die Esplanade stößt eine Vorstadt, die sich weit nach Süden, zwischen dem flachen sandigen Meeres- strande und der Landstraße nach Galla hinzieht: Kolupithia oder Colpetty. Zu beiden Seiten der Landstraße liegen eine Anzahl der schönsten Villen, von reizenden Gärten um- geben. Nach Osten hin setzt sich dieses Villenviertel in die

fogenannten Zimmtgärten oder „Cinnamon-Gardens“ fort. Diese haben gegenwärtig, seitdem sich die englische Regierung gezwungen sah, ihr einträgliches Zimmtmonopol ganz aufzugeben, ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, sind größtenteils parzelliert und zu Privatgärten der wohlhabendsten Kaufleute geworden. Die eleganten Villen inmitten derselben sind von einem auserlesenen Schmucke der schönsten tropischen Blumen und Bäume umgeben. Die Wohnungen sind hier am teuersten und luxuriösesten eingerichtet, und „Cinnamon-Gardens“ gilt als das erste und vornehmste Villenquartier. Allein die größere Entfernung von der Seeküste und ihrer erfrischenden Brise, sowie die flache Lage in der Nähe der Lagunenarme hat auch ihre großen Nachteile. Die drückende und erschlaffende Hitze erreicht hier ihren Höhepunkt, und am Abend machen zahllose Moskitocharen den Aufenthalt höchst ungemütlich, während eine Masse verschiedener Arten von Fröschen und Laubfröschen durch ihr lautes nächtliches Konzert die ersehnte Ruhe stört.

Dasfelbe gilt in höherem Maße noch von dem daran stoßenden Stadtviertel „Slave-Island“, der „Sklaven-Insel“, so genannt, weil im vorigen Jahrhundert die Holländer hier über Nacht die Sklaven der Regierung einsperrten. Die landschaftliche Szenerie dieses Teiles gehört jedoch zu den schönsten von Colombo. Die Buchten des ausgedehnten Sees sind von reizenden, sorgfältig gepflegten Gärten eingefaßt, über welchen die Kokospalmen auf schlanken Stämmen ihre Federkronen neigen; elegante Villen der Europäer und malerische Hütten der Eingeborenen liegen dazwischen zerstreut; als großartiger Hintergrund erhebt sich darüber in blauer Ferne die Gebirgskette des zentralen Hochlandes, in der Mitte alle anderen überragend der kegelförmige Gipfel des stolzen Adams-Pik. Eine abendliche Kahnfahrt auf diesem stillen Wasserspiegel mit seiner wunderbaren Umgebung gehört zu den größten Genüssen von Colombo.

Im Norden von den obengenannten Stadtteilen dehnt sich die dicht bevölkerte Pettah aus, die „schwarze Stadt“ der Eingeborenen. Sie erstreckt sich über eine Stunde weit längs des Seeufers bis zur Ausmündung des großen Flusses von Colombo hin, des Kelany-Ganga oder Kalan-Ranga. Dieser hat ursprünglich der Stadt den Namen gegeben: Kalan-Totta oder Kalan-Bua. Schon im Jahre 1340 führt sie Ibn Batuta als „Calambu“ auf, die „schönste und größte Stadt in Serendib“ (der alte Inselname der Araber). Die Portugiesen machten daraus später „Colombo“).

Da, wo der stattliche Kelany-Fluß sich in den indischen Ozean ergießt und ein breites Delta bildet, liegt nahe bei der malerischen Mündungsstelle (unmittelbar am Meere) die Villa, in der mein Freund Stipperger wohnte und in welcher ich die beiden ersten genußreichen Wochen auf Ceylon verlebte. Hier genoß ich in vollen Zügen den Reiz der neuen, großartigen und wunderbaren Eindrücke, die in Ceylon über den neuangekommenen Europäer, den „Griffin“, sich ergießen. Gerade dieser nördlichste Ausläufer von Colombo, welcher den besonderen Namen Mutwal (und zuletzt Modera) führt, ist nach meiner Überzeugung einer der interessantesten und schönsten Teile in der ganzen Umgebung der Hauptstadt.

Nie werde ich die bunte Pracht der fremdartigen indischen Szenen vergessen, welche gleich der wechselnden Bilderreihe einer Laterna magica an meinem staunenden Auge vorüberzog, als ich am ersten Abend vom Fort nach Whist-Bungalow hinausfuhr. Da erblickte ich in der Pettah vor den offenen Hütten ziemlich alles versammelt und auf den engen Straßen unter dem Schatten der überall aufstrebenden Kokospalmen alles durcheinander gemischt, was die bunt zusammengesetzte Bevölkerung von Colombo an charakteristischen Typen aufzuweisen hat. Wie allenthalben in der Tropenzone ist ohnehin das Leben und Treiben der Eingeborenen zum größten Teile öffentlich; und wie die Hitze der tropischen Sonne die Be-



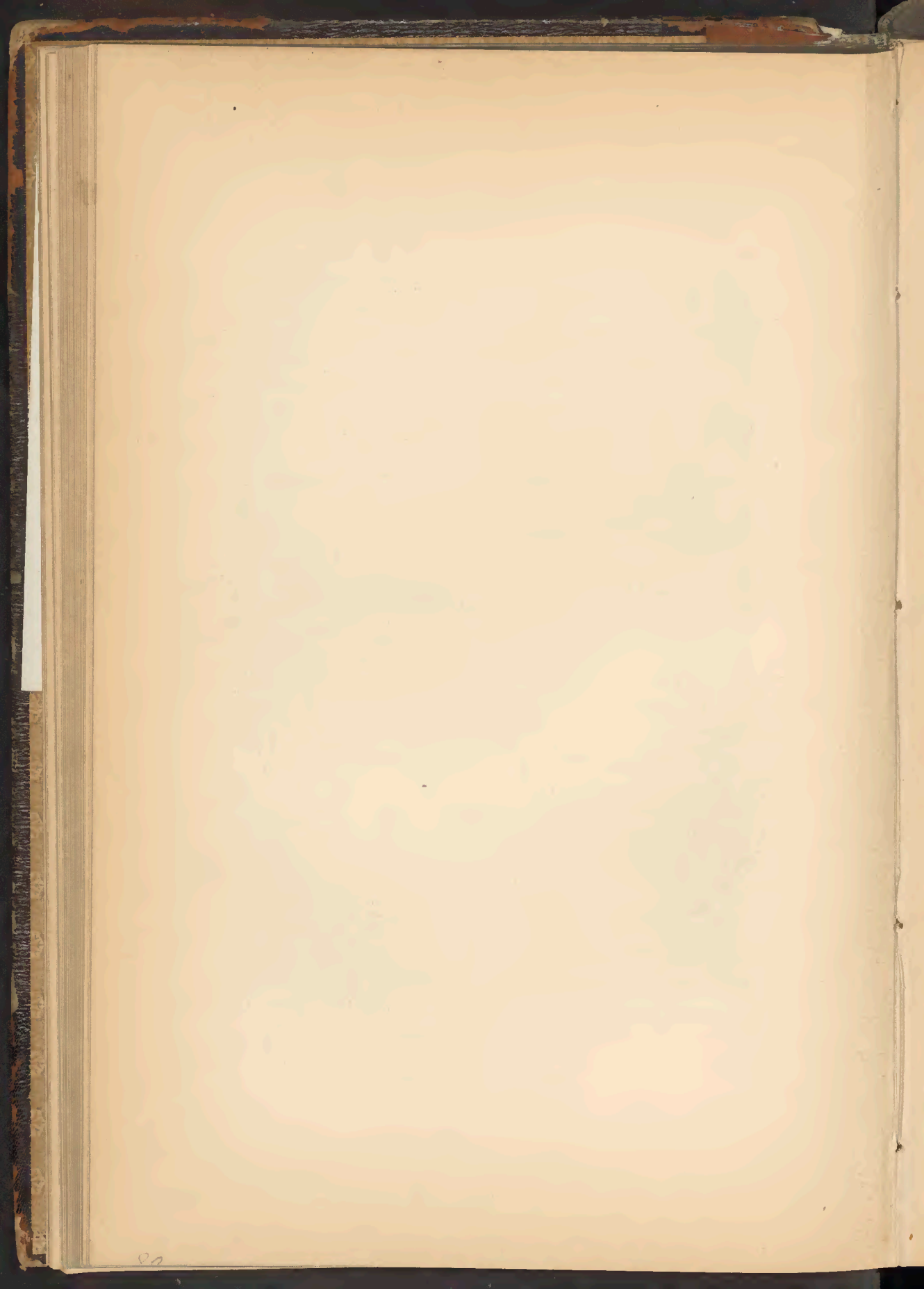
XVIII.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Tamil-Frau (Dravida).



dürfnisse der menschlichen Kleidung auf das Allernotwendigste reduziert, so öffnet sie auch das Innere der Hütten und Bäden, in welchen weder Fenster noch Türen den Einblick von außen hindern. An Stelle der letzteren befindet sich eine große einfache Öffnung, die bei Nacht oder bei Unwetter durch herabgezogene Matten oder durch vorgeschobene Latten geschlossen wird. Alle Handwerker sieht man so neben oder in ihren Bäden, oder auch ganz auf offener Straße hantieren, und die intimsten Szenen des häuslichen und Familienlebens entziehen sich nicht dem neugierigen Blicke.

Der besondere Reiz, den der Anblick dieser indischen Hütten auf den Europäer ausübt, liegt theils in jener naiven Öffentlichkeit ihres häuslichen Lebens, theils in der primitiven Einfachheit der Bedürfnisse, von denen die geringe Zahl der notwendigsten Hausgeräte Zeugnis ablegt, theils in der Harmonie mit der umgebenden Natur. Die kleinen Gärten, welche die Hütten stets umgeben, sind so kunstlos angelegt und die wenigen Nutzpflanzen in denselben, welche den bedeutendsten Teil des Besitzes und des Lebensunterhaltes liefern, so mannigfaltig um dieselben gruppiert, daß alles zusammen von selbst aus dem Boden gewachsen zu sein scheint.

Die wichtigsten von diesen Charakterpflanzen sind die „Fürsten des Pflanzenreiches“, die Palmen; und zwar im ganzen westlichen und südlichen Küstenlande die Kokospalme, von der bekanntlich jeder einzelne Teil nützliche Verwendung findet, und welche oft den ganzen Reichtum der Singhalesen bildet. Überall ist sie daher in den Städten und Dörfern, wie in deren Umgebung, derjenige Baum, der zuerst und am meisten in die Augen fällt und der Landschaft vorzugsweise ihr Gepräge aufdrückt. Die Zahl der Kokosstämme auf der Insel beträgt gegen 40 Millionen, und jeder liefert gegen 80—100 Nüsse (8—10 Quart  $\bar{D}$ ). In der nördlichen Hälfte der Insel fehlt die Kokospalme ebenso wie in einem großen Teile des östlichen Küstenlandes. Hier tritt

an ihre Stelle die nicht minder nützliche Palmyrapalme (*Borassus flabelliformis*). Das ist dieselbe Art, die auch die heißen und trockenen Striche der Halbinsel Vorderindiens bedeckt und die ich im Konkan bei Bombay in solchen Mengen sah. Beide Palmen sind schon von Ferne sehr verschieden. Die Palmyra gehört zu den Fächerpalmen und hat einen starken und ganz geraden schwarzen Stamm, dessen Gipfel einen dichten Schopf handförmig gespaltener steifer Fächerblätter trägt. Die Kokos hingegen ist eine Fiederpalme, ihr schlanker weißer Stamm, 60—80 Fuß hoch, ist stets anmutig gebogen und mit einer wuchtigen Krone von gewaltigen Fiederblättern verziert. Ähnliche, aber steifere und kleinere Blätter hat auch die zierliche Arekapalme (*Areca catechu*), deren dünner, rohrgleicher Stamm aber kerzengerade in die Höhe strebt; sie ist ebenfalls neben den Hütten der Singhalesen zu finden und liefert ihnen die beliebten Arekanüsse, welche zusammen mit den Blättern des Betelpfeffers allgemein gekaut werden und Speichel und Zähne rot färben. Eine andere Palme, die Kittul (*Caryota urens*), wird vorzugsweise wegen ihres reichlichen Zuckersaftes kultiviert, aus dem Palmzucker (Djaggeri) und Palmwein (Toddy) bereitet werden. Ihr steifer starker Stamm trägt eine Krone von doppelt gefiederten Blättern, die denen des Venushaar-Farns (*Adiantum capillis Veneris*) gleichen.

Nächst den Palmen sind die wichtigsten Bäume in den kleinen Gärten der Singhalesen die Brotfrucht- und Mangobäume. Von ersteren finden sich zwei verschiedene Arten, die echte Brotfrucht (*Artocarpus incisa*) und die Jackfrucht (*Artocarpus integrifolia*), überall in stattlichen Prachtexemplaren vor; oft dazwischen die merkwürdigen Baumwollbäume (Bombax). Neben und unter diesen Bäumen sind ferner allgemein rings um die Hütten der Singhalesen deren beständige Begleiter angepflanzt, die herrlichen Bananen oder Pisangpflanzen, die den Namen der „Paradiesfeigen“ mit vollem

Recht verdienen (*Musa sapientum*). Ihre schönen gelben Früchte, die sowohl roh als gebraten eines der besten Nahrungsmittel liefern, kommen hier in zahlreichen Sorten vor. Der prachtvolle Busch ihrer überhängenden lichtgrünen Riesenblätter, der sich von dem schlanken, hier oft über 20—30 Fuß hohen Stamme erhebt, ist die schönste Dekoration der singhalesischen Hütten. Aber kaum minder wesentlich für letztere sind auch die pfeilförmigen Riesenblätter der großen Aroideen, besonders das Kladium, die ihres Wurzelmeßles halber allgemein kultiviert werden; ebenso wie die zierlichen Büsche der Manihot mit ihren handförmigen Blättern (zu den Euphorbiazeen gehörig). Das herrliche Grün dieser schönen Pflanzen nimmt sich neben den braunen Erdhütten um so glänzender aus, als es durch die lebhaft rote Farbe der Erde (durch großen Reichtum an Eisenoxyd bedingt) kräftig gehoben wird. Dazu stimmt vortrefflich die zimmtbraune Hautfarbe der Singhalesen und die schwarzbraune der Tamilen.

In Colombo selbst, wie in dem ganzen südlichen und westlichen Küstenlande der Insel (mit Ausnahme des nordwestlichen Teiles) besteht die überwiegende Masse der Bevölkerung aus eigentlichen Singhalesen. Mit diesem Namen bezeichnet man die Nachkommen der indischen Hindubevölkerung, welche nach der Hauptquelle der ceylonischen Geschichte, nach der Palichronik „Mahawanso“, im Jahre 543 vor Christi Geburt aus dem nördlichen Teile der Halbinsel Vorderindien unter dem Könige Wijayo nach Ceylon hinüber wanderte und die ursprüngliche Urbevölkerung der Insel verdrängte. Als verprengte Reste der letzteren gelten jetzt gewöhnlich die Weddahs oder Wellahs, von denen einige wilde Horden noch in den ursprünglichsten Teilen des Inneren unter den primitivsten Verhältnissen leben. Nach der Ansicht anderer sind die Weddahs hingegen herabgekommene und entartete, ausgestoßene und „verwilderte“ Nachkommen von Singhalesen, gleich den „Rhodias“.

In der nördlichen Hälfte der Insel, sowie am östlichen Küstenstriche und in einem großen Teile des zentralen Gebirgslandes wurden die echten Singhalesen später durch Malabaren oder „Tamilen“ verdrängt, welche aus dem südlichen Teile der Halbinsel Vorderindien, vorzüglich von der Malabar-küste herüberkamen. Sie sind in jeder Beziehung, nach Körperbau, Gesichtsbildung, Hautfarbe, Sprache, Religion, Sitten und Gewohnheiten, von den Singhalesen sehr verschieden und gehören einem ganz anderen Zweige des menschlichen Stammbaumes an, der Dravidarasse. Die Singhalesen hingegen werden von den meisten Anthropologen wohl mit Recht als ein alter Zweig der arischen Rasse betrachtet. Sie sprechen einen Dialekt, der einem Zweige der Palisprache entsprungen zu sein scheint, während die Malabaren die ganz verschiedene Tamilsprache besitzen. Die ersteren sind meistens Buddhisten, die letzteren sind Hindu (Brahmanen). Gewöhnlich ist die braune Hautfarbe der kleineren, weichlicheren und schwächeren Singhalesen bedeutend heller, zimmtbraun bis lederbraun, hingegen diejenigen der größeren, kräftigeren und schöneren Malabaren viel dunkler, kaffeebraun oder schwarzbraun. Erstere sind vorzugsweise mit Ackerbau, Reiskultur, Anpflanzungen von Palmen, Bananen und anderen Kulturpflanzen beschäftigt, scheuen jedoch harte und schwere Arbeit. Die letztere wird vorzugsweise von den Malabaren verrichtet, welche als Straßenarbeiter, Bauleute, Lastträger, Kutscher u. s. w. im Unterlande, als Arbeiter der Kaffeepflanzungen im Oberlande Verwendung finden. Gegenwärtig machen die Tamilen oder Malabaren (deren Einwanderung von der indischen Halbinsel alljährlich zunimmt) schon ungefähr ein Drittel der Gesamtbevölkerung von Ceylon aus, während die Kopfzahl der Singhalesen drei Fünftel von der Gesamtzahl der Bevölkerung beträgt; letztere beläuft sich gegenwärtig auf 2 $\frac{1}{2}$  Millionen. Nächst den Singhalesen oder Malabaren bilden nach Kopfzahl und Bedeutung den wichtigsten Teil der eingeborenen

Bevölkerung von Ceylon die Indoaraber, hier allgemein als „Mohren“ (Moors oder Moormen) bezeichnet. Ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 150,000, also ein Zehntel der Singhalesenzahl. Sie sind die Nachkommen der Araber, welche schon seit mehr als zwei Jahrtausenden in Ceylon, wie in anderen Teilen des südlichen und südöstlichen Asiens festen Fuß faßten und namentlich zwischen dem achten und zehnten Jahrhundert (bis zur Ankunft der Portugiesen) den wichtigsten Teil des Handels in ihrer Hand hatten. Auch heute noch wird der ganze Kleinhandel, sowie ein Teil des Großhandels der Insel fast ausschließlich von diesen tätigen und berechnenden Arabern betrieben; und sie spielen hier durch ihren Unternehmungsgeist, ihre berechnende Schlaueit und ihr vorzügliches Talent für Geldgeschäfte eine ähnliche Rolle, wie die Juden in Europa; auch in anderen Beziehungen vertreten sie die Stelle der stammverwandten Juden, die auf Ceylon gänzlich fehlen. Die Sprache und Schrift der Moormen ist noch heute teils Arabisch, teils ein Gemisch von Arabisch und Tamil. Ihre Religion ist überwiegend mohammedanisch (und zwar sunnitisch). Ihre Hautfarbe ist braungelb, ihre Gesichtsbildung unverkennbar semitisch; Haar und Bart meist lang und schwarz. Ihre kräftigen Figuren, in langen weißen Burnus und weite weiße Bumphosen gekleidet, nehmen sich zwischen den Singhalesen und Tamilen um so stattlicher aus, als sie meist einen hohen gelben Turban, einer Bischofsmütze ähnlich, tragen.

Gegen diese drei vorherrschenden Bestandteile der ceylonesischen Bevölkerung: (Singhalesen 60, Tamilen 33, Indoaraber 6 Prozent) treten die übrig bleibenden Reste derselben, zusammen kaum 1 Prozent, der Zahl nach ganz zurück. Von diesen 25,000 Einwohnern kommen nur ungefähr 2000 auf die Rasse der wilden Ureinwohner, der Weddahs. 8000 (nach anderen nur ungefähr die Hälfte) sind Einwanderer aus den verschiedensten Gegenden Asiens und Afrikas: Ma-

lahen und Javanesen (vorzugsweise als Soldaten geworben), Parsis und Afghanen (meistens Geldkrämer und Wucherer), Neger und Kaffern (Soldaten und Diener u. s. w.). Die Mischlinge dieser verschiedenen „Native“-Rassen und der Europäer (etwa 10,000) enthalten die verschiedensten Kombinationen und bieten der anthropologischen Klassifikation interessante Schwierigkeiten. An diese schließen sich die sogenannten „Burgers“ an (etwa 6000), die Nachkömmlinge der Portugiesen und der Holländer, meistens mehr oder weniger mit singhalesischem und Tamilblut gemischt. Diese liefern vorzugsweise das Heer der Schreiber und der Rechner in den Kontors und Bureaus, der Subalternbeamten für die Regierung; sie werden als solche sehr geschätzt. Die Zahl der Europäer endlich, der „nichteingeborenen“ Herren der Insel, beläuft sich im ganzen nur auf 3—4000, ganz überwiegend natürlich Engländer und Schotten. In den Städten sind alle höheren Regierungsämter und alle großen Handlungshäuser in ihren Händen. Im Gebirge bilden sie die zahlreiche und merkwürdige Klasse der „Pflanzer“, deren eigenartiges Leben ich später auf der Gebirgsreise kennen lernte.

Nach der Volkszählung von 1857 (also vor 36 Jahren) betrug die Gesamtzahl der Einwohner von Ceylon nur 1,760,000. Schon im Jahre 1871 (also vor 22 Jahren) war dieselbe auf 2,405,000 Seelen gestiegen, und gegenwärtig dürfte sie bereits die Zahl von 2,500,000 beträchtlich überschritten haben. Nehmen wir aber in runder Summe  $2\frac{1}{2}$  Millionen als gegenwärtige Volkszahl an, so dürften sich die verschiedenen Elemente etwa folgendermaßen verteilen:

Singhalesen (meist Buddhisten) . . . . .	1,500,000
Tamilen (Malabaren, meist Hindu) . . . . .	820,000
Indoaraber (Moormen, meist Mohammedaner) . . . . .	150,000
Mischlinge verschiedener Rassen . . . . .	10,000
Asiaten und Afrikaner verschiedener Rassen (Malayen, Chinesen, Kaffern, Neger) . . . . .	8,000



Burgers (Portugiesen und Holländer, Halbblut)	6,000
Europäer (meist Engländer) . . . . .	4,000
Weddahs (Ur-Einwohner) . . . . .	2,000
	<hr/>
	Summa 2,500,000

Da der Flächenraum der Insel 1250 geogr. Quadratmeilen beträgt und sie mithin kaum  $\frac{1}{6}$  kleiner als Irland ist, so könnte sie bei ihren außerordentlich günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen leicht das Sechsz- oder Achtsfache dieser Bevölkerung tragen; den älteren Chroniken zufolge scheint dieselbe schon vor 2000 Jahren beträchtlich größer gewesen zu sein — vielleicht mehr als das Doppelte! Die entvölkerte und größtenteils verödete nördliche Hälfte der Insel war damals dicht bewohnt; wo jetzt ungeheure Djungledickichte den Affen und Bären, Papageien und Tauben als Wohnsitz dienen, blühten damals ausgedehnte Kulturfelder, durch bewundernswürdige Bewässerungssysteme begünstigt. Die verfallenen Reste der letzteren, wie die großartigen Ruinen der verschwundenen Städte (Anaradjapura, Sigiri, Pollanarrua u. s. w.) legen von diesem Glanze noch heute Zeugnis ab. Sie zeigen, was aus diesem „Zuweleneiland“, dieser „edelsten Perle im Diadem Indiens“, dieser „Rubineninsel“ in Zukunft wieder werden kann.

Wie die verschiedenen Klassen der bunt gemischten Bevölkerung von Ceylon nach Ursprung und Rasse, Körperbau und Farbe, Sprache und Schrift, Charakter und Beschäftigung sich wesentlich unterscheiden, so auch entsprechend nach Glauben und Religion; und zwar fällt die Kultusform größtenteils mit dem Rassentypus zusammen. Die Singhalesen (60 Prozent) sind zum größten Teil Buddhisten, die Tamilen hingegen (33 Prozent) meistens Brahminen (Hindu); die Indoaraber endlich (6 Prozent) überwiegend Mohammedaner; doch ist jetzt ein großer Teil dieser drei Hauptklassen der Bevölkerung zum Christentum bekehrt, dem auch das übrigbleibende Prozent

größtenteils zugetan ist. In runder Zahl dürften sich die Konfessionen jetzt folgendermaßen verteilen:

Buddhisten (meist Singhalesen) . . . . .	1,600,000
Brahmanen (Hindu, meist Tamilen) . . . . .	500,000
Mohammedaner (Sunniten, meist Araber) . . . . .	160,000
Katholiken (viele Tamilen und Singhalesen) . . . . .	180,000
Protestanten (die meisten Europäer und Bürger) . . . . .	50,000
Religionslose (verschiedenster Klassen) . . . . .	10,000
Summa	2,500,000

#### IV. Whist-Bungalow.

Die reizende Villa in Colombo, in der ich die beiden ersten Wochen auf Ceylon verlebte, liegt, wie schon gesagt, am nördlichen Ende der Stadt, oder vielmehr ihrer entlegenen Vorstadt Mutwal, gerade in dem Winkel, den der Kelant-Ganga, der Colombofluß, an seiner Einmündung in das Meer bildet. Man wandert vom Fort aus zwischen den Erdhütten der braunen Eingeborenen eine gute Stunde durch die Pettah und deren nördlichen Ausläufer, um Whist-Bungalow zu erreichen. Diese einsame Lage, inmitten der schönsten Natur, weit ab vom Geschäftsviertel und noch viel weiter von den südlich jenseits gelegenen beliebten Villenvorstädten Kolpetty, Cinnamon-Garden u. s. w., ist eine der Ursachen des besonderen Reizes, welchen dieses stille Landhaus von Anfang an auf mich ausübte. Eine andere Ursache freilich lag in der herzlichen und zwanglosen Gastfreundschaft, welche die Bewohner von Whist-Bungalow (— außer Stipperger noch drei liebe deutsche Landsleute —) von Anfang an mir entgegenbrachten. Daher erwachte ich schon am ersten Morgen daselbst mit dem angenehmen Gefühl, auf der fremden indischen Wunderinsel, 6000 Seemeilen von der deutschen Heimat entfernt, eine freundliche Heimstätte für meinen Aufenthalt dort ge-



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Singhalesin in Festkleidung.



funden zu haben. Aus den „paar Tagen“, welche ich zuerst nur in Whist-Bungalow bleiben wollte, wurden bald „ein paar Wochen“; und da ich auch nach der Rückkehr vom Süden, sowie am Ende meines Aufenthalts auf Ceylon eine Woche dort verweilte, so kam im ganzen fast ein Monat zusammen, der von meinen vier Monaten auf Ceylon diesem lieblichen Gartenhause zufiel. Da Platz genug vorhanden war, um meine umfangreichen Gepäckstücke und Sammlungen dort unterzubringen und zu ordnen, so wurde mir Whist-Bungalow zugleich zum bequemsten Standquartier für meine weiteren Ausflüge. Als ich dann nach den Anstrengungen und Strapazen der Arbeit an der Südküste, wie der Gebirgsreise im Hochlande, wieder nach Whist-Bungalow zurückkehrte, hatte ich stets das wohlthuende Gefühl, daheim unter lieben Freunden und Landsleuten als gern gelittener Gast zum Besuch zu sein. Es ist daher nur recht und billig, wenn ich hier diesem wunderlieblichen Erdenstreck eine besondere Beschreibung widme, um so mehr, als ich auf demselben meine ersten Kenntnisse von Natur und Menschenleben der Insel aus eigener Anschauung sammelte.

Whist-Bungalow verdankt seinen sonderbaren Namen dem Umstande, daß der erste Besitzer dieser entlegenen Villa, ein alter englischer Offizier, zu Anfang des Jahrhunderts seine Kameraden Sonntags hierher zu einer Whistpartie einlud. Da die strenge Observanz der englischen Kirche eine solche Entheiligung des Sonntags natürlich stark verpönte, mußten diese lustigen Zusammenkünfte ganz geheim gehalten werden; und je mehr die hier versammelten Kriegskameraden froh waren, der entsetzlichen Langenweile des englischen Sonntags und der orthodoxen Gesellschaft glücklich entronnen zu sein, desto heiterer ging es bei den Whistpartien und den damit verknüpften Trinkgelagen im einsamen Bungalow zu.

Damals war aber Whist-Bungalow nur eine ganz einfache, kleine, in dichtem Gartengebüsch versteckte Villa. Zu

dem stattlichen Sandhause in seiner jetzigen Gestalt wurde es erst durch seinen späteren Besitzer, einen Advokaten Morgan, erweitert. Derselbe war ein lustiger Lebemann und verwendete einen großen Teil seines Vermögens darauf, um die Villa — ein kleines „Miramare“ von Ceylon — ihrer reizenden Lage entsprechend auszubauen und zu verschönern. Der große Garten wurde mit den herrlichsten Bäumen und Zierpflanzen ausgestattet. Eine stattliche Kolonade mit lustiger Veranda erhob sich rings um das vergrößerte Sandhaus, während seine weiten und hohen Säle innen mit dem prächtigsten Luxus fürstlich ausgestattet wurden. Und manches Jahr wurden hier Diners und Trinkgelage abgehalten, bei denen es noch viel üppiger und glänzender — wenn auch nicht lauter und lustiger — zugeht, als früher bei den einfacheren Aneipereien der Whist-Offiziere. Es scheint aber, daß Mr. Morgan schließlich nicht mehr die kolossalen Ausgaben für sein Miramare und seine lukullische Lebensweise daselbst in richtiges Verhältnis zu seinen großen Einnahmen brachte. Denn als derselbe plötzlich starb, fand sich in der Kasse ein großes Defizit vor, die zahlreichen Gläubiger belegten Whist-Bungalow mit Beschlagnahme und mußten schließlich, als es unter den Auktionshammer kam, froh sein, wenigstens einen kleinen Teil ihres geliehenen Geldes aus dem Erlöse wieder zu erhalten.

Nun kam aber ein Wendepunkt in der Geschichte der schönen Villa, und der neue Besitzer sollte derselben nicht recht froh werden. Denn die Jama, die an den romantischen Fleck schon manche abenteuerliche Sage geknüpft hatte, behauptete jetzt mit zunehmender Bestimmtheit, daß es in Whist-Bungalow nicht recht geheuer sei, und daß der Geist des plötzlich verschiedenen Mr. Morgan daselbst allnächtlich „umgehe“. Nachts um die zwölfte Stunde — bald mit, bald ohne Mondschein — sollte daselbst ein greuliches Geräusch und Gepolter sich erheben: weiße Gestalten huschten durch die weiten Säle,

geflügelte Dämonen flatterten durch die Säulenhallen, und andere Geister mit glühenden Augen trieben sich auf den Dächern umher. Als der Teufel Oberster aber sollte Mr. Morgan selbst den Spuk anführen und dirigieren. Man gab ihm schuld, daß sein stattliches, jetzt so spurlos verduftetes Vermögen nicht ganz auf richtigem Wege erworben sei, und daß er, gleich so vielen anderen Advokaten, seine ausgedehnte Rechtskunde weniger benutzt habe, seinen Klienten Recht zu verschaffen, als vielmehr deren fließende Geldquellen in seinen eigenen weiten Säckel hinüber zu leiten; er sollte große Summen unterschlagen, Mündelgelder veruntreut haben u. dgl. mehr. Zur Strafe dafür mußte er nun an dem Orte seiner früheren Bacchanalien als ruchloser Geist allmächtig umgehen. Und so viele Singhalesen aus der nächsten Nachbarschaft von Mutwal hatten diesen Geisterlärm gehört und den Spuk selbst gesehen, daß der neue Besitzer von Whist-Bungalow weder selbst hineinziehen wollte noch einen Mieter finden konnte.

So stand Whist-Bungalow leer, als unser Freund St. davon hörte und beim Anblick der reizenden Villa sie zu mieten beschloß. Aber auch das hatte seine großen Schwierigkeiten. Denn kein Diener war zu finden, der in das berüchtigte Spukhaus hätte mit hineinziehen mögen. Das gelang erst, nachdem der Nachweis naturwissenschaftlich geführt war, daß alle die Geister zoologischen Ursprungs seien. St. erwartete den berüchtigten Spuk in der ersten Nacht wohlbewaffnet mit Gewehren und Revolvern, und nun stellte sich, wie erwartet, heraus, daß derselbe aus echten, leibhaftigen Säugetieren von Fleisch und Blut bestand, zu welchen der selige Mr. Morgan in keinem näheren Verwandtschaftsverhältnisse stand. Die geheimnisvollen Klettergeister entpuppten sich erschossen als wilde Katzen, die Huschgeister als riesige Bandikutratten und die Flattergeister als fliegende Fische (Pteropus). Nunmehr wurden angesichts dieser überzeugenden Ausbeute der nächtlichen Jagd die Bedenken auch der furcht-

samsten Diener überwunden, und Freund St. zog zuversichtlich in das einsame Whist-Bungalow ein. Der verwilderte Garten wurde neu und verbessert hergerichtet, die verödeten Räume neu ausgestattet; und als einige deutsche Landsleute die neu eingerichtete Villa sahen, gefiel sie ihnen so ausnehmend, daß sie den neuen Mieter baten, ihnen einen Teil der umfangreichen Räumlichkeiten zur Wohnung zu überlassen. Das geschah, und so fand ich denn bei meiner Ankunft das vierblättrige deutsche Kleeblatt daselbst vor, mit welchem ich so manchen vergnügten Abend verplauderte. Dabei fehlte es nie an der nötigen Mannigfaltigkeit der individuellen Anschauung, die bei uns Deutschen trotz der berühmten „deutschen Einigkeit“ unerläßlich ist. Herr Both aus Hanau (dem ich eine nette Reptiliensammlung verdanke) vertrat das Frankfurter Deutschland, Herr Suhren aus Ostfriesland (der mich mit einer schönen Schmetterlingsammlung beschenkte) den äußersten Nordwesten, und Herr Herath aus Bayreuth (der mich durch Paradiesvögel, Papageien und Honigvögel erfreute) den bayerischen Süden des Vaterlandes.

Der besondere Reiz, den Whist-Bungalow vor anderen Villen von Colombo voraus hat, ist theils in seiner herrlichen Lage, theils in seinem prächtigen Garten begründet. Während die Nebengebäude (Dienerwohnungen, Stallungen u. s. w.) hinten im Garten versteckt liegen, tritt das Hauptgebäude nahe bis an den Rand des schönen Wasserspiegels vor, welcher sich an der Westseite ausbreitet. Die lustige Veranda bietet den herrlichsten Blick auf das weite Meer, auf die Mündung des Kelanysflusses und auf eine reizende, mit dichtem Wald bedeckte Insel, welche in seinem Delta liegt. Weiter nach Norden hin folgt der Blick einem langen Streifen Kokoswald, der die Küste entlang bis gegen Negombo sich hinzieht. Nach Süden hingegen stößt an den Garten von Whist-Bungalow ein malerisches Stück Land, das in reizender Unordnung Fischerhütten unter schlanken Kokospalmen zerstreut zeigt, da-



zwischen ein kleiner Buddhatempel, weiterhin Strandfelsen mit Pandanus u. s. w. Von da springt eine schmale sandige Landzunge nach Norden gegen die Flußmündung vor und legt sich dergestalt vor unsern Garten hin, daß sie einen kleinen stillen Landsee vor demselben bildet. Die Landzunge, welche diesen See vom benachbarten offenen Meere scheidet, ist dicht mit der schönen rot blühenden Geißfußwinde (*Ipomoea pes capri*) und dem sonderbaren Fgelgrase (*Spinifex spuarrosus*) bewachsen. Sie trägt auch einzelne Fischerhütten und bietet den ganzen Tag über, im beständigen Wechsel bunter Szenerie, eine Reihe von unterhaltenden Bildern. Schon am frühen Morgen vor Sonnenaufgang versammeln sich hier die Fischerfamilien der benachbarten Hütten, um ihr Morgenbad im Flusse zu nehmen. Dann kommen die Pferde und Ochsen an die Reihe des Badens. Fleißige Wäscher sind oft den ganzen Tag mit ihrer Arbeit beschäftigt, schlagen die Wäsche auf flachen Steinen und breiten sie am Strande zum Trocknen aus. Zahlreiche Fischerboote gehen ab und zu, und abends, wenn sie von den Fischern an das Land gezogen und die großen viereckigen Segel zum Trocknen aufgespannt werden, gewährt die Landzunge mit ihrer langen Reihe ruhender Segelboote einen ungemein malerischen Anblick; besonders dann, wenn die Abendwinde die Segel schwellen und die sinkende Sonne, in das Meer tauchend, das ganze indische Strandbild mit einer Flut von strahlendem Gold, Orange und Purpur übergießt.

Wie meine Freunde mir mittheilten, hat diese sandige Landzunge im Laufe der Jahre ihre Gestalt vielfach gewechselt. Sie ist in der That eine bewegliche Barre, wie sie vor den Mündungen aller größeren Flüsse in Ceylon sich finden. Die letzteren bringen, in ihrem wilden Laufe aus dem Gebirge herabstürzend, eine Masse Sand und Gesteinstrümmer mit sich; und da auch später im langsameren Laufe durch das flache Küstenland die reichlichen Regenmassen ihnen täglich große Quantitäten Erde und Schlamm zuführen, so bilden

diese, wenn sie nachher an der Flußmündung abgelagert werden, in kurzer Zeit ansehnliche Bänke. Gestalt, Größe und Lage dieser Barren wechselt aber beständig, je nachdem die Mündungszweige des Flußendes in seinem flachen Delta hier oder dorthin ihren Ausweg suchen. So soll früher die Hauptmündung des Kelany eine Stunde weiter südlich, in Cinnamon-Gardens, gewesen sein. Die Lagunen daselbst, die auch jetzt noch durch Kanäle mit dem Flusse zusammenhängen, sollen Reste der Mündungsarme sein; der größte Teil der Stadt Colombo läge demnach gegenwärtig auf dem alten Delta. Auch unsere malerische Barre, gerade gegenüber Whist-Bungalow, hat abwechselnd an ihrem nördlichen und an ihrem südlichen Ende mit dem Festlande zusammengehungen; und die waldbedeckte Insel vor der Hauptmündung ist bald Halbinsel gewesen, bald wieder isolierte Insel.

Der Strand dieser Insel, sowie auch der Uferjaum der an Whist-Bungalow anstoßenden Gärten (nördlich von demselben) ist gleich den Ufern der Flußmündung selbst dicht bewachsen mit den merkwürdigen Mangrovebäumen, und ich hatte sogleich beim ersten Besuche der nächsten Nachbarschaft die Freude, diese charakteristische und wichtige Vegetationsform der Tropen in ihrer merkwürdigen landbildenden Tätigkeit vor Augen zu sehen. Die Bäume, welche unter dem Namen der Mangroven oder Manglebäume zusammengefaßt werden, gehören sehr verschiedenen Gattungen und Familien an (*Rhizophora*, *Sonneratia*, *Lumnitzera*, *Avicennia* etc.). Sie stimmen aber alle in der eigentümlichen Form ihres Wachstums und der dadurch bedingten typischen Physiognomie wesentlich überein: die dicht buschige, meist rundliche Laubkrone ruht auf einem dicken Stamme; dieser aber auf einer umgekehrten Krone von nacktem vielverzweigten Wurzelwerk, das sich unmittelbar aus dem Wasserspiegel erhebt und mehrere, oft 6—8 Fuß über denselben hervorragt. Zwischen den Gabelästen dieser dichten kuppelförmigen

Wurzelkrone sammelt sich der Schlamm und Sand an, den der Fluß an seinen Ufern und besonders an seiner Mündung absetzt, und so kann der Mangrobewald das Wachstum des Landes wesentlich begünstigen.

Aber auch viele organische Substanzen, Leichen und Bruchstücke von Tieren und Pflanzen bleiben zwischen dem dichten Wurzelwerk hängen und zersetzen sich daselbst, und so ist der Mangroewald in vielen Tropengegenden zu einer gefürchteten Quelle gefährlicher Fieber geworden. An den meisten Manglestrichen von Ceylon, so auch am Kelanyflusse, ist dies nicht der Fall; wie denn überhaupt viele wasserreiche Distrikte der Insel (z. B. die stehenden Lagunen von Colombo selbst) keineswegs ungesund sind. Obwohl ich viele Nächte in solchen Distrikten schlief, habe ich doch niemals einen Fieberanfall gehabt. Es hängt dies wahrscheinlich damit zusammen, daß die häufigen und großen Regengüsse der Insel das Wasser der stehenden und fließenden Becken oft erneuern und die organischen sich zersetzenden Bestandteile derselben wegführen, ehe sie schädlich wirken können.

Am Ufer unseres Gartens selbst treten an die Stelle der Mangroven eine Anzahl von schönen Bäumen aus der Familie der Apozhneen (*Cerbera*, *Tabernaemontana*, *Plumiera*) — alle ausgezeichnet durch große weiße, herrlich duftende Blüten von Oleanderform, die in großer Zahl am Ende der kandelaberförmig verzweigten Äste inmitten glänzender Büschel von großen dunkelgrünen lederartigen Blättern stehen; die meisten dieser *Asklepiad*-Bäume liefern einen giftigen Milchsaft. Sie gehören zu den häufigsten und am meisten charakteristischen Verzierungen der Begränder und Sumpfwiesen im wasserreichen Flachlande des südwestlichen Inselteils. Ganz fremdartig und bezaubernd schön erheben sich dazwischen an andern Stellen des Ufers, gleich riesigen Federbüschen, die baumartigen überhängenden Büsche der zierlichen Riefengräser (*Bambusa*).

Der Garten von Whist-Bungalow selbst ist unter der sorgfältigen und geschmackvollen Pflege von St. zu einem reizenden Stück Ceylon-Paradiese geworden, das von fast allen wichtigen Charakterpflanzen der reichen Inselflora einzelne Vertreter enthält, und so nicht allein einen duft- und blütenreichen Lustgarten, sondern zugleich einen instruktiven botanischen Garten im kleinen darstellt. Ich bekam hier gleich am ersten Morgen, als ich hochbeglückt unter dem Schatten der Palmen und Feigen, der Bananen und Akazien im Garten selbst und in der nächsten Umgebung umherwandelte, eine gute Übersicht über die Zusammensetzung der Flachlandflora. Da ist denn natürlich vor allem die edle Familie der Palmen zu nennen mit ihren wichtigsten und stattlichsten Baumstäulen: Kokos und Talipot, Areka und Dattel, Caryota und Palmyra; dann die herrlichen lichtgrünen Bananen mit ihren zarten, vom Winde fiederspaltig zerschlitzen Riesenblättern und den wertvollen goldgelben Fruchttrauben; außer verschiedenen Spielarten der gewöhnlichen Banane (*Musa sapientum*) enthält unser Garten ein großes Prachtstück von dem seltsamen fächerförmigen „Baum der Reisenden“ von Madagaskar (*Urania speciosa*.) Es steht gerade an der Gabelteilung des Hauptweges, wo rechts der Weg zum Bungalow hinführt, links zu einem Prachtexemplar des heiligen Feigenbaumes (*Ficus bengalensis*). Der letztere bildet mit seinen langherabhängenden Luftwurzeln und den daraus entstandenen neuen Stämmen eine sehr abenteuerliche Figur; mehrere schöne gotische Bogen öffnen sich zwischen den Wurzelstämmen, welche säulengleich die Hauptäste stützen. Andere Bäume aus verschiedenen Gruppen (Terminalien, Lorbeern, Myrten, Eisenholzbaum, Brotsucht u. s. w.) sind von herrlichen Schling- und Kletterpflanzen umwuchert und überzogen, von jenen mannigfaltigen Lianen, die in der Flora Ceylons eine so hervorragende Rolle spielen. Dieselben gehören den verschiedensten Pflanzenfamilien an. Denn inmitten der unüber-

troffenen Lebensfülle und unter dem beispiellos günstigen Einflusse der beständigen feuchten Hitze fangen auf dieser grünen Wunderinsel im dichtgedrängten Walde eine Menge der verschiedensten Pflanzen an zu klettern und sich an anderen zu Licht und Luft einporzuwinden.

Von anderen Zierden unseres reizenden Gartens wollen wir hier besonders noch die großblättrigen Kallapflanzen oder Aroideen nennen und die zierlich gefiederten Farnkräuter — zwei Pflanzengruppen, die sowohl durch die Masse der Individuen, als durch die Schönheit und Größe der Blattentfaltung in der niederen Flora der Insel eine Hauptrolle spielen. Dazwischen finden sich dann noch viele der herrlichsten tropischen Blatt- und Blütenpflanzen zerstreut, die theils auf Ceylon heimisch, theils aus anderen Tropengegenden, namentlich aus Südamerika eingeführt sind, aber hier vorzüglich gedeihen. Über ihnen erheben sich stattliche Malvenbäume (*Hibiscus*) mit großen gelben und roten Blumen, Flammenbäume oder Akazien mit Massen der prachtvollsten feuerfarbigen Sträuße (*Caesalpinia*), mächtige Tamarinden mit aromatischen Blüten; und von ihren Ästen hängen rankende Thunbergien mit riesigen violetten Glocken herab, sowie Aristolochien mit großen gelben und braunen Blumentrichtern. Besonders große und schöne Blüten zeigen ferner viele Krapppflanzen (*Rubiaceen*), Lilienpflanzen, Orchideen u. s. w.

Doch ich will hier nicht den Leser durch den vergeblichen Versuch ermüden, ihm durch bloße dürre Beschreibung oder Aufzählung trockner Pflanzennamen eine annähernde Vorstellung von der berausenden Pracht zu geben, welche die indische Tropenflora auf Ceylon entfaltet und von der ich im Garten von Whist-Bungalow und in dessen nächster Umgebung an den Ufern des Melanhyflusses die erste Vorstellung erhielt. Ich will mich statt dessen auf die Bemerkung beschränken, daß ich am ersten Morgen in diesem Paradiese stundenlang wonnetrunken von einer Pflanze zur andern, von

einer Baumgruppe zur andern wanderte, ratlos, welchem von den zahllosen Wunderwerken der Tropenflora ich zuerst genauere Betrachtung widmen sollte. Wie armselig und dürftig erschien mir jetzt dagegen alles, was ich zwei Wochen früher in Bombay zuerst gesehen und bewundert hatte.

Die Tierwelt, welche diese Paradiesgärten von Ceylon belebt, entspricht im ganzen nicht der außerordentlichen Fülle und Pracht der Pflanzenwelt; insbesondere was den Reichtum an schönen, großen und auffallenden Formen betrifft. Die Insel steht in dieser Beziehung nach allem, was ich gehört und gelesen, weit hinter dem Festlande von Indien und den Sundainseln, namentlich aber hinter dem tropischen Afrika und hinter Brasilien zurück. Ich muß gestehen, daß ich in dieser Beziehung gleich im Anfang ziemlich stark enttäuscht wurde, und daß diese Enttäuschung später, als ich die Fauna auch in dem wilderen Teile der Insel genauer kennen lernte, eher wuchs, als abnahm. Ich hatte gehofft, die Bäume und Gebüsche mit Affen und Papageien, die Blütenpflanzen mit Schmetterlingen und Käfern von seltsamen Formen und glänzenden Farben bedeckt zu finden. Allein weder die Quantität noch die Qualität dessen, was ich jetzt hier sah und später fand, entsprach diesen hochgespannten Erwartungen, und ich hatte schließlich nur den Trost, daß alle Zoologen, welche früher diese Insel besucht hatten, in ähnlicher Weise enttäuscht wurden. Immerhin findet sich jedoch bei genauerem Suchen auch für den Zoologen des Merkwürdigen und Interessanten die Fülle; und die Fauna von Ceylon ist im großen und ganzen nicht minder eigentümlich und fremdartig — wenn auch nicht entfernt so reich und so glänzend! — als seine Flora.

Diejenigen Wirbeltiere, die mir gleich anfänglich in Whist-Bungalow und in der nächsten Umgebung von Colombo am meisten auffielen, waren zahlreiche Reptilien von bunten Farben und sonderbaren Formen, namentlich Schlangen und

Eidechsen; ferner zierliche kleine Laubfrösche (*Ixalus*), deren merkwürdige, zum Teil glockenartige Stimmen man abends überall hört. Von Vögeln zeigen sich in den Gärten namentlich zahlreiche Stare und Krähen, Bachstelzen und Bienenfresser, besonders aber niedliche, die Stelle der Kolibris vertretende Honigvögel (*Noctarinia*); ferner an den Flußufern blaugrüne Eisvögel und weiße Reiher. Von Säugetieren ist weitaus das häufigste ein allerliebstes Eichhörnchen, das überall auf den Bäumen und Sträuchern umherhuscht und sehr zahm und zutraulich ist, braungrau mit drei weißen Längsstreifen auf dem Rücken (*Sciurus tristriatus*).

Unter den Insekten überwiegen durch die ungeheuren Massen, in denen sie überall auftreten, vor allen die Ameisen (von winzig kleinen bis zu riesengroßen Arten), sodann die berühmten Termiten (oder die sogenannten „weißen Ameisen“); aber auch stechende Hymenopteren (Wespen und Bienen) sind sehr reichlich vertreten, bezugnehmend die Dipteren (Mücken und Fliegen). Geringe zeigen gerade diejenigen Insektenordnungen, welche die schönsten und größten Formen enthalten, Käfer und Schmetterlinge, nicht denjenigen Reichtum, den man der Flora entsprechend erwarten sollte. Sehr vielgestaltig und merkwürdig sind andererseits wieder die Orthopteren (Heuschrecken, Grillen u. s. w.). Doch ich will hier auf diese besondere Welt nicht eingehen, da ich später darauf ausführlich zurückkomme.

Sehr interessante und merkwürdige Gliedertiere bietet die Klasse der Spinnen oder Arachniden, von den winzigen kleinen Milben und Zecken aufwärts bis zu den riesigen Vogelspinnen und Skorpionen. Auch die nahe verwandten Tausendfüße oder Myriapoden sind sehr häufig und durch kolossale, zum Teil wegen ihres giftigen Bisses sehr gefürchtete Formen vertreten, bis zu einem Fuß lang! Einige Prachteremplare derselben sah ich gleich am ersten Morgen im Garten von Whist-Bungalow; ich fand aber heute noch keine

Zeit, mich mit der Tierwelt näher zu befassen, da die Pflanzenpracht mich allzusehr fesselte.

Wie gerne hätte ich dem wirklichen Studium dieser Flora, für das mir jetzt nur wenige Tage und Wochen zu Gebote standen, Monate und Jahre gewidmet! Dazu strahlte heute die indische Sonne in einem Glanze von dem wolkenlosen tiefblauen Himmel herab, daß die Licht- und Farbenfülle meinen armen nordischen Augen fast zu viel wurde; und die Hitze würde bald fast unerträglich geworden sein, hätte sie nicht eine sanfte kühle Brise vom Meere etwas gelindert. Es war der 22. November, der Geburtstag meines lieben, teuren Vaters, der vor 10 Jahren im Alter von 90 Jahren gestorben war. Er würde heute gerade seinen 100. Geburtstag gefeiert haben, und da ich von ihm die beglückende Freude an der Natur (und ganz besonders an schönen Bäumen) geerbt habe, so kam keine besonders festliche Feiertagsstimmung über mich, und ich betrachtete den ungewöhnlich hohen und reichen Genuß dieser köstlichen Stunden als ein besonderes Geschenk für diesen Festtag!

Naturgenüsse wie diese haben vor allen Kunst und sonstigen Genüssen des Lebens den unschätzbaren Vorzug, daß sie nie ermüden und daß ein dafür empfängliches Gemüt sich ihnen immer wieder mit erneuter Teilnahme und mit erhöhtem Verständnisse zuwendet, und zwar um so mehr, je älter man wird! So kam es denn, daß der Morgenspaziergang in dem Paradiesgarten von Whist-Bungalow und in dessen nächster Umgebung, bald am Flußufer, bald am Meeresstrande, sich an allen folgenden Tagen, die mir mein Glück hier beschied, wiederholte, und daß ich noch am letzten Morgen auf Ceylon, am 10. März 1882, mit dem Gefühle des „verlorenen Paradieses“ von ihm Abschied nahm!

Vielfache Bereicherungen erfuhren übrigens meine botanischen Kenntnisse noch in den nächsten Tagen, als mehrere Besuche bei Engländern, an die ich empfohlen war, mich in



verschiedene Gärten der südlichen Villenvorstädte von Colombo, Kolpetty und Slave-Inseln führten. In ganz besonders angenehmer Erinnerung sind mir da einige Tage geblieben, die ich in der Villa der Tempelbäume („Temple-Trees“) verlebte; so heißen hier die Plumierabäume, weil ihre großen prachtvoll duftenden Blüten nebst denjenigen des Jasmin und Oleander allenthalben in den Buddhatemplen von den Singhalesen als Opferblumen vor die Buddhabilder gestreut werden. Zwei alte Prachtexemplare dieser Tempelbäume standen nebst einigen riesigen Casuarinen auf dem weiten Rasenplatz, der die stattliche, nach ihnen benannte Villa von der Gallastraße in Kolpetty trennt.

Der Eigentümer derselben, Mr. Staniforth Green, hatte mich auf das Freundlichste eingeladen, einige Tage bei ihm zuzubringen. Ich lernte in ihm einen lebenswürdigen alten Herrn kennen, dessen ganzes Herzensinteresse sich der Naturbetrachtung zuwendet. Alle Stunden, welche die Bewirtschaftung seiner großen Kaffeemühlen ihm frei läßt, verwendet er auf die Kultur seines reizenden Gartens und auf das Sammeln und Beobachten von Insekten und Pflanzen. Mit der innigen liebevollen Sorgfalt, welche die alten Naturforscher des vorigen Jahrhunderts charakterisiert, die aber unter den jüngeren „strebenden“ Naturforschern der Gegenwart immer seltener wird, hatte sich Mr. Green insbesondere jahrelang mit der Lebensweise und Entwicklung der kleinsten Insektenformen beschäftigt und hier eine Anzahl hübscher Entdeckungen gemacht, die zum Teil in englischen Zeitschriften publiziert sind. Er zeigte mir eine große Anzahl sorgfältigst gesammelter Seltenheiten und machte mir einige der interessantesten zum Geschenk. Auch sein Neffe, der ihn im Geschäfte unterstützt, teilt in den Mußestunden diese Liebhabereien und zeigte mir eine sehr hübsche Insektensammlung. Ich erhielt unter anderem von ihm mehrere Exemplare der riesigen Vogelspinne (Mygale), deren Jagd auf kleine Vögel (Nectarinia)

und kleine Zimmereidechsen (*Piatydactylus*) er selbst mehrfach beobachtet hatte.

Der Garten von Mr. Green, der namentlich einige alte Prachteremplare der Flammen-Akazien oder Flamboyants (*Caesalpinia*), sowie schöne Lilienbäume (*Yucca*) und Kletterpalmen (*Calamus*) enthält, stößt östlich an eine reizende Bucht der großen Lagune, die sich zwischen Kolpetty, Slave-Insel und dem Fort ausbreitet. An einem schönen Abend ruderten wir hier im Rahne über die mit prachtvollen weißen und roten Wasserlilien bedeckte Spiegelfläche nach der Villa von Mr. William Ferguson hinüber. Auch dieser lebenswürdige alte Herr (— der seit vielen Jahrzehnten das Amt eines Wegebau-Inspektors versieht —) widmet seine Mußestunden zoologischen und botanischen Forschungen und hat diese Gebiete mit manchen wertvollen Beiträgen bereichert. Ich verdanke ihm ebenfalls viele interessante Mitteilungen. Er ist nicht zu verwechseln mit seinem gar sehr verschiedenen Bruder, dem sogenannten „Ceylon-Commissioner“, dem Herausgeber und Redakteur der einflussreichsten Zeitung der Insel, des „Ceylon-Observer“. Dieses Blatt wird von ihm in jenem Geiste strenger, finsterner Orthodoxie und kastenmäßiger Observanz redigiert, welcher leider so viele, angeblich freisinnige, englische Zeitungen kennzeichnet. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit war dasselbe mit heftigen Angriffen gegen einen der verdientesten und kenntnisreichsten Juristen, den Distrikt-Judge Mr. Verwick, gefüllt, weil derselbe in einem Plaidoyer über „Zurechnungsfähigkeit“ die darwinistischen Grundsätze der modernen Naturforschung anerkannt und in geistreicher Weise angewendet hatte. Übrigens hinderte seine spezifische Frömmigkeit den „Ceylon-Commissioner“ nicht, in seiner Art „Geschäfte zu machen“ und z. B. die schlechte und fehlerhafte Karte der Kaffeedistrikte für 18 Rupien (= 36 Mark) zu verkaufen.

An einem anderen Tage führte mich Mr. Green in das Colombo-Museum, ein stattliches zweistöckiges Gebäude,

das in Cinnamon-Gardens liegt und für die Sammlung aller literarischen, historischen und naturhistorischen Schätze der Insel bestimmt ist. Der untere Stock enthält auf einer Seite die reiche Bibliothek, auf der andern die Altertümer (alte Inschriften, Skulpturen, Münzen, ethnographische Sammlungen u. s. w.); im oberen Stocke befindet sich eine reiche Naturaliensammlung, vorzugsweise von getrockneten und ausgestopften Tieren, ausschließlich Ceylonesen. Besonders reich sind darin die Insekten vertreten, mit denen sich der (damals abwesende) Direktor des Museums, Dr. Galt, speziell beschäftigt; demnächst die Vögel und die Reptilien. Dagegen bleibt in den meisten Abteilungen der niederen Tiere die Hauptsache noch zu tun übrig. Immerhin bietet das Colombo-Museum auch jetzt schon eine sehr gute Übersicht über die reiche und eigentümliche Fauna der Insel. Der Zoologe, der aus Europa direkt hierher kommt, wird freilich den Zustand eines großen Teils der Sammlung ziemlich unbefriedigend finden; die ausgestopften und getrockneten Sachen sind vielfach schlecht präpariert, verschimmelt, zerfallen u. s. w. Tadeln wird das aber nur der Neuling, dem die außerordentlichen Schwierigkeiten unbekannt sind, mit denen die Entstehung und Existenz jeder derartigen Sammlung in dem feuchtheißen Treibhausklima von Ceylon zu kämpfen hat. Ich sollte bald selbst in dieser Beziehung die bittersten Erfahrungen machen.

Ebenso wie alles Lederzeug und Papier hier in kürzester Zeit vermodert und zerfällt, wie alle Eisen- und Stahlfachen trotz sorgfältigster Vorsicht sich mit Rost bedecken, ebenso unterliegen auch alle Chitinkörper der Insekten, alle Bälge von Wirbeltieren früher oder später dem vereinten Einflusse einer beständigen Hitze von 20—25° R und einer Feuchtigkeit der Luft, die alle unsere europäischen Begriffe übersteigt. Noch schlimmer aber wirken in vielen Fällen die vereinten Angriffe von Milliarden verschiedener Insekten: schwarze und rote

Ameisen (teils 2—3 mal so groß wie bei uns, teils eben so groß, zum Teil aber auch fast mikroskopisch klein); weiße Ameisen oder Termiten (die schlimmsten von allen Feinden) — riesengroße Schaben oder Kakerlaken (Blatta), Papierläuse (Psocus), Museumskäfer und dergleichen Gefindel mehr, wetteifern in der Zerstörung der Sammlungen. Gegen die unaufhörlichen Angriffe dieser zahllosen und unvermeidlichen kleinen Feinde sich zu schützen, ist in Ceylon teils sehr schwierig, teils ganz unmöglich; ich selbst verlor durch sie (trotz aller Vorsicht) einen großen Teil meiner getrockneten Sammlungen.

In welcher Weise die tropische Hitze — nur 7 Breitengrade vom Äquator entfernt — im Verein mit dem höchsten Grade der Luftfeuchtigkeit, auf unsere europäischen Kulturprodukte, eben so wie auf die einheimischen Naturprodukte von Ceylon einwirkt, davon kann man sich bei uns zu Hause gar keine Begriffe machen. Nachdem die ersten herrlichen Tage in Whist-Bungalow mit Schauen und Staunen vorüber waren, fing ich an, meine tausend Siebensachen und Instrumente aus Koffern und Kisten auszukramen, und in welchem Zustande fand ich da vieles! An allen wissenschaftlichen Instrumenten, die Stahl- oder Eisenteile enthielten, waren diese verrostet; keine Schraube ging mehr glatt. Alle Bücher und Papiersachen waren gleich allen Ledersachen feucht und mit Schimmel bedeckt, und was mich ganz besonders rührte, der berühmte „schwarze Grad“ — der in der englischen Gesellschaft hier wie daheim in Europa eine so große Rolle spielt, war, als ich ihn aus dem Koffer nahm, weiß geworden! Er war gleich allen anderen Tuchleidern über und über mit den zierlichsten Schimmelbildungen bedeckt, die erst nach mehrtägigem Trocknen an der Sonne sich verloren! Daher ist es in allen europäischen Häusern von Colombo Aufgabe eines besonderen „Kleider-Boy“, täglich Kleider, Betten, Wäsche, Papier u. s. w. an der Sonne zu trocknen und vor dem Verschimmeln zu bewahren!



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Mangroven-Wald am Kelany-Flusse.



Viel schlimmer war es, daß meine neue photographische Camera obscura, die von einer der besten Berliner Firmen aus angeblich „völlig trockenem Holze“ gefertigt war, sich beim Auspacken als unbrauchbar erwies, weil alle Holztheile derselben verzogen waren. Auch die Deckel der mitgebrachten Holzkästen hatten sich fast alle geworfen. Die leeren Briefkuberts waren sämtlich zugeklebt. Mehrere Schachteln mit pulverisiertem Gummiarabikum enthielten eine feste zementartige Masse; während in anderen Schachteln mit Pfeffermünzkügelchen beim ersten Öffnen ein süßer Sirup umherfloß! Noch überraschender war das Öffnen der mitgebrachten Brausepulverschachteln. In allen blauen Papierchen war die Weinsteinensäure verschwunden, und in allen weißen fand sich statt des kohlenfauren nur noch weinsteinsaures Natron; erstere hatte sich aufgelöst, war in letzteres eingedrungen und hatte die Kohlenensäure ausgetrieben! Und so waren schon beim Auspacken durch den Einfluß der feuchten Hitze eine Menge Sachen verdorben, an deren Verderben man bei uns gar nicht denkt! Dabei fielen die vier Monate, die ich auf Ceylon zubachte, in die sogenannte „trockene Jahreszeit“ des Nordostmonsun, der vom November bis April weht! Wie muß es demnach hier erst in der „nassen Jahreszeit“ aussehen, wo vom Mai bis Oktober der regenschwangere Südwestmonsun wüthet. Meine Freunde versicherten mir, daß man dann überhaupt darauf verzichte, irgend etwas trocken zu erhalten, und daß das Wasser geradezu an den Wänden herablaufe!

Daß ein solches Treibhausklima, welches von unserem mitteleuropäischen so gänzlich verschieden ist, auf den an letzteres gewöhnten menschlichen Organismus auch eine ganz verschiedene Wirkung ausüben muß, erscheint selbstverständlich; — und ebenso, daß der Kampf mit diesem feindlichen Klima das alltägliche Gesprächsthema überall und jederzeit bildet. Ich muß daher gestehen, daß ich einigermaßen besorgt war, wie ich mich demselben wohl anpassen würde. In den

ersten Wochen in Colombo empfand ich die Beiden und Beschwerden, die damit unzertrennlich verknüpft sind, ziemlich stark, besonders in den heißen Nächten, in denen die Temperatur selten unter 20° R (nicht unter 18°), während sie bei Tage im Schatten erst auf 24—28° stieg. Allein die zweite Woche war schon leichter zu ertragen als die erste; und später (namentlich auch an der Südküste, nahe dem fünften Grad S. Br.) habe ich niemals so viel gelitten, wie in den ersten schlaflosen Nächten und erschlaffenden Tagen in Colombo.

Unentbehrlich sind unter diesen Umständen natürlich die täglichen Bäder, die für alle Eingeborenen wie für alle Europäer die beste Erquickung des Tages sind. Ich nahm deren gewöhnlich zwei, eins gleich nach dem Aufstehen (um 6 Uhr) und ein zweites vor dem sogenannten Frühstück (eigentlich dem Mittagessen) um 11 Uhr. Im Süden genoß ich dann meistens noch ein drittes Bad am Abend, vor dem „Dinner“ (um 7 oder 7½ Uhr). Außerdem nahm ich natürlich alsbald die landesübliche Kleidung der Europäer an, aus weißen ganz leichten Baumwollstoffen bestehend; sehr angenehm trugen sich netzförmige Unterhemdchen unter der leichten Jacke. Außerst wertvoll aber fand ich als beständige Kopfbedeckung einen sogenannten Calcuttahut oder „Solahut“, den ich mir schon in Port-Said für nur 3 Frank (!) gekauft hatte. Diese unvergleichlichen Hüte werden aus dem leichten, aber festen (hollunderähnlichen) Marke der Solapflanze gefertigt und bestehen aus einer gewölbten doppelten Kuppel, die auf einer sehr breiten (Rücken und Hals völlig schützenden) Krempe ruht. Letztere ist durch einen Kranz von getrennten Scheibchen mit einem festen Ring von Wachseleinwand verbunden, welcher allein dem Kopf unmittelbar aufsitzt. Die Luft streicht frei zwischen den Scheibchen hindurch, und so bleibt die Temperatur im Hute stets kühl.

Unter Anwendung dieser und anderer Vorichtsmaßregeln befand ich mich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes



auf Ceylon sehr wohl, trotzdem (— oder vielleicht auch weil —) ich mir sehr viel Bewegung machte und selbst in der heißen Mittagszeit meistens im Freien war. Allerdings lebte ich aber viel mäßiger und einfacher, als hier zu Lande üblich ist, und nahm nicht die Hälfte der Quantität von Speisen und Getränken zu mir, welche die meisten Engländer hier für unentbehrlich halten. Wenn diese nach einigen Jahren Aufenthalt meistens über Magen- und Leberleiden klagen, so glaube ich, liegt die Schuld viel weniger am heißen Klima, als vielmehr einerseits am Mangel der nötigen Leibesbewegung, andererseits an der übermäßigen Luxuskonsumtion; sie essen und trinken oft 2—3 mal so viel, als zum gesunden Leben nötig ist — und schwere fette Speisen, heiße spirituose Getränke. Sie bilden in dieser Beziehung den größten Gegensatz zu der überaus einfachen Lebensweise der Eingebornen, die meistens bloß Reis und Curry, und dazu höchstens einige Früchte essen, während ihr Getränk einfaches Wasser oder etwas Palmwein ist.

In Ceylon, wie wohl in den meisten Teilen von Indien ist die tägliche Einteilung der Mahlzeiten der Europäer folgende: Morgens, gleich nach dem Aufstehen Tee und Biskuit, Brot mit Eiern oder Marmelade, Bananen, Mangos, Ananas und andere Früchte. Um 10 Uhr folgt das sogenannte „Frühstück“ (Breakfast), nach unseren Begriffen ein ganz komplettes Diner von 3—4 Gängen: Fisch, gebratenes Huhn, Beefsteak, namentlich aber das indisch-nationale „Reis mit Curry“, das nie fehlen darf. Dieser Curry wird in der mannigfaltigsten Weise aus verschiedenen Gewürzen mit Stücken von Gemüse oder Fleisch zu einer pikanten Sauce verarbeitet. Als dritte Mahlzeit folgt um 1 Uhr das sogenannte „Tiffin“, Tee oder Bier mit kaltem Fleisch, Butterbrot und Konserven. Viele nehmen dann um 3 oder 4 Uhr noch einmal Tee oder Kaffee. Endlich kommt um 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> oder 8 Uhr die Hauptmahlzeit, das sogenannte „Dinner“, welches aus

4—6 Gängen besteht, gleich einem opulenten Diner in Europa: Suppe, Fisch, mehrere Fleischspeisen, nochmals Curry und Reis, dann mehrere süße Mehlspeisen, Früchte u. s. w. Dazu werden gewöhnlich mehrere verschiedene Weine getrunken (Sherry, Claret, Champagner) oder auch stark spirituböses, aus England importiertes Bier, neuerdings auch weit besseres und leichteres Wiener Bier. In vielen Häusern fällt ein oder der andere Teil dieser üppigen Mahlzeiten hinweg. Im allgemeinen aber muß die Lebensweise in Indien als eine viel zu üppige und fette bezeichnet werden, besonders wenn man sie mit der einfachen und frugalen Diät im südlichen Europa vergleicht. Dies ist auch die Ansicht von einzelnen alten Engländern, die ausnahmsweise eine viel einfachere Lebensweise führen und sich daher trotz eines ununterbrochenen Aufenthaltes von 20—30 oder mehr Jahren in den Tropen ihre ungebrochene Gesundheit bewahrt haben, wie z. B. Dr. Thwaites, der treffliche frühere Direktor des botanischen Gartens von Peradenia.

---

V. VI. VII.

Kaduwella, Peradenia und Kandy.

---

1847

## V. Kaduwella.

Die Fülle von neuen herrlichen und großartigen Eindrücken, welche die erste Woche meines Aufenthalts auf Ceylon mir brachte, wurde gekrönt durch eine reizende Excursion, die meine Freunde am 27. November nach Kaduwella veranstalteten. Es war mein erster Sonntag auf der Insel, und obgleich die mannigfaltigen Naturgenüsse der vorhergegangenen Wochentage mir jeden derselben als einen Festtag erscheinen ließen, so wurde doch meine festliche Stimmung durch die Erlebnisse dieses ersten Feiertages noch ganz besonders gesteigert. Der Ausflug nach Kaduwella war zugleich die erste größere Excursion in die weitere Umgebung von Colombo, und da die Szenerie, die ich hier zum ersten Male sah, sich in wesentlich gleich bleibendem Charakter im größten Theile des Flachlandes der Südwestküste wiederholt, so will ich gleich hier dieselbe kurz zu schildern versuchen.

Kaduwella ist ein singhalesisches Dorf, das am linken (südlichen) Ufer des Kelanyflusses liegt, zehn englische Meilen von Whist-Bungalow entfernt. Der schöne Fahrweg (der sich weiterhin nach Awisawella und bis zum Fort Kuanwella fortsetzt), führt bald unmittelbar an dem waldigen Flußufer hin, bald nur in geringer Entfernung von demselben, die mannigfaltigen Biegungen des Flusses abschneidend. Gleich allen Fahrwegen auf der Insel, welche viel benutzt werden,

befindet sich auch dieser in ausgezeichnetem Zustande; und das ist doppelt anzuerkennen, da die heftigen und häufigen Regengüsse beständig viel Erde wegschwemmen und die gute Instandhaltung der Wege erschweren. Die englische Regierung betrachtet aber hier, wie in allen Kolonien, die Einrichtung und Erhaltung guter Kommunikationsmittel mit Recht als eine ihrer ersten und wichtigsten Aufgaben; und es spricht für ihr unvergleichliches Kolonisationstalent, daß sie keine Mühe und keine Kosten scheut, um dieser Anforderung, selbst den schwierigsten Hindernissen der Terraininformation und des Tropenklimas gegenüber, gerecht zu werden.

Meine Gastfreunde von Whist-Bungalow und einige andere deutsche Landsleute, welche damals in dem benachbarten schönen (auch von Sir Emmerson Tennent lange Zeit innegehabten) Eliehaus wohnten, hatten alle Vorbereitungen getroffen, um unsere Exkursion auch in gastronomischer Beziehung möglichst angenehm zu gestalten. Alle festen und flüssigen Körper, die für ein opulentes Gabelfrühstück erforderlich sind, sowie unsere Jagdgewehre mit Munition, Gläser und Blechbüchsen zum Sammeln &c. waren in den kleinen, offenen, einspännigen Kaleschen verpackt, die hier fast jeder Europäer besitzt und die gewöhnlich von einem munteren Pony birmanischer Abkunft oder auch von einem stärkeren Pferde australischer Rasse gezogen werden; fast alle Reit- und Kutschpferde der Insel werden vom indischen Festlande oder von Australien eingeführt, da die Pferdezucht auf Ceylon selbst nicht gedeiht, europäische Pferde aber das Klima sehr schlecht vertragen und bald unbrauchbar werden. Die kleinen Ponys von Birma laufen vortrefflich, wenn sie auch nicht lange aushalten; mit zehn englischen Meilen (2—3 Fahrstunden) ist ihre Leistungsfähigkeit in der Regel erschöpft. Die Kutscher sind gewöhnlich schwarze Tamils (Malabaren), in weiße Jacken gekleidet, mit rotem Turban; sie laufen mit erstaunlicher Ausdauer hinter dem Wagen her oder stehen nur

zeitweise auf dessen Trittbrett; sie müssen außerdem beständig laut ausrufen, da sowohl die Singhalesen (besonders die alten Leute) als auch ihre Ochsen und Hunde eine ausgeprägte Neigung besitzen, den rasch fahrenden Wagen nicht aus dem Wege zu gehen und sich überfahren zu lassen.

Schon vor Sonnenaufgang verließen wir Whist-Bungalow und rollten durch die letzten Häuser der Vorstadt Mutwal und den darauf folgenden Grandpaß in das lachende, grüne Gartenland hinaus, das sich abwechselnd mit Buschwald (Djungle), Reisfeldern und parkartigem Wiesenland meilenweit bis gegen den Fuß des Gebirges hinzieht. Die Vorstädte von Colombo, wie von allen Städten der Insel, gehen unmerklich in langgestreckte, oft stundenlange Dörfer über, und da in diesen die einzelnen Hütten der Eingeborenen meist durch weite Zwischenräume getrennt sind, jede von einem zugehörigen Stück Garten-, Feld- oder Waldland umgeben, so sind die Grenzen der einzelnen Dörfer oft schwer oder nur ganz künstlich zu ziehen. In dem dicht bevölkerten und gut kultivierten südwestlichen Teile des flachen Küstenlandes existiert sogar nirgends eine größere Unterbrechung, und man kann sagen, daß die ganze lange Küstenstrecke von Colombo bis Matura, bis zur Südspitze, von einem einzigen weitläufigen großen Dorfe mit indischen Hütten und Fruchtgärten, Djungeln und Kokoswald eingenommen wird. Überall kehren in diesem paradiesischen Dorfgarten dieselben landschaftlichen Elemente wieder: niedere braune Erdhütten, beschattet von Brotfrucht- und Mangobäumen, von Kokos- und Arecapalmen, und umkränzt von Pfingstgebüsch; verziert mit den Riesensblättern der Kaladien und Rizinus, den zierlichen Papayabäumen, Manihotstauden und anderen Nutzpflanzen. Auf Bänken vor den offenen Hütten liegen die faulen Singhalesen in süßem Nichtstum ausgestreckt und betrachten sich ihre ewig grüne Umgebung, oder beschäftigen sich mit Ablefen kleiner weißer Insekten von ihren langen schwarzen Haaren. Nachte

Kinder spielen überall am Wege oder haschen nach den bunten Schmetterlingen und Eidechsen, die denselben beleben. Zu gewissen Tageszeiten begegnet man auf den vielbefahrenen Wegen zahlreichen Ochsenkarren, kleineren einspännigen und größeren zweispännigen; sie bilden das wichtigste — ja fast das einzige — Transport- und Kommunikationsmittel der Eingeborenen. Die Ochsen gehören alle zu der Art des Zebu oder indischen Buckelochsen (*Bos indicus*), ausgezeichnet durch den Höcker hinten auf dem Nacken. Der Zebu tritt aber, ähnlich wie unser europäisches Rind, in vielen verschiedenen Rassen auf; eine kleine Rasse läuft recht schnell und flink. Pferde gebrauchen die Eingeborenen nur selten, und Esel fehlen auf der Insel ganz. Dagegen sind allenthalben vor den Hütten Hunde („Pariah-Dogs“ genannt) zu finden, alle von derselben Rasse, häßliche und struppige, braungelbe Tiere, die durch Form, Farbe und Benehmen ihre Abstammung vom wilden Schakal zu verraten scheinen. Überall sind ferner die kleinen schwarzen Schweine (*Sus indicus*), daneben oft auch hochbeinige magere Ziegen, seltener Schafe anzutreffen; stets findet man vor den Häusern viele Hühner, seltener Enten und Gänse. Das sind die einfachen und stets wiederkehrenden Elemente, aus den sich die Dorfszenerie von Südwest-Ceylon zusammensetzt. Aber diese Elemente finden sich in so reizender malerischer Unordnung und in so unendlicher individueller Abwechslung vor; sie sind so wundervoll vom Glanze der tropischen Sonne beleuchtet und gefärbt, und der nahe Meeresstrand oder das Flußufer verleiht ihnen so viel frischen Reiz, der waldige Hintergrund, oder auch darüber noch das blaue Gebirgsland der Ferne so viel Poesie, daß man nicht müde wird, sich daran zu ergötzen, und daß sowohl der Landschafts- als auch der Genremaler hier eine unendliche Fülle der schönsten Motive finden würde — Motive, die auf unseren Gemäldeausstellungen der Gegenwart fast noch unbekannt sind.



Von ganz besonders schöner Wirkung ist in dieser ceylonesischen Niederlandschaft die Mittelstellung, welche sie zwischen Garten- und Waldcharakter, zwischen Kultur und Natur einnimmt. Oft glaubt man mitten im schönsten wilden Walde zu sein, rings umgeben von hohen prächtigen Bäumen, die mit Schlingpflanzen behangen und überwuchert sind. Aber eine Hütte, die ganz im Schatten eines Brotfruchtbaumes versteckt ist, ein Hund oder ein Schwein, das aus dem Gebüsch hervorkommt, spielende Kinder, die unter Kaladiumblättern sich verbergen, belehren uns, daß wir nur in einem singhalesischen Garten uns befinden. Und umgekehrt bietet der wirkliche Wald, der an letzteren anstößt, mit seiner mannigfaltigen Zusammensetzung aus den verschiedensten tropischen Bäumen, mit den Orchideen, Gewürznelken, Lilien, Malvazeen und anderen prächtigen Blütenpflanzen, soviel Abwechslung, daß wir in einem schönen Baumgarten zu sein glauben. Diese eigentümliche Harmonie zwischen Natur und Kultur spricht sich auch in der menschlichen Staffage dieser Waldgärten aus; denn die Einfachheit der Kleidung und Wohnung der Singhalesen in denselben ist so groß, daß sie größtenteils den bekannten Beschreibungen von echten „Wilden“ entsprechen, obwohl sie einem alten Kulturvolk entstammen.

Doppelt anziehend und malerisch erscheint das alles in der kühlen Morgenfrühe, wenn die Strahlen der Sonne noch unter kleinen Winkeln in das Baumwerk fallen, lange Schatten der schlanken Stämme werfen und in den gefiederten Kronen der Palmen, auf den zerspaltenen Riesenblättern des Pisang mit tausend glänzenden Lichtern spielen. Während meiner Anwesenheit, zur Zeit des Nordostmonsun, waren die klaren Morgenstunden bei wolkenlosem Himmel und kühlender Seebrise fast immer köstlich frisch und glanzvoll, wenn auch das Thermometer meist nicht unter 20° R, selten bis 18° sank; erst zwischen 9 und 10 Uhr begann die Hitze drückend zu werden, und sammelten sich die Wolken, die dann meistens

nachmittags in einem heftigen Regen sich entluden. War dieser um 4 oder 5 Uhr vorüber, so erschienen dann wieder die letzten Abendstunden doppelt herrlich und erquickend, um so mehr, als gewöhnlich die sinkende Sonne das westliche Firmament mit einem Glanze vergoldete und die Abendwolken mit einer Farbenglut übergieß, die jeder Beschreibung spotten. Jedoch war gerade in diesem Jahre die Witterung keineswegs so regelmäßig wie gewöhnlich und bot vielfach Abweichungen von der Norm. Im ganzen blieb meine Reise vom Wetter sehr begünstigt, und nur an wenigen Tagen vereitelte anhaltender, schon früh beginnender Regen die Tagesordnung der Arbeit oder der Exkursion, die ich mir vorgesezt hatte.

Nach einer zweistündigen, sehr unterhaltenden Fahrt langten wir in dem Dorfe Kaduwella an, welches an einer starken Biegung des Kelanyflusses sehr malerisch gelegen ist. Ganz besonders hübsch präsentiert sich auf einem erhöhten Vorsprung am Flusse, unter dem Schatten der schönsten Bäume, das Rasthaus, in dem wir abstiegen und ausspannten. „Rasthäuser“ oder „Resthäuser“ (Rest-houses) nennt man in Ceylon, wie in Indien, die Häuser, welche die Regierung in Ermangelung von Hotels zur Unterkunft der Reisenden hat errichten lassen und die unter ihrer Aufsicht stehen. In ganz Ceylon existieren nur in drei Städten Hotels, in Colombo, Galla und Kandy. Der Eingeborene bedarf solcher nicht. Der europäische Reisende ist daher entweder ganz auf die Gastfreundschaft europäischer Ansiedler (wo solche vorhanden sind!) oder auf die Regierungsrasthäuser angewiesen, und letztere erfüllen in der That eines der größten Bedürfnisse. Der Wirt derselben, der von der Regierung angestellte und beaufsichtigte „Resthouse-Keeper“ ist verpflichtet, dem Reisenden gegen eine geringe (an die Regierung auszahlende) Entschädigung ein Zimmer mit Bett (meistens für eine Rupie — zwei Mark) zu überlassen, sowie auch auf Verlangen die nötigsten Nahrungsmittel zu liefern. Preise und Qualität der letzteren sind sehr verschieden,

ebenso wie auch die Beschaffenheit der Rasthäuser selbst. In dem südwestlichen Teile der Insel, wo ich hauptsächlich reiste, fand ich sie im allgemeinen gut und preiswürdig, so namentlich in Belligemma, wo ich später für sechs Wochen im Rasthause mein Laboratorium aufschlug. Dagegen sind die Rasthäuser in einem großen Teile des Innern, und namentlich im Norden und Osten der Insel meistens schlecht und sehr teuer; in Newera Ellya mußte ich z. B. später für jedes Hühnerei einen halben, für jede Tasse Tee einen ganzen Schilling (= 1 Mark) zahlen! Das Rasthaus von Kaduwella, das erste, welches ich sah und benutzte, gehörte zu den bescheideneren und kleineren, und da wir unsern sämtlichen Proviant mitgebracht hatten, lieferte es uns nur Stühle zum Sitzen, Wasser und Feuer zum Kochen, und in seiner offenen luftigen Veranda ein angenehmes Schutzdach gegen Sonne und Regen; auch dafür wird nach der Tage bezahlt. (Umsonst ist in Indien nur der Tod!)

Wir brachen gleich nach unserer Ankunft mit unseren Gewehren auf, um die herrlichen Morgenstunden möglichst auszunutzen. Südlich an den Kelany-Ganga stößt gleich hinter dem Dorfe ein wellenförmiges Hügelland, über welches sich die Jagdgesellschaft zerstreute. Die tiefer gelegenen Teile desselben sind mit Graswiesen und Reisfeldern bedeckt, vielfach von Wassergräben und Kanälen durchschnitten und mit kleinen Seen geschmückt, in die letztere münden. Die höheren Teile hingegen, meistens sanft gewölbte Hügel von 100—300 Fuß Höhe, sind mit dichtem Buschwald oder dem hier allgemein so genannten „Djungle“ bewachsen. Ich lernte hier zuerst diese charakteristische Form der Landschaft kennen, die auf der ganzen Insel, soweit sie nicht kultiviert ist, eine sehr große Rolle spielt. Das Djungle ist zwar nicht eigentlicher „Urwald“, d. h. uralter, nie von Menschen betretener Wald (solcher existiert in Ceylon nur noch an sehr wenigen Stellen und in sehr geringer Ausdehnung); allein es entspricht doch

unserer Vorstellung von demselben insofern, als es, bei hoher Entwicklung, eine Waldform darstellt, die aus einem dichten und undurchdringlichen Geflecht der verschiedensten Bäume besteht; diese sind ohne alle Ordnung und frei von allem menschlichen Einfluß emporgeschossen und dergestalt wild durcheinander gewachsen, von den mannigfaltigsten Schling- und Kletterpflanzen überwuchert und bedeckt, mit parasitischen Farnen, Orchideen und anderen Schmarozern überhäuft, ihre Ricken dergestalt mit einem bunten Gewirre der verschiedensten anderen Pflanzen ausgefüllt, daß es ganz unmöglich hält, den dichten Knäuel zu entwirren und die einzelnen durcheinander geflochtenen Gestalten von einander abzulösen.

Daß ein solches Djungle, gut ausgebildet, ohne Art und Feuer wirklich undurchdringlich ist, davon überzeugte ich mich schon beim ersten Versuche, in dasselbe einzudringen. Eine gute Stunde hatte ich gebraucht, um mich nur wenige Schritte in das Dickicht hineinzuarbeiten; dann aber stand ich völlig entmutigt von weiteren Versuchen ab, zerstoßen von Moskitos, zerbissen von Ameisen, mit zerrissenen Kleidern, blutenden Armen und Beinen, verwundet von tausend Stacheln und Dornen, mit denen die Kletterpalmen (*Calamus*), die Klettermalven (*Hibiscus*), die Euphorbien, Pantanen und eine Menge anderer Djunglepflanzen jeden Versuch abwehren, in ihr geheimnisvolles Labyrinth einzudringen. Aber umsonst war dieser Versuch doch nicht, denn ich lernte bei dieser Gelegenheit nicht allein den Charakter des Djungle im ganzen und besonders die Pracht seiner Bäume und Lianen kennen, sondern ich sah auch viele einzelne Pflanzengestalten und Tierformen, die für mich vom höchsten Interesse waren; ich sah die prächtige *Gloriosa superba*, die giftige Kletterlilie von Ceylon, mit ihrer goldroten Krone; den stacheligen *Hibiscus radiatus* mit großen schwefelgelben, im Grunde violetten Blumenkelchen, umflattert von riesigen schwarzen Schmetterlingen mit blutroten Flecken auf ihren schwanzförmigen

Flügelanhängen, von metallglänzenden Prachtkäfern u. s. w. Was mich aber am meisten freute, ich stieß hier gleich im ersten Djungle, das ich auf Ceylon betrat, auf die beiden meist charakteristischen Bewohner desselben aus den beiden höchsten Tierklassen, auf Papageien und Affen. Ein Schwarm grüner Papageien flog kreischend von einem hohen, weit über das Djungle vorragenden Baume auf, als er meiner Flinte ansichtig wurde; und ebenso sprang eine Herde großer schwarzer Affen unter knurrendem Geschrei eiligst in das Dickicht; weder von jenen noch von diesen gelang es mir, einen zu schießen; sie schienen die Wirkung des Feuergewehres sehr gut zu kennen. Ich tröstete mich aber damit, daß der erste Schuß, den ich heute tat, mir eine kolossale, über sechs Fuß lange Rieseneidechse lieferte, den merkwürdigen, von den abergläubischen Eingeborenen sehr gefürchteten *Hydrosaurus salvator*. Das gewaltige, krokodilähnliche Tier sonnte sich auf dem Rande eines nahen Wassergrabens, und der erste Schuß traf so glücklich in den Kopf, daß es augenblicklich verendete; trifft der Schuß andere Körperteile, so springen die zählebigen Tiere gewöhnlich rasch in das Wasser und verschwinden; mit ihrem mächtigen, hart gepanzerten und scharf schneidenden Schwanz können sie sich so gut verteidigen, daß ein Schlag desselben bisweilen eine gefährliche Wunde verursachen oder selbst ein Bein zerschmettern soll.

Nachdem wir mehrere Gräben durchwatet hatten, wanderten wir durch lichter Gehölz auf einem reizenden Pfade aufwärts zu einem bewaldeten Hügel, der durch einen Buddhatempel berühmt ist, den Gegenstand vieler Wallfahrten. Wir trafen hierbei auf mehrere Hüttengruppen, die im dichten Waldesschatten unter den säulengleichen Stämmen riesiger Bäume (Terminalien und Sapinden) wie Kinderspielzeuge aussahen. Weiterhin kamen wir auf eine sonnigere Lichtung, in der bunte Schmetterlinge und Vögel in großer Zahl umherflogen, besonders schöne Spechte und Waldtauben. Endlich

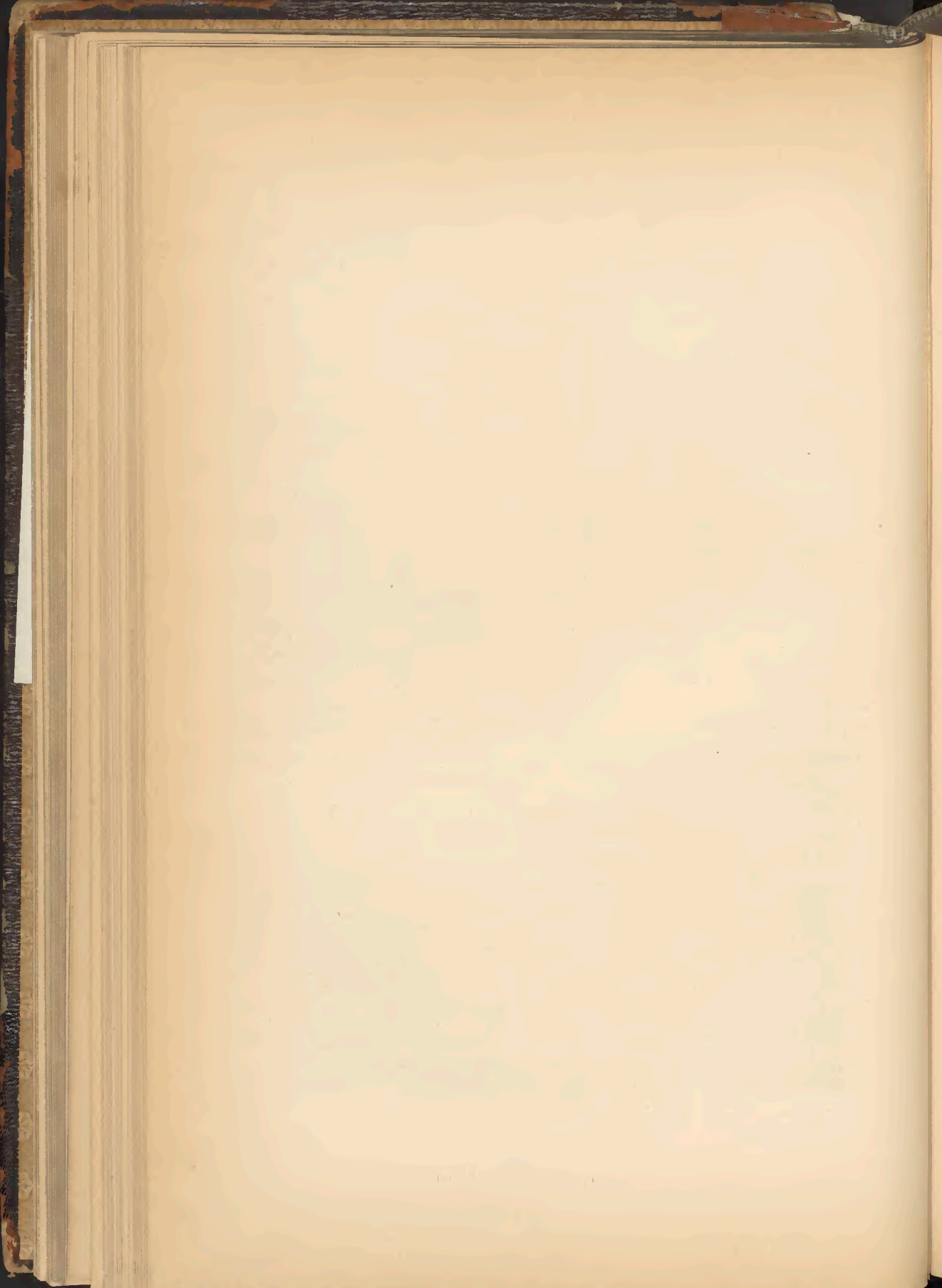
führte uns eine Treppe zwischen Talipotpalmen aufwärts zu dem Tempel. Dieser liegt ungemein malerisch mitten in hohem Walde, unter dem Schutze eines gewaltigen Granitfelsens verborgen. Eine weite natürliche Grotte, die wahrscheinlich künstlich erweitert ist, geht tief in die Unterseite der überhängenden Felsmasse hinein. Die Säulenhalle des Tempels (mit sechs Rundbogen an der Frontseite, drei an der schmalen Giebelseite) ist so in die Grotte hineingebaut, daß der nackte Felsen nicht allein die hintere Wand des Tempels bildet, sondern auch das Material für die liegende, an letztere angelehnte Kolossalstatue des Buddha selbst. Die Figur des Gottes ist in allen Buddhatempeln, die ich auf Ceylon besucht habe, stereotyp dieselbe, ebenso wie die monotone Wandmalerei, die an den inneren Tempelwänden Szenen aus seiner irdischen Lebensgeschichte darstellt. Dieselbe erinnert in ihrer steifen Zeichnung und den einfachen grellen (vorzugsweise gelben, braunen und roten) Farben vielfach an die altägyptischen Wandmalereien, obwohl sie im einzelnen sehr verschieden ist. Die liegende Kolossalfigur des Buddha, die auf dem rechten Arme ruht und in ein gelbes Gewand gekleidet ist, zeigt stets den gleichen apathischen und indifferenten Ausdruck und erinnert an das starre Lächeln der alten Ägineten-Statuen. Neben den meisten Buddha-tempeln findet sich eine sogenannte Dagoba, eine glockenförmige Kuppel ohne Öffnung, deren Inneres angeblich stets eine Reliquie des Gottes einschließt. Ihre Größe ist sehr verschieden, von der einer großen Kirchenglocke bis zum Umfange der Peterskuppel in Rom. In der Nähe der Dagoba steht gewöhnlich ein großer alter Bo-Baha oder heiliger Feigenbaum (*Ficus religiosa*). An vielen Orten von Ceylon gehören diese „Buddhabäume“ mit ihren mächtigen Stämmen, dem phantastisch verzweigten Wurzelwerk und der kolossalen Laubkrone zu den größten Zierden der malerischen Tempelumgebung; ihre herzförmigen, zugespitzten, langgestielten Blätter sind beständig in lispelnder Bewegung, gleich unserm zitternden Espenlaub.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Blühende Talipot-Palme.





Eine Felsentreppe hinter dem Tempel führt auf die obere Fläche des Felsens hinauf, von der man eine hübsche Aussicht über das benachbarte waldige Hügelland und weiterhin über die Ebene bis zum Flusse hat. Die nächste Umgebung des Tempels ist mit schönen Palmen- und Bananengruppen verziert, und hinter diesen bildet undurchdringliches Walddickicht mit Pianengeflecht einen geheimnisvollen Hintergrund, der Weihe des heiligen Ortes wohl entsprechend. Born kauerte auf einem Felsen an der Treppe als charakteristische Staffage ein alter, kahlköpfiger Buddhapriester in gelbem Talar. Während ich eine Aquarellskizze aufnahm, kletterte ein singhalesischer Knabe auf eine nahe Kokospalme und holte mir einige goldgelbe Früchte derselben herab. Ich fand das säuerlich-süße, kühle Wasser in ihrem Innern, die sogenannte „Kokosmilch“, die ich hier zum ersten Male kostete, bei der drückenden Mittagshitze außerordentlich erquickend.

Der Rückweg vom Felsentempel nach Kaduwella führte uns durch einen anderen Teil des Waldes, der wieder eine Anzahl neuer Insekten, Vögel und Pflanzen zeigte: unter anderen den berühmten Fiekbau (Tectonia grandis), sowie einige Riesene Exemplare der falkusförmigen Wolfsmilch (Euphorbia antiquorum) mit nackten blaugrünen prismatischen Ästen. Der letzte Teil des Weges, durch sumpfige Wiesenflächen, war tüchtig heiß, und nach der Rückkehr in das Rathaus war unser erstes ein Schwimmbad im Flusse, eine herrliche Erquickung, auf welche das nachfolgende fröhliche Frühstück doppelt mundete. Am Nachmittage setzte ich mit einigen aus der Gesellschaft auf einer Fähre über den Fluß und machte einen Streifzug in den Wald auf dem rechten (nördlichen) Ufer desselben. Hier lernte ich wieder eine Anzahl anderer, mir bis dahin unbekannter Pflanzenformen (namentlich Aroiden und Cannaceen) kennen und bewunderte aufs neue den außerordentlichen Reichtum der Flora, die hier auf engem Raume eine Fülle ihrer schönsten und mannigfaltigsten Produkte ver-

eint. An den Ufern des Flusses selbst bilden herrliche Bambusgruppen, abwechselnd mit Terminalien, Cedrelen und Mangroven, den vorwiegenden Waldbestand. Ich schoß einige grüne Waldtauben und große Eisvögel, doppelt so groß und so glänzend als unsere einheimischen.

Spät am Abend kehrten wir reichbeladen mit zoologischen, botanischen und artistischen Schätzen nach Colombo zurück. Ich habe nachher noch viele genußreiche Tage im Djungle und an den Flußufern von Ceylon verlebt (und zum Teil an viel schöneren, als das von Kaduwella war). Wie aber so oft im Leben die ersten Eindrücke von neuen und fremdartigen Gegenständen weitaus die tiefsten und bleibendsten sind, und von späteren, stärkeren derselben Art nicht verdunkelt werden, so wird mir auch der erste Tag im Djungle von Kaduwella immer unvergeßlich sein.

---

## VI. Peradenia.

In der Zentralprovinz von Ceylon liegt 1500 Fuß über dem Meere deren Hauptstadt, die frühere Königsstadt der Insel, das berühmte Candy, und nur wenige Meilen davon entfernt ein kleiner Ort, Peradenia, der vor 500 Jahren ebenfalls für kurze Zeit Residenz eines alten Königs war. In diesem Orte wurde 1819 von der englischen Regierung ein botanischer Garten angelegt, und Dr. Gardner mit dessen Direktion betraut. Sein Nachfolger, Dr. Thwaites, der verdienstvolle Verfasser einer ersten „Flora ceylanica“, tat während 30 Jahre alles, um diesen Garten seinen besonderen klimatischen und lokalen Vorzügen entsprechend auszubauen und zu heben. Als er vor wenigen Jahren zurücktrat, wurde Dr. Henry Trimen zum Direktor ernannt, und von diesem erhielt ich, kurz nach meiner Ankunft auf Ceylon, eine überaus freundliche Einladung. Ich folgte derselben um so lieber, als

ich von der seltenen Pflanzenpracht Peradenias schon in Europa viel gelesen und gehört hatte. Und meine hohen Erwartungen wurden nicht getäuscht. Wenn Ceylon in Wahrheit für den Botaniker wie für jeden Pflanzenfreund ein Paradies ist, so darf Peradenia wieder das Herz dieses botanischen Paradieses genannt werden.]

Peradenia und Kandy sind durch eine Eisenbahn (die erste in Ceylon) mit Colombo verbunden. Die Fahrzeit zwischen beiden Endpunkten beträgt 4—5 Stunden. Ich fuhr am 4. Dezember morgens 7 Uhr von der Zentralstation Colombos ab und war um 11 Uhr in Peradenia. Gleich allen echten „Europäern“ in Ceylon mußte ich erster Klasse fahren (Couleur blanche oblige). Zweiter Klasse fahren nur die gelben und gelbbraunen „Burger und Half-Casts“, die Nachkommen und Mischlinge der Portugiesen und Holländer. Und dritter Klasse fahren natürlich die „Natives“, die braunen Singhalesen und die schwarzbraunen Tamils. Mich wundert nur, daß man für die letzteren nicht noch eine vierte, und für die niedersten, am meisten verachteten Kasten, die „Low-Casts“, eine fünfte Wagenklasse eingerichtet hat. Die Natives sind übrigens große Freunde des Eisenbahnfahrens, des einzigen Vergnügens, für das sie viel Geld ausgeben, um so mehr als es billig ist. Gleich nach Eröffnung der Eisenbahn und bis auf den heutigen Tag fahren viele Eingeborene tagtäglich auf der wunderbaren Bahn hin und her, bloß des Vergnügens halber! Die Wagen sind lustig und leicht, diejenigen erster Klasse mit guten Schutzmaßregeln gegen das heiße Klima, breiten Schutzdächern und Jalousien versehen. Die Zugführer und die weißgekleideten, durch Sonnenhelme geschützten Schaffner sind Engländer. Gute Ordnung und Pünktlichkeit herrscht, wie auf allen englischen Bahnen.

Die ersten beiden Stunden der Eisenbahnfahrt von Colombo nach Peradenia führen durch Flachland, das größtenteils mit sumpfigem Djungle, abwechselnd mit Reisfeldern

und Sumpfwiesen bedeckt ist. Auf letzteren liegen zahlreiche schwarze Büffel, halb im Wasser; zierliche weiße Reiher lesen ihnen die Insekten ab. Weiterhin tritt die Bahn allmählich näher an das Gebirge heran, und bei der Station Rambukkana beginnt sie dasselbe zu erklimmen. Die einstündige Strecke zwischen dieser und der nächstfolgenden Station, Kaduganawa, gehört in landschaftlicher Beziehung zu den schönsten, die ich kenne. Die Bahn windet sich in vielen Krümmungen an dem steilen nördlichen Felsengehänge einer mächtigen weiten Talmulde aufwärts. Anfänglich wird der Blick noch vorzugsweise durch den mannigfaltigen Wechsel des nahen Vordergrundes gefesselt; mächtige graue Gneißblöcke erheben sich mitten aus den üppigen Massen dichtesten Waldes, welcher die engen Seitenschluchten erfüllt; Kianen in den zierlichsten Formen verschlingen die Wipfel der hoch daraus hervorragenden Bäume; reizende kleine Wasserfälle stürzen von den Höhen herab, und in der Nähe der Bahnlinie ist oft die schöne, jetzt selten besuchte, früher dicht befahrene Landstraße sichtbar, welche die englische Regierung von Colombo nach Kandy anlegte und die ihr die dauernde Herrschaft über letzteres erst ermöglichte.

Weiterhin schweift aber der Blick bald über den weiten grünen Talkessel, der zu unseren Füßen sich immer großartiger öffnet, bald zu den hohen blauen Bergketten, die sich an seiner jenseitigen, südlichen Wand stolz und starr erheben. Obwohl im ganzen die Gestalten der Hochlandberge einförmig und nicht sehr malerisch sind (meistens flachgewölbte Kuppen von Granit und Gneiß), so machen sich doch einzelne hervorragende Höhen besonders bemerkbar, so hier der abgestuzte Tafelberg, der den Namen des Bibelfelsen führt (Bible-Rock). Eine der großartigsten und überraschendsten Ansichten bietet aber der „Sensation-Rock“. Hier läuft die Bahn, nachdem sie durch mehrere Tunnels hindurchgetreten, unter überhängenden Felsen unmittelbar am Rande eines Abgrundes hin, der

fast senkrecht 1200—1400 Fuß in die grüne Tiefe hinabstürzt. Brausende Wasserfälle, die links von der hohen Felsenwand herabschäumen, gehen unter Brücken des Bahnkörpers hindurch und lösen sich rechts, mit gewaltigem Sprunge, in nebelhafte Staubbäche auf, ehe sie den Fuß des Abgrundes erreichen; im auffallenden Sonnenschein bilden sie schimmernde Frisbogen.

Der grüne Talgrund tief zu unseren Füßen ist teils mit Djungle, teils mit Kulturland bedeckt, in dem sich viele zerstreute Hütten, Gärten und terrassenförmig abgestufte Reisfelder erkennen lassen. Über dem niederen Gebüsch ragen allenthalben die Riesenstämme der mächtigen Talipot-Palme hervor, der stolzen Königin unter den Palmen von Ceylon (*Corypha umbraculifera*). Ihr ganz gerader weißer Stamm gleicht einer schlanken Marmorsäule und erreicht über 100 Fuß Höhe. Jedes einzelne von den fächerförmigen Blättern der mächtigen Gipfelkrone bedeckt einen Halbkreis von 12—16 Fuß Durchmesser, einen Flächenraum von 150—200 Quadratfuß; sie finden gleich allen Teilen der Pflanze vielfache Verwendung, namentlich als Schutzbach, sind aber besonders berühmt, weil sie bei den Singhalesen früher die Stelle des Papiers ausschließlich vertraten und auch jetzt noch vielfach als solches dienen. Die alten „Puskola“-Manuskripte in den Buddha-Klöstern sind alle mit eisernen Griffeln auf solches „Dla“-Papier geschrieben, auf schmale Streifen von Talipotblättern, welche gekocht und getrocknet wurden. Die stolze Talipotpalme blüht nur einmal in ihrem Leben, gewöhnlich zwischen dem 50. und 80. Lebensjahre; der stattliche, pyramidenförmige Blütenbusch, auf dem Gipfel unmittelbar oberhalb des Blätter-schopfes, erreicht die Länge von 30—40 Fuß und setzt sich aus Millionen kleiner, gelblich weißer Blüten zusammen; sind die Nüsse derselben gereift, so stirbt der Baum ab. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß gerade während meiner Anwesenheit eine seltene Menge von Talipotpalmen in Blüte standen; zwischen Rambukkana und Kadugannawa zählte ich deren über

60, auf der ganzen Bahnstrecke über 100. Viele Exkursionen wurden von Colombo hierher gemacht, um das seltene und großartige Schauspiel zu betrachten.

Auf dem Pässe von Kadugannawa, nahezu 2000 Fuß über dem Meere, hat die Eisenbahn sowohl, wie die benachbarte Landstraße ihren höchsten Punkt erreicht; zu Ehren des Erbauers der letzteren, Kapitän Dawson, steht hier eine leuchturmartige Denksäule. Wir befinden uns hier zugleich auf einer Wasserscheide. Die zahlreichen Bäche, die wir vorher gleich Silberfäden den grünen Samtgrund des Tales durchziehen sahen, laufen sämtlich entweder zum Kelany-Ganga oder zum Maha-Dhia, die beide auf der Westküste münden. Die Bäche hingegen an dem östlichen Sattel des Kadugannawa ergießen sich alle in den unweit südlich entspringenden Mahanelli-Ganga, den größten Fluß der Insel, der 134 englische Meilen lang ist und an der Ostküste bei Trinkomalie mündet. Längs der Ufer des letzteren, neben denen sich Pflanzungen von Zuckerrohr ausdehnen, führte uns die Bahn in einer Viertelstunde nach Peradenia hinab, der letzten Station vor Sandy.

Als ich um 11 Uhr in Peradenia anlangte, fand ich auf dem Bahnhofe bereits Dr. Trimen vor, der mich auf das freundlichste bewillkommnete und in seiner Kalesche nach dem eine englische Meile entfernten botanischen Garten führte. Unmittelbar vor letzterem überschreitet die Straße den schäumenden Fluß auf einer schönen Brücke von Satin-Wood, deren einziger Bogen über 200 Fuß Spannweite hat. Bei gewöhnlichem Wasserstande liegt dessen höchste Spannung etwa 70 Fuß über dem Flusse. Man bekommt aber eine Vorstellung von den ungeheuren Wassermassen, die nach heftigen Regengüssen in die Flüsse von Ceylon herabstürzen, wenn man erfährt, daß dann bisweilen der Wasserstand des Stromes um 50 bis 60 Fuß steigt und der Spiegel desselben nur 10—20 Fuß unter der Brücke liegt.

Zum Eingang in den Garten führt eine Allee von prachtvollen alten Gummibäumen (*Ficus elastica*). Das ist derselbe indische Baum, dessen eingedickter Milchsaft das Kautschuk liefert und von dem man bei uns im kalten Norden sehr häufig junge Pflanzen im geheizten Zimmer sieht, um an dem üppigen Saftgrün des dicken lederartigen eiförmigen Blattes sich zu erfreuen. Während aber bei uns solche Gummibäume, wenn ihre fingerdicken Stämme die Decke des Zimmers erreichen und einige fünfzig Blätter auf ihren paar Ästen tragen, bereits bewundert werden, entwickelt sich hier im heißen Vaterlande dieselbe Pflanze zu einer riesigen Baumgestalt ersten Ranges, welche mit unseren stolzesten Eichen metzeifert. Eine ungeheure Krone von vielen tausend Blättern bedeckt mit ihren mächtigen 40—50 Fuß langen und horizontal ausgestreckten Zweigen den Flächenraum eines stattlichen Palastes, und von der Basis des dicken Stammes geht unten eine Wurzelkrone aus, die oft zwischen 100 und 200 Fuß Durchmesser hat, weit mehr als die Höhe des ganzen Baumes beträgt. Diese erstaunliche Wurzelkrone besteht meistens aus 20—30 Hauptwurzeln, welche von ebenso vielen vortretenden Rippen des unteren Stammendes abgehen und gleich kriechenden Riesenschlangen sich über den Boden ausbreiten; der Gummibaum heißt daher auch bei den Eingeborenen „Schlangbaum“ und ist von Dichtern mit dem von Schlangen umwundenen Laokoon verglichen worden. Häufig erheben sich dabei zugleich die Wurzeln über den Boden gleich starken, senkrecht stehenden Brettern und bilden so mächtige Stützpfiler auf denen der Riesenstamm unbewegt dem Sturm Trotz bietet. Die Zwischenräume zwischen den Stützpfilern bilden förmliche Kammern oder Schilderhäuser, in denen sich ein aufrecht stehender Mann verstecken kann. Ähnliche Pfeilerwurzeln entwickeln sich übrigens hier auch bei anderen Riesensäulen aus verschiedenen Familien.

Kaum hatte ich meinem Erstaunen über diese Allee von

Schlangenbäumen Ausdruck gegeben, als bereits, unmittelbar nach dem Eintritt in das Gartentor, ein anderer wunderbarer Anblick das Auge fesselte. Da stand zur Begrüßung des Ankömmlings ein riesiges Palmenbukett, in welchem neben allen einheimischen Palmen der Insel auch eine Anzahl ausländischer Vertreter dieser edelsten Tropenbäume versammelt waren; alle bekränzt mit blumenreichen Schlingpflanzen und den Stamm geschmückt mit den zierlichsten Farnparasiten. Eine zweite, ähnliche, aber noch schönere und größere Palmengruppe stand weiterhin am Ende der Eingangsallee und war zudem noch von einem herrlichen Kranze von Blütenpflanzen umgeben. Unser Fahrweg bog hier nach beiden Seiten ab und führte links eine kleine Anhöhe zum Bungalow des Direktors hinauf. Das beneidenswerte Dasein desselben ist gleich den meisten Villen in Ceylon ein niedriges, einstöckiges Gebäude, von einer luftigen Veranda umgeben, deren weit vorspringendes Schuttdach von einer weißen Säulenreihe getragen wird. Säulen und Dach sind mit einer Fülle der schönsten Kletterpflanzen, großblütigen Orchideen, duftenden Vanillen, prächtigen Fuchsien und anderen bunten Blumen geschmückt; und eine auserlesene Sammlung der schönsten blühenden Prachtpflanzen und Farne ziert die Beete, die das Haus umgeben. Darüber erheben sich die schattenspendenden Kronen der edelsten indischen Bäume. Zahlreiche bunte Schmetterlinge und Käfer, Eidechsen und Vögel beleben das reizende Bild. Besonders niedlich nehmen sich darin aber die zierlichen, kleinen, dreistreifigen Eichhörnchen aus, die in den Gärten von Ceylon überaus häufig und sehr zutraulich sind (*Sciurus tristriatus*).

Da die Villa auf dem höchsten Hügel des Gartens liegt und unmittelbar unter derselben ein weiter sammetgrüner Rasenteppich sich herabsenkt, so umfaßt der Blick von der offenen Säulenhalle einen großen Teil des flacheren Gartens, mit einigen der schönsten Baumgruppen und mit einem Kranze hoher Bäume, welcher den Wiesengrund einschließt. Über





Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Schlängenbaum am Boralu-See.



diesen Parkwald erheben sich die bewaldeten Häupter der Bergkette, von denen der Talkessel von Peradenia umgeben ist. Der reißende Mahawellifluß strömt in weitem halbkreisförmigen Bogen um den ganzen Garten und trennt ihn von jener Bergkette. Der Garten liegt demnach eigentlich auf einer hufeisenförmigen Halbinsel; auf der Landseite, wo er an den Talgrund von Kandy anstößt, ist er durch eine hohe und undurchdringliche Hecke von dichtem Bambusgestrüpp, bewaffnet mit der dornigen Rotangpalme und anderen Kletterpflanzen, vollständig geschützt. Da nun auch das Klima (bei 1500 Fuß Meereshöhe) außerordentlich günstig ist, und die tropische Hitze des eingeschlossenen Talkessels im Verein mit großer Regenmenge, die sich an den benachbarten Bergen niederschlägt, aus dem Peradeniagarten ein natürliches Riesentreibhaus ersten Ranges macht, so läßt sich begreifen, daß hier die Tropenflora ihre wunderbare Schöpfungskraft im allerhöchsten Maße entfaltet.

Schon die erste Wanderung durch den Garten an der Hand des kenntnisreichen Direktors überzeugte mich davon, daß das in der That der Fall sei; und obgleich ich soviel von allen besonderen Reizen der üppigsten tropischen Vegetation gelesen und gehört, so lange ihren Anblick ersehnt und herbeigewünscht hatte, so übertraf doch jetzt der unmittelbare Genuß der fabelhaften Wirklichkeit in der That meine höchsten Erwartungen — und zwar, nachdem ich bereits in Bombay und in Colombo, sowie in der Umgebung dieser beiden Städte die wichtigsten Formen der Tropenflora hatte kennen lernen! In den vier Tagen, die ich jetzt in Peradenia verleben durfte, gewann ich für meine Anschauungen vom Leben und Wesen der Pflanzenwelt mehr, als durch das eifrigste botanische Studium zu Hause in ebensovielen Monaten. Ja, als ich zwei Monate später den Garten von Peradenia zum zweiten (und leider letzten!) Male betrat, und als ich noch drei glückliche Tage in diesem Paradiese verweilen durfte, da empfand

ich beim endlichen Scheiden zuletzt noch dasselbe hohe Entzücken, wie damals beim ersten Anblick desselben — nur mit ungleich tieferem Verständnis und gereifter Erkenntnis. Ich kann daher meinem lieben Freunde Dr. Trimen für seine gütige Gastfreundschaft und seine reiche Belehrung nicht dankbar genug sein; die sieben Tage in seinem reizenden Bungalow waren für mich sieben wahre Schöpfungstage!

Zur Zeit war in Peradenia auch noch ein anderer englischer Botaniker anwesend, Dr. Marshall Ward, der größtentheils in Deutschland seine Studien vollendet hatte, mit seinem offiziellen Titel: „Royal Cryptogamist“. Die englische Regierung hatte ihn vor zwei Jahren hierhergeschickt, um die „Coffee-Leaf-Disease“ zu studieren, die furchtbare Pilzkrankheit der Blätter des Kaffeebaumes, welche seit einer Reihe von Jahren mit zunehmender Heftigkeit in den Kaffeepflanzungen wüthet, einen großen Teil dieser kostbarsten Kulturpflanze der Insel zerstört und ungeheure Summen von Nationalvermögen vernichtet. Dr. Ward hatte eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen und Experimentaluntersuchungen über dieselbe angestellt und die Naturgeschichte des mikroskopischen rostähnlichen Pilzes (*Hemileja vastatrix*) vollständig bearbeitet; es war ihm aber leider nicht gelungen, irgend ein radikales Heilmittel dagegen zu finden. Zum Dank für seine mühseligen Arbeiten wurde er daher in der Presse — insbesondere von vielen Kaffeepflanzern — scharf angegriffen! Als ob es den Hunderten von Naturforschern, die in Europa bei derartigen Pilzepidemien mit den genauesten Untersuchungen beschäftigt sind, jedesmal gelungen wäre, auch gleich nach der genauen Erkenntnis der Krankheit ein Heilmittel für dieselbe zu finden! Bekanntlich ist das nur höchst selten der Fall. Überhaupt ist unter den vielen albernen Vorstellungen, denen man in unsern „gebildeten Kreisen“ alltäglich begegnet, sicherlich eine der törichtsten die, daß es „gegen jede Krankheit auch ein Mittel geben müsse!“ Der erfahrene Arzt und

Naturforscher, der die tatsächlichen Verhältnisse kennt, weiß, daß das nur sehr selten vorkommt, und wundert sich im Gegentheil eher darüber, daß überhaupt radikale Mittel gegen einzelne Krankheiten existieren (wie z. B. Chinin gegen Fieber).

Es würde natürlich viel zu weit führen und den geneigten Leser nur ermüden, wenn ich hier den vergeblichen Versuch wagen wollte, ihm ohne Beihilfe von Abbildungen eine ungefähre Vorstellung von dem botanischen Paradiese in Peradenia zu geben; selbst die zahlreichen Aquarellskizzen und Zeichnungen, die ich dort entworfen, würden dafür keine genügende Muthilfe liefern. Ich muß mich daher hier auf einige allgemeine Bemerkungen und Hervorhebung von einigen der wichtigsten Hauptformen beschränken. Weit entfernt davon, gleich den meisten unserer botanischen Gärten die Pflanzen in steifen Beeten, gleich Soldaten in Reihe und Glied, dem Besucher vorzuführen, ist die ganze Anlage des Gartens (der einen Flächenraum von mehr als 150 Acres umfaßt) vielmehr parkartig und ebenso auf ästhetische und physiognomische Wirkung, wie auf wissenschaftliche und systematische Belehrung berechnet. Die Hauptgruppen der Bäume, sowie der zusammengehörigen Pflanzenfamilien sind sehr anmutig auf schönen Rasenflächen verteilt, und gute Fahrwege führen von einer zur andern. In einem mehr versteckten Teile des Parks finden sich die weniger anziehenden Zuchtbeete und Pflanzschulen für die nützlichen Gewächse. Fast alle die zahlreichen Nutzpflanzen der Tropenzone (beider Hemisphären) sind hier vertreten, und von vielen werden Samen, Früchte und Ableger an die Pflanze und Gärtner der Insel verteilt. Der Garten hat dadurch seit vielen Jahren auch eine sehr bedeutende praktische Wirksamkeit entfaltet und sowohl als Versuchsstation wie als Akklimatisationsgarten sehr großen Nutzen gestiftet.

Die überaus günstigen klimatischen und topographischen Verhältnisse, unter denen der Garten gedeiht, würden ihn aber auch ganz vorzüglich zu einer weiteren, rein wissenschaftlichen

Verwertung eignen, zu einer botanischen Station. In ähnlicher Weise, wie unsere jungen Zoologen gegenwärtig in den neuerdings eingerichteten zoologischen Stationen an der Meeresküste (in Neapel, Roscoff, Brighton, Triest etc.) unschätzbare Hilfsquellen für ihre tiefere wissenschaftliche Ausbildung und Tätigkeit finden, würde auch ein junger Botaniker in der „botanischen Station“ zu Peradenia in einem Jahre mehr lernen und arbeiten können, als daheim unter viel ungünstigeren Verhältnissen in zehn Jahren! Bis jetzt ist gerade in der Tropenzone, der reichsten von allen, für solche Unterrichts- und Arbeitsanstalten noch sehr wenig getan. Wenn die englische Regierung in Peradenia eine botanische Station und in Galla (z. B. in dem reizenden, vorzüglich geeigneten Bungalow von Kapitän Bayley) eine zoologische Station errichten und unterhalten wollte, so würde sie damit, wie mit der Challenger-Expedition und mit ähnlichen großen wissenschaftlichen Unternehmungen, der Naturwissenschaft einen wichtigen Dienst leisten; sie würde damit aufs neue die Kontinental-Staaten von Europa beschämen, die ihr Geld hauptsächlich für Hinterlader und Kanonen verwenden!

Soll ich nun unter den vielen botanischen Wunderdingen von Peradenia wenigstens einige der wichtigsten kurz hervorheben, so muß ich wohl mit dem berühmten Riesenbambus beginnen, dem allgemeinen Erstaunen aller Besucher. Wandern wir vom Eingang des Gartens links nach dem Flusse hin und weiter an dessen reizendem Ufer entlang, so erblicken wir schon von fern ungeheure lichtgrüne Büsche von mehr als 100 Fuß Höhe und ebenso viel Breite, die ihr gewaltiges Haupt — gleich dem wallenden Federbusch eines Giganten — hoch über den Fluß und über den benachbarten Weg hinüber neigen, Schatten und Kühlung über beide verbreitend. Nähern wir uns, so sehen wir, daß jeder dieser Büsche aus zahlreichen (oft 60—80) zylindrischen schlanken Stämmen von einem Fuß Dicke besteht. Unten dicht nebeneinander gedrängt

und aus gemeinsamer Wurzel als Ausläufer eines kriechenden Stammes entsprossen, strahlen sie oben büschelförmig auseinander und tragen auf zarten nickenden Seitenzweigen eine dichte Fülle der zierlichsten Laubblätter. Und diese Riesenbäume sind nichts anderes als Gräser! Gleich allen Grasshalmen ist der mächtige hohle Rohrstamm in Knoten gegliedert; aber die Blattscheide, die bei unseren zarten Gräsern ein dünnes kleines Schüppchen am Grunde des Blattes darstellt, ist hier beim Riesenbambus eine feste, holzartige, vertiefte Platte, die ohne weitere Zubereitung als fester Panzer die ganze Brust eines starken Mannes decken kann. In einem einzelnen Stengelgliede kann ein dreijähriges Kind sich verstecken! Bekanntlich gehört der Bambus zu den nützlichsten Pflanzen der Tropenzone, und über die Anwendung, welche alle einzelnen Teile dieser Baumgräser bei den Eingeborenen finden, ließe sich eben so wie über diejenige der Palmen in der That ein ganzes Buch schreiben!

Nächst den Bambusen — oder auch vor diesen! — sind es natürlich wieder die Palmen, die unser Interesse vor allem fesseln. Außer den einheimischen Arten der Insel — die alle in Prachtexemplaren vertreten sind — finden wir da eine Menge von anderen Palmenspezies, welche theils dem Festlande von Indien, theils den Sundainseln und Australien, theils Afrika oder dem tropischen Amerika angehören: so z. B. die *Livistonia* von China mit ihrer riesigen Krone von Fächerblättern, die berühmte *Laodicea* von den Geschellen mit ihren kolossalen Blattfächern, die *Elaeis* oder Ölpalme von Guinea mit außerordentlich langen Fiederblättern, die berühmte *Mauritia* von Brasilien, die stolze *Oreodoxa* oder Königspalme von der Savanna zc. Von der letzteren hatte ich 1866 auf Teneriffa ein prachtvolles Riesenexemplar bewundert und gezeichnet, und war daher nicht wenig überrascht, hier in eine ganze stattliche Allee derselben einzutreten. Nicht minder interessant waren herrliche Gruppen

von stacheligen Kletterpalmen oder Rotangs (*Calamus*) mit zierlich geschwungenen Fiederblättern; ihr dünner, aber sehr fester und elastischer, fingerdicker Stamm klettert hoch in die Gipfel der höchsten Bäume hinauf und kann 300—500 Fuß Länge erreichen; sie gehören zu den längsten aller Pflanzen!

Aber der Mensch soll bekanntlich „nicht ungestraft unter Palmen wandeln!“ Während ich entzückt im hohen Grase am Flußufer unter der Riesenkrone einer Ölpalme umherwandelte und die Verschlingungen einer rankenden Kletterpalme aufmerksam verfolgte, fühlte ich plötzlich einige Stiche an den Beinen; beim Entblößen entdeckte ich ein paar kleine Blutegel, die sich an denselben festgebissen hatten, und zugleich über ein halbes Dutzend flinker Genossen, die mit erstaunlicher Schnelligkeit gleich Spannraupen an den Stiefeln emporkrochen. Ich hatte hier zum ersten Male die persönliche Bekanntschaft des berühmten Landblutegels von Ceylon gemacht, jener schrecklichen Landplage der schönen Insel, die unter den zahlreichen Plagen derselben eine der größten bildet und von der ich später noch so viel leiden sollte. Diese Blutegelart (*Haemobdella ceylanica*) gehört zu den kleinsten ihres Geschlechts, aber zugleich zu den unangenehmsten. Mit Ausnahme der Seeküste und des höheren Gebirgslandes sind sie überall auf der Insel in Busch und Wald milliardenweise verbreitet, und in manchen Wäldern (besonders an den Flußufern und im feuchten Djungle der Hügelandschaft und der niederen Berge) kann man keinen Schritt tun, ohne von ihnen angefallen zu werden. Sie kriechen nicht allein auf dem Boden allenthalben beutegierig umher, sondern auch auf Gesträuch und Bäumen; von da lassen sie sich häufig auf Kopf und Nacken des Wanderers herabfallen, während sie gewöhnlich allerdings an den Beinen heraufklettern; sie können sogar im Sprunge ihre Beute erreichen; vollgefogen erreichen sie die Größe eines kleinen medizinischen Blutegels; in nüchternem Zustande hingegen sind sie fadendünn, kaum  $\frac{1}{2}$  Zoll lang, und bohren sich mit großer



Geschwindigkeit durch die Maschen der Strümpfe hindurch. Oft fühlt man den Biß sofort, oft aber auch nicht; einmal in einer Abendgesellschaft bemerkte ich ihre Anwesenheit erst an den roten Blutstreifen, die an den weißen Beinkleidern herunterliefen.

Um sich der Blutegel zu entledigen, genügt ein Tropfen Zitronensaft, weshalb man auf den Spaziergängen im Unterlande stets eine kleine Zitrone in die Tasche steckt. Statt dessen wandte ich eben so oft einen Tropfen Karbolsäure oder Spiritus an, den ich zum Sammeln kleiner Tiere stets bei mir führte. Die Folgen des Bisses sind sehr verschieden. Personen mit sehr empfindlicher Haut (— zu welchen ich leider auch gehöre! —) haben noch mehrere Tage nach dem Bisse an heftigem Jucken der Wunde zu leiden, und nicht selten folgt eine mehr oder weniger unangenehme Entzündung der betreffenden Hautstelle. Da nun gerade an solchen entzündeten und erhitzten Stellen nachfolgende Blutegel gern wieder von neuem anbeißen, verschlimmert sich die beständig gereizte Wunde oft so, daß sie gefährlich werden kann. Als die Engländer 1815 Kandy eroberten, mußten sie sich vorher wochenlang durch das dichte Djungle des vorliegenden feuchten Hügellandes hindurcharbeiten und verloren dabei eine große Anzahl Soldaten durch die unaufhörlichen Angriffe zahlloser Blutegel. In Gegenden, wo sie besonders häufig sind, tragen die Europäer zum Schutze besondere „Leachgaiters,“ Strümpfe oder Gamaschen von Gummi oder von sehr dichtem Zeug, die unten über den Schuhen und oben über den Knien festgebunden werden. Ich schützte mich im Djungle dadurch, daß ich vor dem Ausgehen um meine hohen Jagdstiefel oben einen Ring von Karbolsäure strich, den die Blutegel niemals überschritten. In einigen Teilen der Insel machen sie aber durch ihre Masse — ebenso wie in anderen Teilen die Zeden oder Holzböcke (*Ixodes*) — den längeren Aufenthalt fast unmöglich.

Andere kleine Plagegeister im Garten von Peradenia (wie an allen wasserreichen Orten der Insel!) sind die Scharen der Moskitos und Stechfliegen; Moskitoneze über den Betten sind daher allgemein gebräuchlich. Viel gefährlicher aber als diese lästigen Insekten sind die giftigen Skorpione und Tausendfüßler, von denen ich hier Brachtexemplare sammelte; erstere einen halben, letztere einen ganzen Fuß lang!

Zu den schönsten Teilen von Peradenia gehört der Farn-  
garten. Unter dem dichten Schatten hoher Baumkronen und am kühlen Ufer eines rieselnden Baches findet sich da eine Gesellschaft von kleinen und großen, zarten und mächtigen, krautartigen und baumartigen Farnen versammelt, wie man sie nicht reizender und anmutiger denken kann. Der ganze Reiz der Gestaltung, welcher die zierlichen gefiederten Wedel unserer heimischen Farnkräuter auszeichnet, findet sich hier in einer unendlichen Mannigfaltigkeit verschiedener Arten variiert vor, von den einfachsten bis zu den höchst zusammengesetzten; und während einige niedliche Zwergfarnkräuter fast mit einem zierlichen kleinen Moose zu verwechseln sind, erreichen die riesigen Baumfarne, deren schlanke schwarze Stämme eine schöne Fiederkrone am Gipfel tragen, den stolzen Wuchs der Palme.

Gleich den Farnen sind auch die Farnpalmen oder Cycadeae, und nicht minder die zierlichen Selaginellen und Eycopodien, in Peradenia durch eine reiche Auswahl der interessantesten Arten vertreten, von sehr zarten, moosähnlichen Formen an bis zu robusten strauchartigen Riesenarten, die fast an die ausgestorbenen Baumlycopodien der Steinkohlenperiode erinnern. Überhaupt riesen mir viele Pflanzengruppen in diesem Garten die fossile Flora der Vorwelt ins Gedächtnis, wie sie der geniale Unger in seinen Bildern aus der Urwelt so trefflich dargestellt hat. Der Botaniker kann hier fast alle charakteristischen Familien der Tropenflora in ihren wichtigsten Repräsentanten lebend beobachten.

Soll ich schließlich noch zwei Erscheinungen hervorheben, die mir ganz besonders imponierten, so sind es erstens die Lianen und zweitens die Benyanen. Obgleich Kletter- und Schlingpflanzen auf der Insel überall in größter Fülle und Mannigfaltigkeit zu finden sind, so enthält doch der Peradenia-garten einzelne Prachtexemplare, wie sie sonst wohl selten vorkommen; so z. B. ganz kolossale Stämme von *Vitis*, *Cissus*, *Purtada*, *Bignonia*, *Ficus* &c. Ebenso gehören einige Benyanen (*Ficus indica*) mit ungeheuren Luftwurzeln und einige verwandte Arten der Feigenbäume (*Ficus galaxifera* &c.) zu den gewaltigsten und schönsten Baumgestalten, die ich in Ceylon sah.

Einer der ältesten Benyanenbäume, dessen mächtige Krone auf zahlreichen Pfeilerstämmen ruhte, bot einen ganz merkwürdigen Anblick; er war seines grünen Blattschmucks größtentheils beraubt, und seine kahlen Äste schienen mit großen braunen Früchten behängt zu sein. Wie erstaunte ich aber, als ich mich ihm näherte und als einzelne dieser Früchte sich ablösten und flatternd davonslogen! Es waren riesige Flederfüchse (*Pteropus*), aus jener merkwürdigen Gruppe der fruchtesressenden Fledermäuse, die auf die Tropenzone der alten Welt (Asien und Afrika) beschränkt sind. Einige wohlgezielte Schüsse brachten ein halbes Duzend derselben herab, worauf der ganze Schwarm (einige hundert Stück) sich auflöste und unter lautem Kreischen davon flog. Diejenigen herabgefallenen Tiere, welche nicht tödlich getroffen waren, wehrten sich auf das heftigste mit ihrem scharfen Gebiß und den spitzen Krallen, und es kostete einige Mühe, ehe ich sie mit Hilfe meines Jagdmessers vollständig bewältigt hatte. Der Körper dieser „fliegenden Hunde“ oder „fliegenden Füchse“ hat in bezug auf Gestalt, Größe und Farbe viel Ähnlichkeit mit einem Fuchse, namentlich auch der Kopf. Aber die Gliedmaßen sind, wie bei allen Fledermäusen, durch eine große Flughaut verbunden, mittelst deren sie sehr geschickt und schnell umherfliegen. Der

Flug ist sehr verschieden von demjenigen unserer Fledermäuse und gleicht vielmehr dem der Krähen. Die Flederfuchse nähren sich von Früchten und werden dadurch sehr schädlich; mit besonderer Vorliebe trinken sie den süßen Palmwein, und in den Gefäßen, welche die Singhalesen zum Sammeln desselben oben in den Palmkronen aufhängen, finden sie morgens beim Einsammeln nicht selten betrunkene Flederfuchse. Diese Neigung erklärt sich wohl hinlänglich aus der nahen Blutsverwandtschaft, die der phylogenetische Stammbaum der Säugtiere zwischen ihnen und den Affen — also auch dem Menschen — nachweist.

In dem fuchsröten Pelze der Flederfuchse fand ich große parasitische Insekten (*Nycteribia*) von seltsam spinnenähnlicher Form aus der Gruppe der Pupipara oder „Puppengebärer“. Das sind (gleich den Flöhen) Dipteren oder Fliegen, welche infolge ihrer parasitischen Lebensweise sich das Fliegen abgewöhnt und durch Nichtgebrauch ihre Flügel eingebüßt haben. Ihre Larven (oder Maden) entwickeln sich innerhalb des mütterlichen Körpers so weit, daß sie gleich nach der Geburt sich verpuppen und bald nachher ausschlüpfen. Die großen Nektarien der Flederhunde liefen sehr behende auf dem Körper ihrer Wirte umher, und auch auf meine Hand herüber, als ich sie zu fangen versuchte; sie verkrochen sich dann rasch in den Kleidern oder hielten sich mit ihren großen Krallen fest an der Haut an.

Aber auch noch eine interessante zoologische Bekanntschaft gefährlicherer Art sollte ich an demselben Tage machen. Als am Nachmittag ein heftiger Regen losbrach, und ich eben beschäftigt war, einen riesigen schwarzen Tausendfuß in die Spiritusbüchse zu stecken, kroch eine große Brillenschlange, die gefürchtete „Cobra di capello“ (*Naja tripudians*) durch die offene Gartentür in mein Schlafzimmer. Ich hatte sie nicht bemerkt, obgleich sie kaum einen Fuß von mir entfernt war, und wurde erst aufmerksam, als mein Diener mit dem lauten

Geschrei: „Cobra, Cobra!“ hereinstürzte. Mit seiner Hilfe wurde ich der stattlichen Giftschlange (von mehr als einem Meter Länge) bald Herr, und sie wanderte in dieselbe Spiritusbüchse, in der vorher eines der merkwürdigen schlangenähnlichen Amphibien, die Blindmühle (Caecilia), Platz genommen hatte. —

## VII. Kandy.

Unter den wenigen Städten, die Ceylon besitzt, genießt das kleine Kandy, obwohl es kaum als „Stadt“ bezeichnet werden kann, eines besonderen Rufes; teils als die gegenwärtige „Hauptstadt“ der gebirgigen Zentralprovinz, teils als die frühere Residenz der eingeborenen Kandy-Könige, teils aber — und ganz besonders — weil ein alter Tempel in Kandy den sogenannten „heiligen Zahn“ des Buddha enthält, eine der berühmtesten Reliquien dieser Religion. Abgesehen hiervon hatte ich in dem trefflichen Hauptwerke über Ceylon von Emerson Tennent eine überschwengliche Beschreibung von der unvergleichlich schönen Lage und Umgebung von Kandy gelesen; und auch die späteren Reisenden, die in ihren Beschreibungen meistens Tennent kopieren, wiederholen dieses enthusiastische Lob. Ich war daher nicht wenig auf Kandy gespannt, als ich am sonnigen Morgen des 6. Dezember von dem drei englische Meilen entfernten Peradenia aus dasselbe zum ersten Male besuchte.

Nun habe ich aber schon oft auf meinen vielen Reisen die Erfahrung gemacht, daß weltberühmte Punkte, die seit langer Zeit „Mode“ sind, und deren Lob ein Reisender dem andern nachzusingen sich verpflichtet fühlt, in der That kaum des Besuchs wert sind; während dicht daneben oft reizend schöne, aber unbekannte Stellen sich finden, an denen jeder — schon weil sie nicht im „Reisehandbuch“ stehen! — ahnungslos vorübergeht. So ging es mir denn auch hier in Ceylon

mit dem hochberühmten Kandy, und ich will nur gleich gestehen, daß mir der Besuch desselben von Anfang bis zu Ende eine große Enttäuschung brachte!

Die „stolze Königsstadt“ Kandy könnte eigentlich besser als ein „bescheidenes Dorf“ bezeichnet werden, dessen wenige Straßen mehr singhalesische Erdhütten als europäische Bungalows enthalten; beide sind nicht einmal auf eine „weiße Stadt“ (Fort) und eine „schwarze Stadt“ (Pettah) verteilt, wie es in Colombo, Galla, Matura und den anderen Städten der Insel der Fall ist. Zwei lange parallele Hauptstraßen sind gleich den wenigen Nebenstraßen, mit denen sie sich unter rechtem Winkel kreuzen, schnurgerade; der „reizende See“ aber, der vor der Stadt liegt und als ihre besondere Zierde gepriesen wird, ist ein kleiner künstlich zugeschnittener Teich, von rechteckiger Form: seine geradlinigen Ufer sind mit steifen, ebenfalls ganz geraden Baumalleen bepflanzt. Wenn man daher über den kleinen Talkessel, der Stadt und See umschließt, sich erhebt und auf einem der vielen künstlichen Promenadenwege einen der umgebenden Hügel besteigt, so ist der Anblick des ganzen steif und nüchtern, aber nichts weniger als malerisch. Ganz besonders wird die Szenerie außerdem durch ein neuerbautes großes Gefängnis mit hohen nackten Umfassungsmauern verunstaltet, viel zu groß und massig für die verhältnismäßig kleine Umgebung. Auch die grünen, teils kultivierten, teils bewaldeten Hügel, welche den Talkessel rings einschließen, und über die sich auf einigen Seiten höhere Berge erheben, bieten weder in Beziehung auf schöne Form noch auf malerische Gruppierung einen besonderen Reiz. So kam es denn, daß mein Skizzenbuch, welches ich mit den hoffnungsvollsten Absichten nach Kandy mitgenommen hatte, hier ganz leer blieb, und daß ich auch beim besten Willen hier nicht einen einzigen Punkt finden konnte, der eines Aquarells würdig gewesen wäre.

Das Hübscheste, was Kandy nach meinem Geschmacke auf-

zuweisen hat, ist der reizende Garten, welcher den modernen Palast des Gouverneurs umgibt. Er ist am Abhange eines Hügels geschmackvoll angelegt und enthält neben vielen prächtigen Bäumen eine Anzahl schöner Zierpflanzen, steht aber natürlich hinter dem Reichtum des benachbarten Peradenia weit zurück. Der Palast selbst, in dem ich später, einer freundlichen Einladung des Gouverneurs folgend, einen sehr angenehmen Abend zubrachte, enthält nur wenige, aber sehr weite und lustige, elegant ausgestattete Säle, umgeben von anmutigen Säulenhallen und Veranden. Zahlreiche Schlangen, Skorpione und anderes derartiges Tropengefindel, besonders aber zahlreiche Blutegel sollen jedoch den Aufenthalt im Palastgarten etwas ungemütlich machen.

Der sogenannte „Palast“ der alten Kandy-Könige, der in einiger Entfernung vor der Stadt nahe dem Seeufer steht, ist ein ebenerdiges düsteres Gebäude, dessen dunkle modrige Räume weder innerlich noch äußerlich irgend etwas Bemerkenswertes darbieten, mit Ausnahme der dichten Massen von Pilzen und anderen Kryptogamen, welche die dicken feuchten Steinmauern innen und außen überziehen. Eine in der Nähe befindliche offene, von Säulen getragene, „Königliche Audienzhalle“ wird gegenwärtig für die öffentlichen Verhandlungen des Distrikt-Gerichtshofes benutzt.

Auch der berühmte Buddha-Tempel von Kandy, der mit dem benachbarten Königspalaste durch eine Mauer in Verbindung steht und von einem Wassergraben umgeben ist, erfüllt nicht die an seinen großen Ruf geknüpften Erwartungen. Er ist von geringem Umfange, schlecht erhalten, ohne jeden besonderen Kunstwert. Die primitiven Wandmalereien desselben und die geschnitzten Verzierungen aus Holz und Elfenbein sind dieselben, welche auch in anderen Buddhatempeln wiederkehren. Da Kandy erst zu Ende des 16. Jahrhunderts zur Residenz der eingeborenen Könige von Ceylon erhoben und der Palast derselben sowohl als der zugehörige Tempel erst

um das Jahr 1600 erbaut wurden, so knüpft sich daran nicht einmal das Interesse hohen Alters. Ebenso wenig reales Interesse besitzt der weltberühmte „Buddha = Zahn“, der unter einer silbernen Glocke in einem achteckigen, mit spitzem Dache gedeckten Turme des Tempels verborgen gehalten wird. Obgleich dieser Zahn seit mehr als zwei Jahrtausenden für viele Millionen von abergläubischen Menschen Gegenstand andächtigster Verehrung und Anbetung bis auf den heutigen Tag geblieben ist, und obgleich derselbe sogar in der Geschichte von Ceylon (von Emerson Tennent ausführlich beschrieben) eine große Rolle spielt, so ist er doch in Wirklichkeit nichts anderes, als ein einfaches, roh geschnittes, fingerförmiges Stück Eisen von zwei Zoll Länge und ein Zoll Dicke. Der „echte Buddha-Zahn“ existiert sogar in mehreren Exemplaren; doch tut dies seiner Heiligkeit natürlich keinen Abbruch.

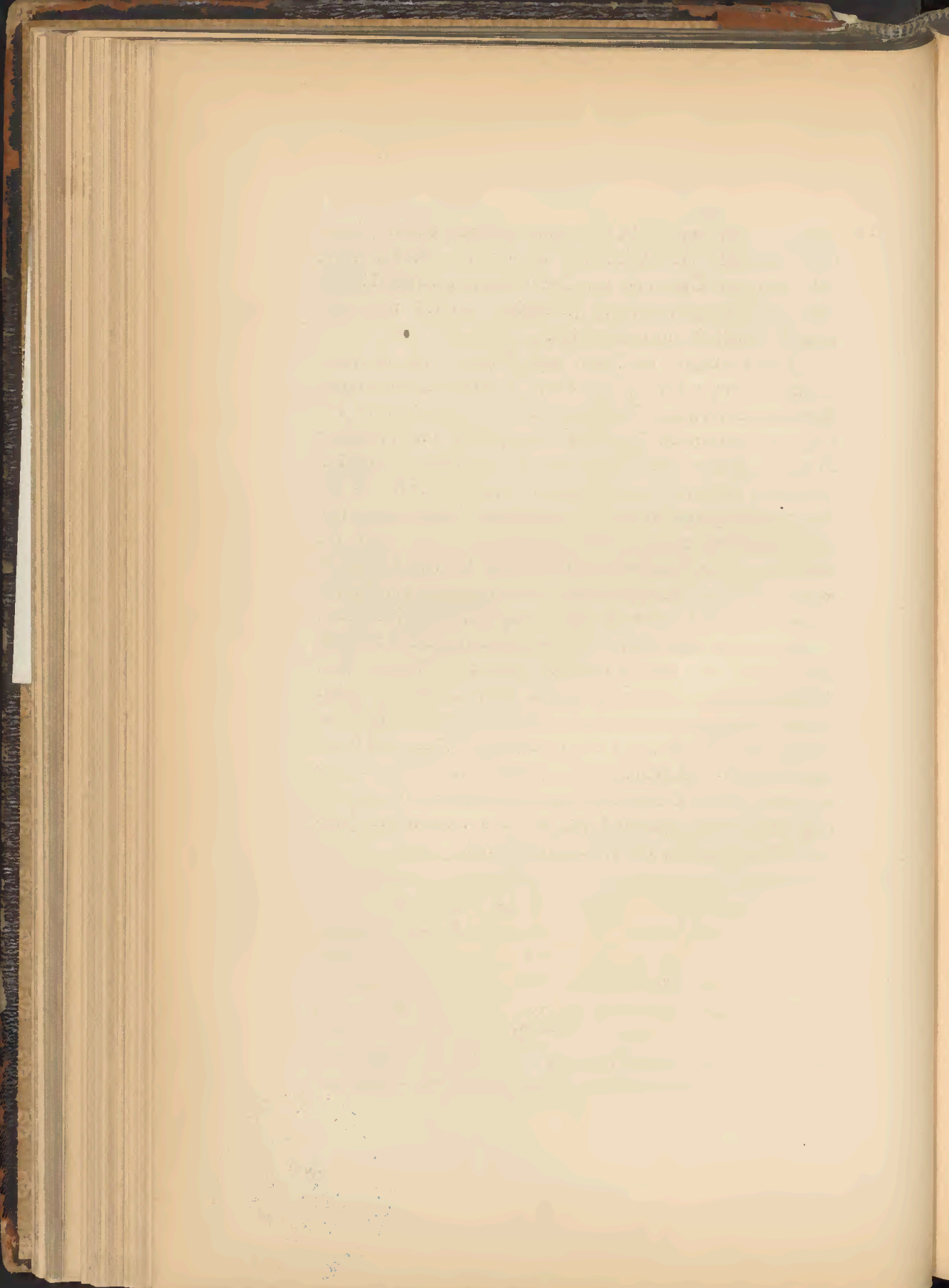
Von Kandy aus unternahm ich in Gesellschaft meiner beiden botanischen Freunde Trimen und Ward einen Ausflug nach dem einige Meilen entfernten Fairyland, um dort den Vorgänger von Trimen, Dr. Thwaites, zu besuchen. Derselbe führte die Direktion des botanischen Gartens von Peradenia 30 Jahre hindurch und zog sich dann vor einigen Jahren, als er in den wohlverdienten Ruhestand trat, in die stille Einsamkeit des Hochlandes zurück. Sein kleines Bungalow liegt ganz versteckt in einer hohen Gebirgsschlucht, etwa acht englische Meilen südlich von Kandy entfernt, rings umgeben von Kaffeepflanzungen. Es waren die ersten, welche ich betrat; da ich jedoch später im Hochlande tagelang durch Kaffeepflanzungen wanderte, will ich hier nicht bei ihrer Schilderung verweilen.

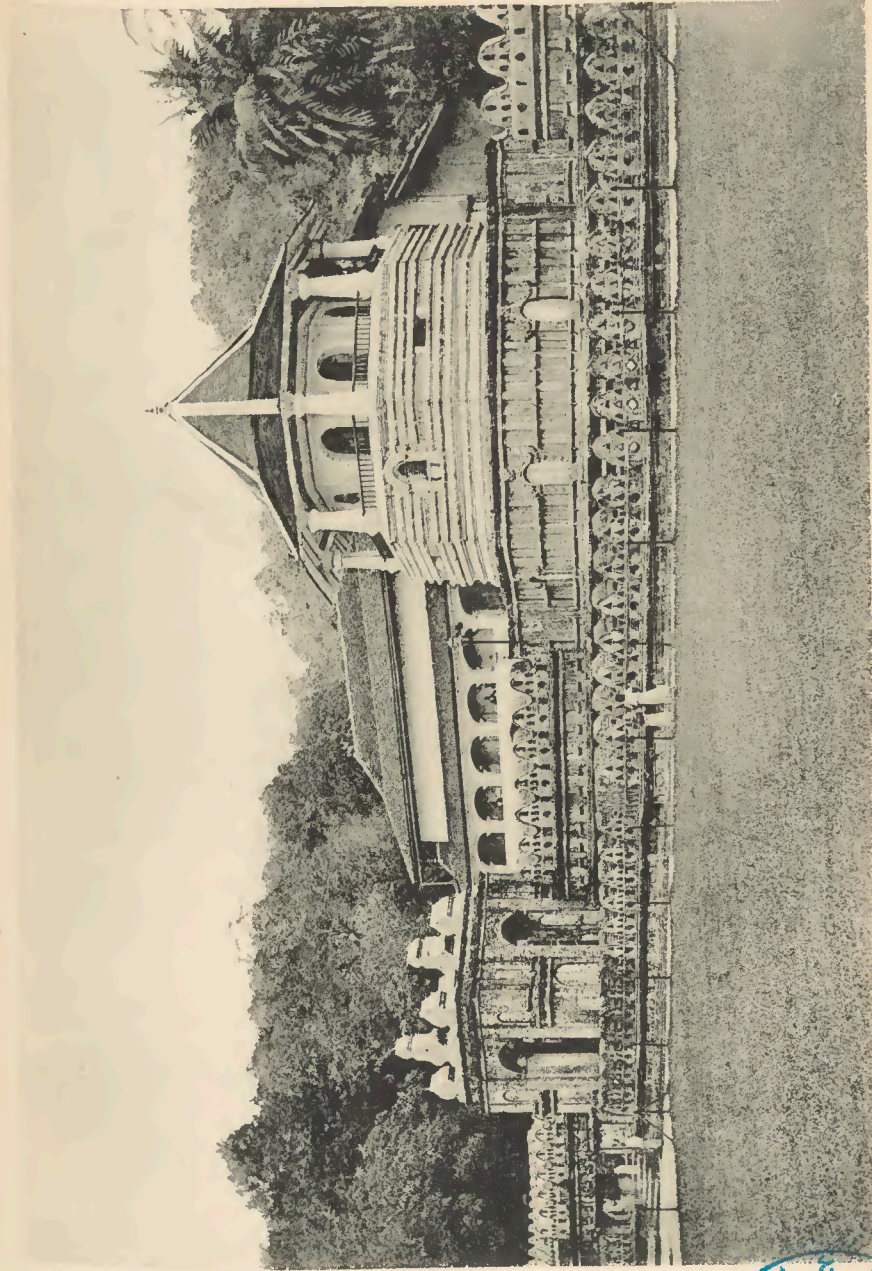
Dr. Thwaites ist der verdienstvolle Verfasser einer ersten Flora von Ceylon, die unter dem Titel „Enumeratio Plantarum Zeylanicae“ 1864 in London erschien. Er hat darin gegen 3000 verschiedene Gefäßpflanzen beschrieben, also etwa den dreißigsten Teil aller Pflanzenarten, die da-



mals von der ganzen Erde bekannt waren. Allein seitdem sind noch viele neue Arten auf der Insel entdeckt worden, und nach der Schätzung von Dr. Gardner dürfte dieselbe gegen 5000 Spezies besitzen; jedenfalls bedeutend mehr, als ganz Deutschland aufzuweisen hat.

Das Exemplar der Flora von Ceylon, das ich selbst bei mir führte, gehörte früher einem deutschen Botaniker aus Potsdam, Nietner. Derselbe war als junger Gärtner auf die Insel gekommen, hatte sich durch fleißige und umsichtige Tätigkeit später eine bedeutende Kaffeepflanzung erworben und war während eines Vierteljahrhunderts auch für die Naturgeschichte von Ceylon (insbesondere durch Entdeckung neuer Insekten) vielfach tätig; leider starb er kurz vor der Rückkehr in die deutsche Heimat. Seine Witwe, die gegenwärtig wieder in Potsdam lebt, und von der ich vor Antritt meiner Reise viele wertvolle Mitteilungen und Instruktionen erhielt, hatte in freundlichster Weise mir neben anderen Büchern ihres verstorbenen Gatten auch die Flora von Thwaites zum Geschenk gemacht, die der Verfasser selbst letzterem dediziert hatte. Es war nun keine geringe Freude für den trefflichen alten Herrn, als ich ihm dieses Exemplar der Flora mit seiner eigenhändigen Dedikation zeigte; jedenfalls war es das erste Exemplar seines Werkes, welches ein Botaniker von Ceylon nach Deutschland gebracht hatte, und das nun in der Hand eines Zoologen nach der Insel zurückkehrte!





Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Buddha-Tempel in Kandy.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.





VIII. IX.

Die Galla-Colombo-Straße und  
Punto-Galla.

---



### VIII. Die Galla-Colombo-Strasse.

Die ersten beiden Wochen in Ceylon waren mir in beständigem Schauen und Staunen wie ein Traum verflossen. Ich hatte in Colombo die wichtigsten Eigentümlichkeiten der singhalesischen Natur und Menschenwelt kennen gelernt und in Peradenia die erstaunliche Gestaltungskraft der tropischen Flora bewundert. Nun mußte ich daran denken, den wissenschaftlichen Hauptzweck meiner Reise, die Untersuchung der vielgestaltigen und zum großen Teil noch so wenig bekannten indischen Seetiere zur Ausführung zu bringen. Insbesondere war ich höchst gespannt, diejenigen Tierklassen, mit deren Studium ich mich seit mehreren Dezennien besonders eingehend befaßt hatte: Moneren und Radiolarien, Spongien und Korallen, Medusen und Siphonophoren, an den Gestaden von Ceylon weiter zu erforschen; ich durfte hoffen, hier ganz neue Gestaltungsverhältnisse zu finden, welche dieselben unter dem Einfluß der Tropensonne und der indischen Lebensbedingungen entwickeln.

Die Bedingungen, unter denen die genannten Seetierklassen zu ihrer vollen Entwicklung gelangen, sind vielfach eigentümlich, und es ist keineswegs gleichgültig, welchen Küstenort wir zu ihrer Erforschung aussuchen. Nicht allein die verschiedene Beschaffenheit des Meerwassers — Salzgehalt, Reinheit, Temperatur, Strömung, Tiefe des Meeres, — sondern

gleicherweise (und oft in höherem Maße) die Beschaffenheit der benachbarten Küste (ob felsig oder sandig, aus Kalk oder Schiefer gebildet, ob reich oder arm an Vegetation) wirkt vielfach und bedeutend auf die Entwicklung der marinen Fauna. Insbesondere kann der geringere oder größere Zufluß von Süßwasser, sowie die schwächere oder stärkere Brandung der Wellen, die Existenz gewisser Seetiergruppen ebenso begünstigen, wie sie diejenige von anderen Gruppen verhindert. Für die massenhafte Entwicklung derjenigen Abteilungen von schwimmenden Seetieren, deren Untersuchung mir besonders interessant war: Radiolarien, Medusen, Siphonophoren, sind vorzüglich günstig Meeresbuchten mit tiefem, klarem und stillem Wasser, geschützt durch vorspringende felsige Landzungen, frei von größeren Süßwasserzuflüssen, und ausgestattet mit Strömungen, welche schwimmende Seetierscharen hineinführen. Solchen günstigen Verhältnissen verdanken z. B. im Mittelmeer das Hafenbecken von Messina, der Golf von Neapel, die Bucht von Villafranca den großen Ruf, in dem sie seit Jahrzehnten bei uns Zoologen stehen.

Ein Blick auf die Karte von Indien belehrt uns nun, daß dergleichen geschützte Buchten hier äußerst wenig entwickelt sind, viel seltener und unbedeutender, als an den reich gegliederten und vielfach ausgeschnittenen Küsten unseres unvergleichlichen Mittelmeeres. An dem Gestade von Ceylon sind überhaupt nur drei solche Buchten vorhanden: an der südwestlichen Küste die beiden schönen Hafenbecken von Galla und Belligemma, an der nordöstlichen Küste der ausgezeichnete, große und inselreiche Golf von Trinkomalie. Dieser letztere wurde schon von Nelson für einen der besten Häfen der Welt erklärt. Die englische Regierung, die in allen Erdteilen die wichtigsten, für ihre Weltherrschaft günstigsten Stützpunkte ebenso scharfblickend erkennt als zweckentsprechend und ausgiebig benützt, säumte nach der Besitzergreifung von Ceylon nicht, Trinkomalie zu dessen Kriegshafen zu erheben und mit



allen dazu gehörigen Verteidigungsmitteln reichlich auszustatten. Schon die Holländer hatten auf zwei vorspringenden Landzungen zum Schutze des Hafens zwei kleine Festungen erbaut: Fort Frederik im Nordosten, Fort Ostenburg im Süden. Von den Engländern wurden diese Fortifikationen verstärkt und weiter ausgebaut, sowie auch für die Hebung der kleinen Stadt vieles getan. Trotzdem bleibt vieles zu tun noch übrig, besonders, wenn man bedenkt, daß Trinkomalie der mächtigste und wichtigste Schutzhafen für das ganze englische Indien ist. In dem Kampfe, den das britische Weltreich früher oder später um den Besitz Indiens zu führen haben wird, dürfte dieser feste Platz voraussichtlich die größte Rolle spielen.

Der Hafen von Trinkomalie, ausgezeichnet nicht allein durch seine Größe und Tiefe, sondern auch durch seine reiche Küstengliederung und durch eine Anzahl bewaldeter Inseln, die seinen Eingang bewachen, läßt schon von vornherein eine besonders reiche Entfaltung des Seetierlebens erwarten. Und in der That scheinen viele Gruppen von Seetieren, vorzüglich die auf felsigem Boden kriechenden Weichtiere und Sterntiere (Mollusken und Schinodermen) hier eine größere Fülle verschiedener Arten zu bilden, als an den meisten übrigen Küstpunkten der Insel. Insbesondere ist sein Reichthum an schönen Conchylien, prächtig gefärbten Schnecken, und zierlich geformten Muscheln, seit langer Zeit berühmt. Auch haben einzelne Zoologen, die Trinkomalie früher besuchten, dort viele neue Tierformen entdeckt. Es war daher natürlich, daß ich auf diesen Punkt vor allen anderen meine Aufmerksamkeit richtete und wenigstens einen Monat dort zu fischen beschloß. Allein als es an die Ausführung dieses Planes ging, stellten sich leider unübersteigliche Hindernisse derselben entgegen.

Die Verbindung von Trinkomalie mit den Hauptstädten der Insel ist noch heutzutage sehr unvollkommen und läßt viel zu wünschen übrig; ebensowohl zu Wasser als zu Lande. Für die projektierte Eisenbahn von Kandy nach Trinkomalie ist noch

nichts geschehen. Da Kandy fast in der Mitte zwischen der westlichen und östlichen Küste liegt, und mit der ersteren durch die Colombo-Eisenbahn schon seit Jahren verbunden ist, so erscheint die Fortsetzung der letzteren nach der Ostküste als eine Notwendigkeit, besonders angesichts der hohen strategischen Bedeutung von Trinkomalie und der Vorzüglichkeit seines Hafens, der in merkantilischer Beziehung noch sehr wenig benutzt ist. Trotzdem kann man auch gegenwärtig von Kandy nach Trinkomalie nur auf beschwerlichen Wegen gelangen, die tagelang durch dichte unbewohnte Wälder führen. Zudem war gerade Anfang Dezember, als ich diese Reise unternehmen wollte, der Zustand jener Wege besonders schlecht. Die heftigen Regengüsse des Südwest-Monsun hatten mehrere Brücken weggeschwemmt und ganze Strecken der Straße unfahrbar gemacht. Ich mußte fürchten, daß die Ochsenkarren, die meine 16 Kisten mit Instrumenten zc. dorthin bringen sollten, unterwegs stecken bleiben oder nur unter großen Hindernissen und Beschädigungen Trinkomalie erreichen würden.

Nicht besser aber stand es leider mit dem Seewege. Die Regierung schickt allmonatlich einen kleinen Küstendampfer, den „Serendib“, zweimal um die ganze Insel herum, einmal mit der nördlichen, das andre Mal mit der südlichen Hälfte beginnend. Dieser kleine Dampfer vermittelt die einzige regelmäßige und direkte Kommunikation zwischen den Hauptpunkten der Küste; im übrigen verkehren zwischen denselben nur unsichere und mangelhafte Segelboote. Nun wollte es aber das Mißgeschick, daß gerade zu jener Zeit, als ich auf dem „Serendib“ nach Trinkomalie fahren wollte, derselbe im Sturme Havarie erlitten hatte und behufs Reparatur nach Bombay geschleppt worden war. Ich mußte also zunächst auf den Besuch von Trinkomalie verzichten und ihn auf spätere Zeit verschieben. Zu meinem großen Bedauern kam aber auch später inolge anderer Hindernisse dieser Plan nicht zur Ausführung.

Zunächst blieb mir nichts anderes übrig, als mich nach

der Südwestküste zu wenden, und mein zoologisches Laboratorium entweder in Galla oder in Belligemma aufzuschlagen. Galla (oder Point de Galle), die bedeutendste Hafenstadt der Insel, die bis vor wenigen Jahren die Hauptstation aller Indienfahrer und der gewöhnliche Ankunftsplatz der europäischen Reisenden war, bot mir den Vorteil europäischer Zivilisation, leichtere Beschaffung der nötigsten Hilfsmittel und beständigen Verkehr mit gebildeten Engländern. Ich konnte dort sicher darauf rechnen, in dem schönen großen Hafen mit europäischen Booten zu fischen, auf den berühmten Korallenbänken eine Fülle interessanter Seetiere zu finden und diese mit verhältnismäßiger Leichtigkeit und Bequemlichkeit zu untersuchen und zu verpacken. Außerdem hatte ich den Vorteil, daß schon andere Zoologen vor mir dort gearbeitet und die Bekanntschaft mit Örtlichkeit und Tierwelt erleichtert hatten; insbesondere enthält Ranfomnets' schönes Werk viele wichtige Bemerkungen über die dortigen Korallenbänke.

Ganz andere Verhältnisse mußte ich in Belligemma erwarten. Die schöne und geschützte Bucht dieses Ortes, fünfzehn Meilen südlich von Galla (halbwegs zwischen diesem und Matura, der Südspitze der Insel gelegen), besaß zwar bezüglich der Korallenbänke und der sonstigen topographischen und zoologischen Verhältnisse voraussichtlich viel Ähnlichkeit mit Galla; sie hatte aber, selten besucht und wenig erforscht, den großen Reiz des Neuen und Unbekannten voraus. Die tropische Vegetation und die ganze Szenerie war nach allem, was ich darüber gelesen und gehört, noch schöner und reicher als in Galla. Ganz besonders aber reizte mich der Umstand, daß ich hier einmal auf einige Monate dem Zwange und der Unnatur unseres Kulturlebens gänzlich entfliehen konnte; ich durfte hoffen, inmitten aller Reize der üppigsten tropischen Natur mich ungestört ihrem Genuße hinzugeben, und mitten unter einfachen Naturmenschen eine Vorstellung von dem geträumten paradiesischen Urzustande unseres Geschlechts zu ge-

winnen. Denn Belligemma ist nichts weiter als ein großes, rein singhalesisches Dorf, bewohnt von Fischern, Hirten und Bauern; seine 4000 braunen Einwohner, unter denen sich kein einziger Europäer befindet, leben nur zum kleineren Teil im Dorfe selbst, am Strande der malerischen Bucht, zum größten Teile zerstreut in Hütten, welche sich auf einen großen Flächenraum des herrlichsten Kokoswaldes verteilen. Ganz allein in dem einsamen und stillen Kasthause von Belligemma durfte ich außerdem hoffen, meine Arbeiten zusammenhängender und ungestörter auszuführen als in dem geselligen Galla unter vielen wohlwollenden Freunden und neugierigen Bekannten. Freilich mußte ich aber auch darauf gefaßt sein, für die Einrichtung meines zoologischen Laboratoriums und die Ausführung meiner Arbeiten hier auf viel größere Schwierigkeiten zu stoßen; möglicherweise konnten unvorhergesehene und unüberwindliche Hindernisse meine Pläne viel eher vereiteln als in Galla.

Nach längerem Schwanken, und nachdem ich alle für und wider sprechenden Gründe reiflich erwogen, entschied ich mich endlich für Belligemma, und ich hatte diese Wahl nicht zu bereuen. Die sechs Wochen, die ich dort verlebte, überreich an den wunderbarsten Eindrücken, werden mir immer unvergeßlich sein und bilden in dem Kranze meiner indischen Reiseerinnerungen eine der duftigsten und buntesten Blumengruppen. Wenn ich auch für meine speziellen zoologischen Arbeiten vieles besser und bequemer in Galla gefunden hätte, so gewann ich doch für meine allgemeine Naturanschauung und Menschenkenntnis weit mehr in dem reizenden Belligemma.

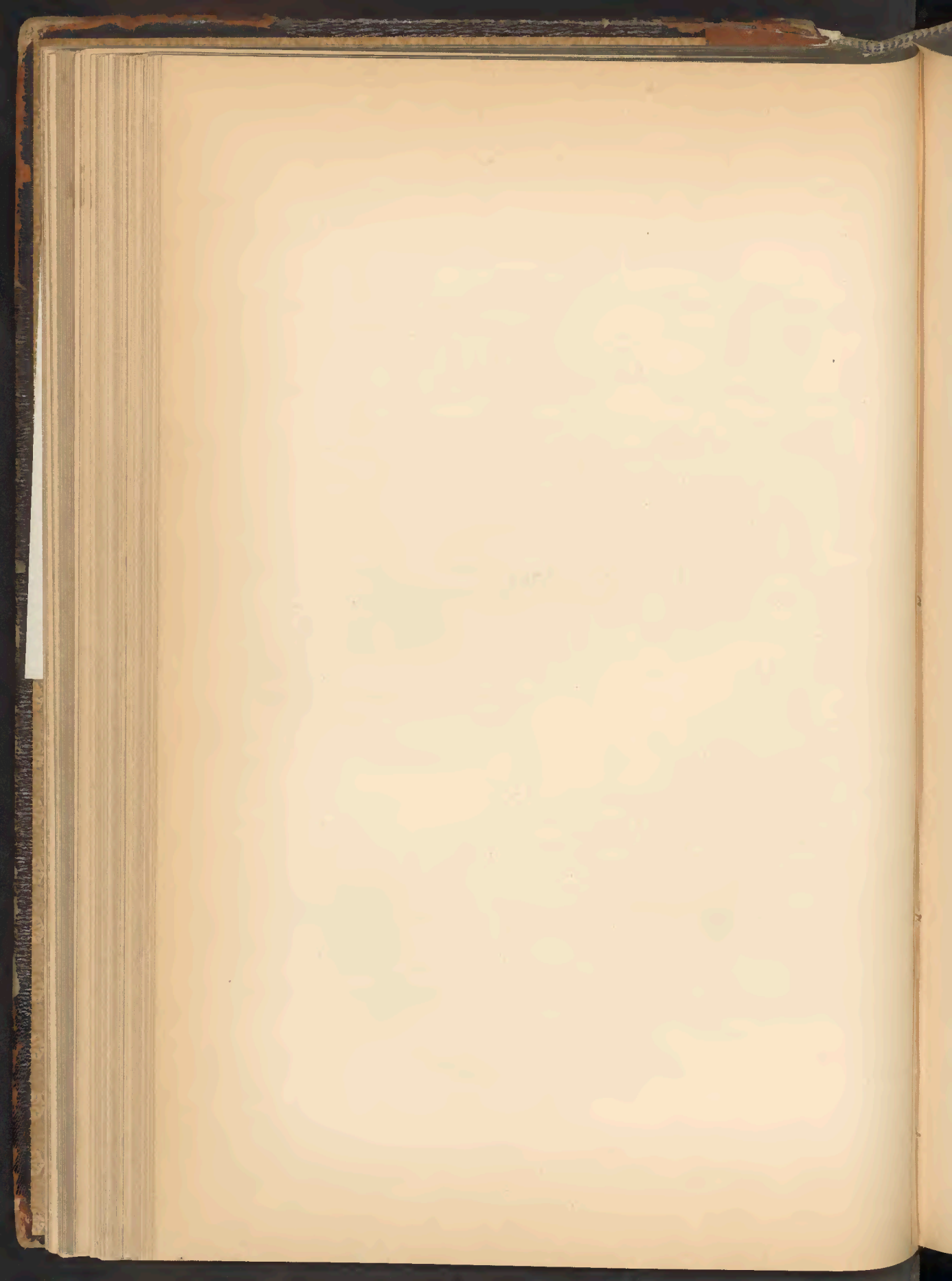
Natürlich mußte ich für einen längeren Aufenthalt in diesem einfachen Fischerdorfe zahlreiche Vorbereitungen treffen. Da das einzige Unterkommen in demselben durch das Regierungskasthaus geboten wird, und da der Aufenthalt in solchen Kasthäusern nicht über drei Tage dauern darf, so erbat ich zunächst die Erlaubnis, dasselbe für mehrere Monate bewohnen zu dürfen. Der Gouverneur von Ceylon, Sir James



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Zebu-Karren (Bullock-Hackery).



Bongden, an den ich von der englischen Regierung besonders empfohlen war, und dem ich für seine freundliche Aufnahme hier meinen besten Dank abstatte, ließ mir ein Empfehlungsschreiben an den Präsidenten der Südprominz ausfertigen, in dem mir nicht nur jene Erlaubnis gewährt, sondern auch sämtliche Regierungsbeamte angewiesen wurden, mir in jeder Weise gefällig und dienstbar zu sein. Bei der musterhaften Ordnung und Disziplin des Regierungsmechanismus, die in den englischen Kolonien ebenso wie im Mutterlande herrscht, ist eine solche offizielle Empfehlung des Gouverneurs ein unschätzbare und oft ein unentbehrlicher Talisman. Ganz besonders gilt das von Ceylon, da diese Insel von der Regierung Indiens unabhängig ist und unmittelbar unter dem Kolonialministerium in London steht: der Gouverneur ist ziemlich unumschränkter Alleinherrscher und kehrt sich an die Beschlüsse seines bloß beratenden Parlamentes sehr wenig. Man schiebt dieser absolutistischen Regierungsform, die gar nicht nach dem Geschmacke der konstitutionellen Engländer ist, den größten Teil der vielen Mängel zu, unter denen die Verwaltung der schönen Insel leidet. Einer der größten ist aber jedenfalls der, daß der Gouverneur die Zügel der Regierung nicht länger als vier Jahre führen darf — ein viel zu kurzer Zeitraum, der kaum ausreicht, die Insel gehörig kennen zu lernen. Allein unter den eigentümlichen Verhältnissen ihrer Bevölkerung, bei dem Umstande, daß unter den 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Einwohnern sich nur 3000 Europäer befinden, ist die Konzentration der Regierungsgewalt in einer Hand auch in vieler Beziehung vorteilhaft. Im allgemeinen gewann ich bei näherer Bekanntschaft mit den Verhältnissen die Überzeugung, daß auch hier, wie in den meisten anderen Kolonien, der praktische Sinn der Engländer regelmäßig das Richtige trifft und die Verwaltung mit größerer Umsicht und Einsicht leitet, als es der Mehrzahl der anderen Kulturvölker möglich sein würde.

Nachdem ich mich auch für Galla mit Empfehlungen versehen und noch mancherlei Einkäufe für die Ausstattung meines Aufenthaltes in Belligemma besorgt hatte, packte ich meine 16 Kisten auf einen großen zweiräderigen Ochsenkarren, der dieselben innerhalb 8 Tagen bis Galla befördern sollte. Diese Bullock-Carts sind in ganz Ceylon, soweit Fahrstraßen existieren, die allgemein gebräuchlichen Lastfuhrwerke. Die größten Karren nehmen bis 40 Zentner Last auf ihre beiden gewaltigen Räder und werden von 4 starken Buckelochsen (oder Zebus) der größten Rasse gezogen. Das Joch der Deichsel wird nicht an der Stirn befestigt, sondern einfach auf den Nacken gelegt, unmittelbar vor dem Fetthöcker, der als Widerhalt dient. Der ganze Karren ist von einem tonnenförmigen Dach überwölbt, das aus gekreuzten Blattfiedern der Kokospalme gefertigt ist und dessen dichtes doppeltes Geflecht die darunter geborgene Fracht auch vor den heftigsten Regengüssen schützt. Matten aus gleichem Geflecht werden auch vorn und hinten vor dem Eingang des Gewölbes befestigt. Die Last muß kunstgerecht so gleichmäßig verteilt werden, daß der Schwerpunkt in der Mitte über der Ase des Räderpaares ruht. Der Fuhrmann sitzt vorn auf der Deichsel unmittelbar hinter den Ochsen oder er geht zwischen ihnen; unaufhörlich treibt er die Tiere durch Rufen oder durch Reiben des Schwanzes zwischen den Hinterbeinen zu rascherem Gange an. Hunderte solcher Ochsenkarren, bald mit zwei, bald mit vier Zebus bespannt, bilden die beständige Staffage aller Landstraßen. Dazwischen bewegen sich dann in rascherem Gange oder selbst in munterem Trabe die kleinen Ochsendroschken: „Bullock-Bandyys“ oder „Hackerys“; das sind leichtere zweiräderige Karren derselben Form, die von einem niedlichen schnellfüßigen Laufochsen gezogen werden.

Am 9. Dezember verließ ich das freundliche Whist-Bungalow, begleitet von den herzlichen Wünschen und guten Ratsschlägen meiner lieben Gastfreunde. Die Fahrt von Colombo



bis Galla bildet ein stehendes Lieblingskapitel in allen Reisebeschreibungen von Ceylon. Da bis vor wenigen Jahren alle Postdampfer zuerst in Galla landeten, und da der erste Ausflug der Reisenden stets von dort nach der Hauptstadt gerichtet war, so wurden die Ankömmlinge auf dieser Strecke zuerst mit den Naturschönheiten der Insel bekannt. Allerdings sind dieselben aber auch hier im ganzen recht reich und üppig entwickelt; der Kokospark mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von reizenden Bildern, wie ich sie zuerst auf der Exkursion nach Kaduwella sah, nimmt einen breiten Küstenstrich in dem ganzen südwestlichen Teile der Insel ein. Bald schlängelt sich die Straße mitten durch denselben hin, bald berührt sie unmittelbar die felsige oder sandige Meeresküste, bald durchschneidet sie dichtere Waldpartien, oder geht auf Brücken über die zahlreichen kleinen Flüsse, die an der Westküste münden.

Während früher die ganze Strecke von Colombo bis Galla nur mit Wagen befahren wurde, ist gegenwärtig im ersten Drittel derselben eine Eisenbahn an die Stelle der Fahrstraße getreten. Die Bahn hält sich ebenfalls ganz nahe der Küste, durchschneidet fast geradlinig in südlicher Richtung den Palmenwald und endet vorläufig in Cultura. Die Fortsetzung der Bahn von hier nach Galla, die für letzteren Ort von größtem Vorteil sein würde, ist von der Regierung nicht gestattet worden, aus Besorgnis, daß dadurch Galla wieder sich heben und einen Vorsprung vor der Hauptstadt Colombo gewinnen könnte. Da der Verkehr zwischen beiden Städten sehr lebhaft und in stetigem Wachstum begriffen ist, so kann über die gute Rentabilität der Eisenbahn kein Zweifel sein. Lediglich der maßgebende Wunsch, Colombo auf Kosten von Galla immer mehr zu heben, bestimmt die Regierung, selbst der wohlfundierten Gesellschaft, die das Kapital für den Bahnbau nachgewiesen hatte, die Konzession zu verweigern. Es ist das ein beständiges Objekt vieler Klagen, die man allerorten auf dieser Strecke hört. Der Reisende ist daher gezwungen, ent-

weder ein sehr teures Privatfuhrwerk zu mieten oder sich dem Postomnibus anzuvertrauen, der täglich von Galla nach Caltura und zurück fährt; aber auch dieser ist teuer und dabei nichts weniger als bequem.

Allerdings führt dieser Omnibus den stattlichen Titel der „Königlichen Postkutsche“ (Royal Mailcoach) und zeigt auf seiner Türe das englische Wappen mit der stolzen Überschrift: „Hony soit qui mal y pense!“ Diese Warnung klingt jedoch wie die reine Ironie angesichts der Beschaffenheit der Kutsche selbst und der Pferde, die mit deren Beförderung gequält werden. Der leicht gebaute Wagen erscheint kaum für die Aufnahme von einem halben Duzend Passagiere ausreichend, wird aber bei günstiger Gelegenheit auch mit der doppelten Zahl vollgestopft. Sowohl die beiden schmalen Bänke im engen Innenraum als auch die hinten angebrachte Bank werden dann mit je drei Personen besetzt, obgleich sie kaum für zwei hinreichend breit sind. Die besten Sitze bleiben noch die vorn auf dem freien Bock neben dem Kutscher, unter einem weit vorspringenden Schattendach. Hier genießt man den freiesten Umblick in die herrliche Szenerie nach allen Seiten, und bleibt dabei von den starken, nichts weniger als angenehmen Düften verschont, welche die schwitzenden, mit Kokosöl gefalbtten Singhalesen, in dem engen Innenraum zusammengepreßt, entwickeln. Dabei beträgt der Fahrpreis der fünfständigen Omnibusfahrt für jeden „weißen“ Europäer 15 Rupien (= 30 Mark) — mithin für jede Stunde Fahrzeit 6 Mark! Der farbige Eingeborene zahlt nur die Hälfte.

Der unangenehmste Umstand bei dieser Omnibusfahrt, wie bei allen ähnlichen Postkutschenfahrten in Ceylon, ist die greuliche Quälerei der armen Postpferde. Die guten Singhalesen scheinen nämlich seit alters her und bis auf den heutigen Tag keine Vorstellung davon zu haben, daß Rosselenken eine Kunst ist, die gelernt sein will, und daß die Pferde für das Wagenfahren eingelernt oder „angepaßt“ werden müssen. Viel-

mehr scheinen sie anzunehmen, daß sich das alles von selbst versteht, und daß die Tiere das Wagenziehen bereits durch Vererbung kennen. Ohne sie daher gehörig einzufahren, werden die ungelerten Pferde in ein ebenso unbequemes als unpraktisches Geschirr vor den Wagen gespannt und nun so lange in der verschiedensten Weise gemartert, bis sie aus Verzweiflung davon laufen. Da gewöhnlich dazu weder die lautesten Zurufe noch harte Peitschenschläge ausreichen, so werden die mannigfaltigsten Marterwerkzeuge angewendet: die empfindlichen Nasenlöcher werden mit Haken auseinander gerissen; die Ohren werden an Knebel befestigt und mittelst dieser um ihre Achse gedreht, als ob sie aus dem Kopfe ausgeschraubt werden sollten; an den Vorderbeinen werden lange Stricke befestigt, an denen ein halbes Dutzend johlender und kreischender Jungen die armen Tiere vorwärts ziehen; andere zerren inzwischen hinten aus Leibeskräften am Schwanz und schlagen mit Stangen auf die Hinterbeine; ja bisweilen, wenn alles das nicht ausreicht, die gequälten Geschöpfe zur Verzweiflung zu bringen und zum Fortrennen zu veranlassen, wird ihnen eine brennende Fackel unter den Bauch gehalten. Kurz — es wird keine Marter gespart, welche jemals die heilige Inquisition zur Befehrung ungläubiger Ketzer angewendet hat; und wenn ich oft oben auf dem Bocksitze eine Viertelstunde lang und länger diese abscheuliche Tierquälerei mit ansehen mußte, ohne sie hindern zu können, stieg immer unwillkürlich der Gedanke in mir auf, für welche Sünden diese armen Pferde gestraft werden sollten. Wer weiß, ob ähnliche Vorstellungen nicht auch in den Köpfen der schwarzen Kutscher und Pferdeknecchte spuken, welche meistens dem Sivakultus und der Lehre von der Seelenwanderung anhängen. Vielleicht denken sie, durch diese Martern sich an den wandernden Seelen der grausamen Fürsten und Krieger zu rächen, die früher die Feiniger ihres Volkes waren.

Entweder derartige Vorstellungen oder gänzlicher Mangel

an Mitgefühl, — vielleicht auch die sonderbare, selbst in Europa zuweilen auftauchende Vorstellung, daß die Tiere kein Gefühl besäßen, — erklären es, daß die Singhalesen diese und ähnliche Tierquälereien als eine Art amüsanter Unterhaltung betrachten. So sind die armen Ochsen überall mit den riesengroßen Namenszügen ihrer Besitzer bezeichnet, die aus dem lebendigen Fell ausgeschnitten werden. In den Dörfern an der Landstraße, wo die Pferde gewechselt werden, ist die Ankunft der Postkutsche stets das wichtigste Ereignis des Tages, und alle Einwohner strömen neugierig zusammen, theils um die durchkommenden Reisenden zu mustern und zu kritisieren, theils um dem aufregenden Schauspiel des Pferdewechsels beizuwohnen und sich an dem Martern der neu eingespannten Tiere aktiv zu beteiligen. Sind diese dann endlich in der Verzweiflung zur Flucht gebracht, so rennen sie gewöhnlich, von lautem Geschrei des johlenden Volkes begleitet, in gestrecktem Galopp oder in voller Karriere so lange als ihr Atem anhält und fallen dann erst in langsameren Trab. Schweißbedeckt, mitschäumendem Munde und zitternden Gliedern, kommen sie nach einer halben Stunde auf der nächsten Station an, wo sie von ihren Leidensgefährten abgelöst werden. Natürlich ist diese Fahrmethode für die Reisenden, die sich der gebrechlichen Postkutsche anvertrauen, weder angenehm noch gefahrlos. Häufig wird die letztere umgeworfen und zerbrochen; die verzweifelten Pferde springen nicht selten quersfeldein oder drängen rückwärts den Wagen in ein Bananengebüsch oder in einen Graben hinein; ich gebrauchte daher in kritischen Momenten auf meinem hohen Bocksitze stets die Vorsicht, mich zum Sprunge bereit zu halten. Übrigens ist kaum zu begreifen, wie die englische Regierung, die sonst so streng auf Ordnung und Zucht hält, diesem Unfug der Tierquälerei nicht längst ein Ende gemacht und namentlich für die armen Kasse ihrer eigenen „königlichen Postkutsche“ durchgreifende Schutzmaßregeln ergriffen hat.

Großer Buddha, der du so sehr bestrebt warst, das Elend dieses Jammerdaseins zu mindern und die Leiden der gequälten Geschöpfe zu lindern, welchen großen Fehler hast du begangen! Welche Wohltat hättest du der gequälten Menschheit und Tierheit erwiesen, wenn du statt des törichten Verbotes, ein Tier zu töten, vielmehr das segensreiche Gebot erlassen hättest, kein Tier zu quälen! Das erstere Verbot wird von den buddhistischen Singhalesen in der Regel mit großer Sorgfalt befolgt, wenn auch mit vielen Ausnahmen. Sie sehen es zwar sehr gern, wenn der Naturforscher ihnen die Affen und Flederfüchse wegschießt, welche ihre Bananen und Mangofrüchte stehlen; oder wenn der Pflanzler die Elefanten tötet, welche ihre Reisfelder verwüsten, die Leoparden, welche ihre Ziegen verzehren, die Palmenmarder, welche ihre Hühner morden. Allein sie selbst weisen in der Regel jede derartige Zumutung mit Abscheu von sich und hüten sich sehr, ein Tier direkt zu töten. Aus diesem Grunde sind auch die Mitglieder der Fischerkaste meist Katholiken; sie haben den Buddha glauben verlassen, um am Töten der Fische keinen Anstoß zu nehmen.

Bei der hartnäckigen Insubordination, welche die indischen Pferde ihren Peinigern entgegensetzen, und bei ihrer Neigung zu unvermuteten Seitensprüngen, sowie bei der verzweifeltsten Schnelligkeit ihres Laufes erfordert das Amt der Kosselenker natürlich besondere Geschicklichkeit. Sowohl der Kutscher als sein Assistent, der Pferdeknecht, muß beständig auf seiner Hut sein. Die Ausdauer und Behendigkeit des letzteren ist bewunderungswürdig; ganz nackt, nur mit einer Schwimmhose und einem umgehängten Posthorn bekleidet, auf dem Haupte einen weißen Turban, läuft der schwarze Tamil lange Strecken neben dem dahinjagenden Wagen her, zieht dabei die Stränge der Pferde bald hier, bald dorthin, und schwingt sich mitten im schnellsten Lauf auf den Wagentritt an der Deichsel. Wenn ein anderes Fuhrwerk entgegenkommt oder der Weg eine

plötzliche Biegung macht, ergreift er rasch den Kopf der Pferde und lenkt sie mit gewaltigem Ruck nach der freien Seite. Wenn die Kutsche eine der langen hölzernen Brücken passiert, welche die breiten Flüsse überschreiten, hemmt er plötzlich den jähen Lauf der Tiere und führt sie in bedächtigem Schritt über die lockeren und klappernden Holzschwellen. Wenn ein Kind, wie es oft passiert, mitten über den Weg läuft, oder eine alte Frau dem Wagen nicht ausweicht, springt der Pferdeknecht rasch entschlossen vor die Pferde und schiebt sie mit kräftiger Hand hinweg. Kurz, er muß beständig aufpassen und bei der Hand sein.

Obgleich der Charakter der Landschaft auf der ganzen, siebenzig englische Meilen langen Strecke zwischen Colombo und Galla derselbe bleibt, so wird dennoch das entzückte Auge des Reisenden nie ermüdet. Der unendliche Reiz der Kokoswälder und die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in der Gruppierung und Abwechslung ihrer Staffage läßt keine Gleichgültigkeit aufkommen. Die stehende Glut der Tropensonne wird nur selten lästig, da sie sowohl durch die kühlende Seebrise als den Schatten der Wälder bedeutend gemildert wird. Zwar liefert das zierliche Fiederwerk der Kokospalmen, wie der meisten übrigen Palmen, nicht den dichten und erfrischenden Schatten unserer nordischen Laubwälder; denn durch die Spalten zwischen den Fiedern dringen allenthalben die Sonnenstrahlen, wenn auch gebrochen, hindurch. Allein vielfach sind die schlanken Stämme der Palmen mit den zierlichen Gewinden der kletternden Pfefferrebe und anderen Schlingpflanzen bedeckt; gleich den schönsten künstlichen Guirlanden schwingen sich die dichtbeblätterten Ranken der letzteren von Krone zu Krone; von oben hängen sie gleich prächtigen Ampeln frei herunter. Manche von diesen Kletterpflanzen sind mit den herrlichsten Blüten geschmückt, so die feuerrote Prachtlilie, die blaue Thunbergia, die rosenrote Bougainvillea, goldgelbe Schmetterlingsblüten aus verschiedenen Gattungen u. s. w.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Pandanus am Strande von Matura.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.





Ferner stehen unter und zwischen den herrschenden Palmen vielfach andere Bäume, so namentlich der edle Mango und der gewaltige Brotfruchtbaum mit seiner dichten, dunkelgrünen Krone. Der schlanke, säulengleiche Stamm des zierlichen Melonenbaumes (*Carica papaya*) ist elegant getäfelt und mit einem regelmäßigen Diadem von breiten, handförmig eingeschnittenen Blättern geziert. Verschiedene Arten von Jasmin, von Orangen- und Limonenbäumen sind über und über mit duftigen, weißen Blüten bedeckt. Und dazwischen sind nun die niedlichen, weißen oder braunen Hütten der Singhalesen mit ihrer idyllischen Staffage überall zerstreut; man würde glauben, durch ein einziges, ununterbrochenes Dorf mit Palmengärten zu fahren, wenn nicht hier und da eine dichtere Waldpartie dazwischen träte, und dann wieder ein ländlicher Bazar mit einer Reihe zusammengedrängter Häuser uns in ein wirkliches, dichter bevölkertes Dorf hineinführte.

Dann wendet sich streckenweise der Weg wieder zum Meere und führt oft unmittelbar an der felsigen Küste hin. Hier wechselt weicher flacher Sandstrand mit felsigen Hügeln, und diese letzteren namentlich sind mit den seltsamen Pandangs oder Schraubenbäumen malerisch bekleidet. Die Pandangs (*Pandanus odoratissimus*) gehören zu den merkwürdigsten Charakterpflanzen der Tropen. Sie sind den Palmen nahe verwandt und werden auch Schraubenpalmen oder (unpassender) Schraubensichten (*Screw-Pines*) genannt. Der niedere, zylindrische Stamm, der meist zwischen 20 und 40 Fuß Höhe erreicht, ist vielfach verbogen und gabelförmig oder nach Art eines Armluchters verzweigt. Jeder Zweig trägt am Ende einen dichten Busch von großen, schwertförmigen Blättern (ähnlich den *Dracaenen* und der *Yucca*). Diese Blätter sind bald seegrün, bald dunkelgrün, zierlich umgebogen und am Grunde dergestalt spiralig geordnet, daß der Zweig einer regelmäßig gewundenen Schraube gleicht. An der Basis der Blätterbüsche hängen weiße, wundervoll duftende Blüten-

trauben oder große, rote, einer Ananas ähnliche Früchte. Das Merkwürdigste an den Pflanzen sind aber zahlreiche dünne Luftwurzeln, die an vielen Stellen vom Stamme abgehen und sich nach unten gabelförmig verzweigen; unten am Boden angelangt, schlagen sie wieder Wurzeln und dienen als Stützpfeiler für den schwachen Stamm. Es sieht aus, als ob der Baum auf Stelzen ginge. Höchst phantastisch erscheinen diese Pandangs, wenn sie sich auf ihren Stelzbeinen hoch über niederes Buschwerk erheben, wenn sie zwischen den zerklüfteten Felsen des Seestrandess sich anklammern oder schlangenartig zwischen denselben auf dem Boden fort kriechen.

Der weiße Sandboden, welcher den flachen Meeresstrand bildet und mit dunkeln, felsigen Vorgebirgen vielfach wechselt, ist belebt von munteren, rasch entweichenden Sandkrabben, deren Schnellfüßigkeit ihnen den klassischen Namen Ocypode eingetragen hat. Aber auch zahlreiche Eremitenkrebse (Pagurus) wandeln bedächtiger zwischen ihren leichtfüßigen Cousinen einher und schleppen das Schneckenhaus, in dem sie ihren weichen, empfindlichen Hinterleib verbergen, mit vieler Würde. Hier und da sind Strandläufer, zierliche Reiher, Regenpfeifer und andere Strandvögel mit Fischfang am Strande beschäftigt und machen den fischenden Singhalesen erfolgreich Konkurrenz. Die letzteren treiben ihr Gewerbe theils einzeln, theils in Gesellschaften; sie fahren dann meist in mehreren Kanoes mit mächtigen Netzen hinaus, die sie gemeinschaftlich an den Strand ziehen. Die Einzelfischer hingegen fangen ihre Beute mit Vorliebe in den Wellen der schäumenden Brandung, und es gewährt ein unterhaltendes Schauspiel, wie die nackten, braunen Gestalten, nur durch einen großen breitkrepfigen Strohhut gegen den Sonnenstich geschützt, kühn in die brandenden Wogen hineinspringen und die Fische mit einem kleinen Handnetz herausfangen. Das erfrischende Seebad scheint ihnen eben so viel Vergnügen zu machen, wie ihren kleinen Kindern, die scharenweis am Strande spielen und schon mit sechs

oder acht Jahren sich als Meister in der edlen Schwimmkunst bewähren.

Gleich einem zierlichen, schmalen Atlasbande zieht sich der weiße oder gelbliche Saum des Seefandes oft stundenlang längs der vielfach eingeschnittenen oder in schönen, flachen Bogen ausgerandeten Küste hin und trennt die tiefblaue Fläche des indischen Ozeans von den lichtgrünen Kokoswäldern. Dieser Saum erscheint um so reizender, als die schlanken Stämme der dicht gedrängten Kokospalmen stark über denselben überhängen, gleich als strebten ihre zierlichen Fiederkronen, die kühlende Seebriese voll einzuatmen und die Fülle des Sonnenlichts ungeteilt zu genießen. Dazu ist der Boden zu ihren Füßen mit den schönsten Strandblumen geziert, unter denen besonders drei hervortreten: die Geißfußwinde mit ihren zweilappigen Blättern und violettroten Blüten (*Ipomoea pescapri*), eine zierliche rosenrot blühende Balsamine (*Impatiens*) und die stolze Trichterlilie von Ceylon (*Pancreatium ceylanicum*); die stattlichen weißen Blüten der letzteren, mit schmalen, überhängenden Blumenblättern, stehen in Dolden auf schlanken Stengeln von 6—8 Fuß Höhe. Demnächst sind es dann wieder vorzugsweise die herrlichen *Pothos*- und *Kallap*pflanzen (*Aroideae*), die mit ihren gewaltigen Pfeilblättern den Weg verzieren. Wird die Sonnenglut gar zu unerträglich oder kommt plötzlich ein Regenschauer, so bricht der Singhalese zu seinem Schutze einfach ein solches Kaladiumblatt ab; es schützt besser als ein baumwollener oder seidener Schirm und ist noch dazu auf das Zierlichste mit hellen Aderfiguren, oft auch mit purpurnen Flecken bemalt. So wachsen in diesem sonnigen Paradiese sogar die Parasols am Wege — oder vielmehr die „*Entout-cas*“, da sie gleichzeitig ebenso gute Regen- als Sonnenschirme sind!

Besonders schöne Zierden der herrlichen Galla-Colombostraße sind die zahlreichen Flußmündungen, welche den Kokospark unterbrechen, und die ausgedehnten Lagunen, welche

namentlich in ihrer nördlichen Hälfte (zwischen Colombo und Caltura) die Küstenflüsse in Kommunikation setzen. Die früheren Herren der Insel, die Holländer, fanden an diesen Wasserstraßen, als Erinnerungen an ihr Heimatland, solchen Gefallen, daß sie ein förmliches Kanalnetz herstellten und darüber die Landstraßen sehr vernachlässigten. Gleich den bekannten „Treckshuiten“ der Niederlande, fuhren damals zahlreiche Frachtboote auf den Küstenlagunen von Ort zu Ort und vermittelten hauptsächlich ihren Verkehr. Seitdem die Engländer nun die vorzügliche Landstraße hergestellt haben, sind jene Wasserbahnen ziemlich außer Gebrauch gekommen. Aber mit den dichten Bambus- und Palmenwäldern ihrer Ufer, mit den reizenden kleinen Inseln und Felsgruppen, die in den spiegelnden Wasserbecken reichlich zerstreut sind, gewähren sie dem vorüberreisenden Reisenden eine Fülle verlockender Bilder, besonders dort, wo über den dunkelgrünen, dichten Waldmassen sich ganze Scharen schlanker Kokospalmen erheben — wie Humboldt treffend sagt: „ein Wald über dem Walde“. Dazu bilden die aufsteigenden Hügelreihen in blauer Ferne einen passenden Hintergrund; hier und da treten auch die höheren Häupter des Berglandes darüber vor, unter allen immer am meisten auffallend der stattliche Keel des Adams-Pik.

An den Mündungen der größeren Flüsse, deren man auf dieser Strecke eine ganze Anzahl überschreitet, nimmt die heitere Landschaft einen ernsteren Charakter an; die dunklen Mangrovenwälder machen sich da vorzugsweise geltend. Meist ist hier das Ufer dicht mit solchen Mangleebäumen gesäumt, deren verzweigte Luftwurzeln ein undurchbringliches Dickicht herstellen. Früher waren dieselben auch bevölkert von Krokodilen; jetzt sind diese vor der unaufhaltsam vordringenden Kultur nach dem oberen Teile der Flüsse zurückgewichen. Der stattlichste unter diesen Flüssen ist der prachtvolle Kalu-Ganga, der „schwarze Fluß“, den ich später im größten Teile seiner Länge besuhr; in seiner letzten Strecke ist er so breit wie der Rhein

bei Köln. An seiner Mündung liegt Caltura, ein großes Dorf, an dem vorläufig die Eisenbahn aufhört. Am südlichen Ende von Caltura wölbt sich ein prachtvoller Benhan- (oder Benjamin-)Baum gleich einem Triumphbogen über der Landstraße. Dieser riesige Feigenstamm (*Ficus indica*) hat Luftwurzeln getrieben, die auf der entgegengesetzten Seite der Straße Grund gefaßt haben und zu mächtigen Stämmen herangewachsen sind; sie bilden jetzt zusammen mit dem Hauptstamme einen hochgewölbten gotischen Bogen, um so malerischer, als zahlreiche parasitische Farne, Orchideen, wilder Wein und andere Kletterpflanzen den Stamm überwuchert haben. In der Nähe am Strande entdeckte ich bei einem späteren Besuche von Caltura ein anderes Baumwunder, einen Gummibaum, dessen Pfeilerwurzeln, vielfach gewunden und in Gestalt hoher Bretterzäune aufsteigend, ein wahres Labyrinth bildeten; Scharen von munteren Kindern spielten in den Nischen zwischen den einzelnen Wurzellatten Verstecken.

Ein anderer reizender Punkt ist das Kasthaus von Bentotte, an dem die „königliche Postkutsche“ eine Stunde anhält, um die Fahrgäste etwas ausruhen und sich durch ein Frühstück stärken zu lassen. Eine besondere Delikatesse desselben bilden die berühmten Austern des Ortes; man genießt sie entweder frisch oder gebacken, auch wohl in Essig eingemacht. Das Kasthaus liegt reizend auf einem Hügel zwischen hohen Tamarindenbäumen und gewährt einen prächtigen Blick auf das sonnenbeglänzte Meer und auf die Brücke, welche eine Flußmündung überschreitet. Unterhalb der Brücke sah ich nach eingenommenem Frühstück dem Austernfang zu und schlenderte dann noch eine Viertelstunde durch den malerischen Bazar des langgestreckten Dorfes. Der Handel und Wandel in diesen Bazaren stimmt ebenso vortrefflich zu der idyllischen Umgebung, wie die einfache Ausstattung der indischen Hütten und die primitive Kleidung ihrer halbnackten Bewohner. Den weitaus bedeutendsten Handelsartikel bilden Reis und Körry als wichtigste Nahrungsmittel, Betel und Areca als beliebteste Genuss-

mittel. Diese sowohl als die meisten anderen Handelsartikel liegen in den einfachen Läden, deren einzige Öffnung Thüre und Fenster zugleich ist, zierlich ausgebreitet auf den frischgrünen Bananenblättern; abwechselnd mit Haufen von Kokosnüssen, prächtigen Bananentrauben und duftenden Ananas, den stärkemehlreichen Wurzeln der Jams, der Colocasia u. s. w. Dazwischen erblicken wir die riesigen Brotsfrüchte und die nahe verwandten, oft 30—40 Pfund schweren Nacfrüchte, ferner als besondere Delikatesse die edle Mango und die feine Annona (den „Custard-Apple“ der Engländer). Während uns an diesen Fruchtständen, welche die Singhalesen oft niedlich mit Blumen und Zweigen verzieren, der Duft der edlen Früchte anzieht, werden wir dagegen an anderen abgestoßen durch intensive Gerüche, die nichts weniger als duftig sind: hier liegen in Haufen aufgestapelt frische und getrocknete Seetiere, hauptsächlich Fische und Krebse; von letzteren sind besonders große Garnelen oder „Shrimbs“ beliebt, hier „Prawns“ genannt, wichtige Ingredienzien für die Reismürze, den Korry.

Man würde sehr irren, wenn man auf diesen singhalesischen Märkten den lauten Lärm und die wogende Unruhe suchte, welche das bunte Marktgetriebe der meisten Völker, insbesondere der südeuropäischen, charakterisieren. Wer z. B. den lebendigen Verkehr auf der reizenden Piazza del' erbe in Verona, oder das lebhafteste Gewimmel auf der Santa Luzia in Neapel kennt, der möchte denken, daß ein tropischer Bazar auf Ceylon noch einen viel höheren Grad des lebendigen Marktgewühles zeigte. Nichts von alledem! Der stille und sanfte Charakter des Singhalesenvolkes zeigt sich auch in ihrem Handelsverkehr. Das Interesse an demselben erscheint sowohl bei den Käufern als bei den Verkäufern gering; so gering wie der Wert der Kupfermünzen, um die man die schönsten Früchte kauft. Diese Münzen sind, beiläufig bemerkt, Kupferstücke von 1 Cent und von 5 Cents, von denen 100 (beziehungsweise 20) auf eine Rupie (oder einen indischen Silbergulden = 2 Mark) gehen; sie tragen als Gepräge eine Kokospalme. Sind die

Singhalesen auch gegen den Wert des Geldes keineswegs gleichgültig, so bedürfen sie dessen doch in weit geringerem Maße als die meisten übrigen Völker der Erde. Denn an wenigen Stellen derselben schüttet die gütige Mutter Natur aus ihrem reichen Füllhorn eine solche unererschöpfliche Fülle der edelsten Gaben ununterbrochen aus, wie es auf dieser bevorzugten Insel der Fall ist. So viel Reis, als zum Leben absolut erforderlich ist, kann auch der ärmste Singhalese mit leichter Mühe sich erwerben: 10—15 Cents (oder ungefähr doppelt soviel Pfennige) sind für den Tag ausreichend; der Reichtum an Früchten, den das Land schenkt, die Fülle von Fischen, die das Meer liefert, ist so groß, daß es auch an der Körnizutat zum Reis und an mannigfacher Abwechslung nicht fehlt.

Warum sollten da die Singhalesen das Leben sich durch Arbeit sauer machen? Nein, dazu besitzen sie viel zu viel Bequemlichkeit oder „Lebensphilosophie“. Und so sieht man sie denn allenthalben in ihren einfachen Hütten zur behaglichsten Ruhe ausgestreckt oder plaudernd in Gruppen auf dem Boden hockend; die wenige Arbeit, die ihr kleines Stück Gartenland erfordert, ist in kürzester Frist getan, und die übrige Zeit gehört dem Spiele des Lebens. Und auch dieses ist nichts weniger als aufregend und leidenschaftlich. Vielmehr erscheint über das ganze Tun und Treiben dieser glücklichen Naturmenschen ein Zauber des Friedens und der Ruhe ausgebreitet, der uns abgejagte Kulturmenschen des neunzehnten Jahrhunderts gar seltsam und verführerisch anmutet.

Ihr beneidenswerten Singhalesen! Euch plagt weder die Sorge um den nächsten Tag noch um die fernere Zukunft. Was Ihr für Euch und Euere Kinder zum Leben braucht, das wächst Euch von selbst in den Mund; und was Ihr sonst noch als Luxus begehrt, könnt Ihr mit leichtester Mühe verdienen. Ihr seid wahrhaft „wie die Lilien auf dem Felde“, die rings um Eure einfachen Hütten wuchern; sie säen nicht, sie ernten nicht, und die himmlische Natur ernährt sie doch!

Euch befeelt kein politischer oder militärischer Ehrgeiz; keine angstvolle Betrachtung über die wachsende Geschäftskonkurrenz oder das Fallen und Steigen der Papierkurse trübt Euren Schlaf. Jene höchsten Ziele des höheren Kulturmenschen, der Geheimeratztitel und der Ordensstern, sind Euch unbekannt. Und trotzdem freut Ihr Euch Eures Lebens! Ja ich glaube fast, Ihr beneidet nicht uns Europäer um unsere tausend überflüssigen Bedürfnisse; Ihr begnügt Euch damit, einfache Menschen zu sein, Naturmenschen, welche im Paradies leben und dies Paradies genießen! Wie Ihr da träumerisch hingestreckt unter dem Palmendache Eurer Hütten liegt und das Spiel der zitternden Lichter zwischen den Fiedern der Kokoswedel betrachtet; wie Ihr Euch am unvergleichlichen Genuß des Betelkauens erquickt und dazwischen mit Euren niedlichen Kindern spielt; wie Ihr ein erfrischendes Bad am Flußufer auf offener Straße nehmt und bei der folgenden Toilette bloß bestrebt seid, den zierlichen Schildpattkamm möglichst blendend in den kunstrecht gewundenen Zopf zu stecken! Ja, welcher sorgenschwere Kulturmensch sollte Euch da nicht um Euren naiven Naturzustand und Euren Paradiesesfrieden beneiden?

Solche und ähnliche Betrachtungen erfüllten meine Seele, als ich auf der letzten Station vor Galla während des Pferdewechsels die Gruppen ruhender Singhalesen betrachtete, die im Frieden ihrer Hütten unter Bananenschatten sich ihres Daseins erfreuten! Hier schien fürwahr der harte „Kampf ums Dasein“ aufzuhören, wenigstens schien es so. Ich wurde erst aus diesen Träumen geweckt, als die beiden Koffebändler mich aufforderten, wieder meinen hohen Boßsitz einzunehmen. Die edlen Malabaren belehrten mich dann zugleich in gebrochenem Englisch, daß es Zeit sei, an das landesübliche Trinkgeld zu denken; nach der Ankunft in Galla seien sie zu sehr beschäftigt und auch die Zeit zu kurz, um diesen wichtigen Gegenstand gehörig zu bedenken. Da ich bemerkt hatte, daß ein vornehmer, vorher aus-



gestiegener Singhalese als Trinkgeld jedem der beiden eine „Doppelanna“, ein kleines Silberstück von 25 Pfennig Wert, verabreicht hatte, glaubte ich meinen höheren Wert als „weißer Mann“ hoch genug zu taxieren, wenn ich das Vierfache dieser Summe gab, nämlich jedem einen Schilling. In dessen sowohl der Kutscher als der Pferdeknecht wiesen ihren Schilling mit Entrüstung zurück und hielten mir eine Vorlesung über die Bedeutung meiner weißen Haut, die mir höchst schmeichelhaft war. Der Grundgedanke derselben bestand darin, daß jeder weiße „Gentleman“ mindestens das Doppelte (eine Rupie) jedem von ihnen als Trinkgeld verabreichen müsse, daß aber ein so weißer Mann, wie ich, mit blonden Haaren, jedenfalls zu einer der höchsten Kasten gehöre und demnach noch einen beträchtlichen Zuschlag zahlen müsse. Obwohl mir nun eine derartig hohe Taxation meiner hellfarbenen Persönlichkeit nur angenehm sein konnte, ließ ich mich doch zu weiteren Überschreitungen der „Weißentaxe“ nicht bewegen, zahlte jedem der beiden Koffelkenner eine Rupie und hatte schließlich noch die Genugtuung, zu hören, daß sie mich für einen vollendeten „Gentleman“ erklärten. Angesichts der kostbaren Naturgenüsse, welche diese herrliche fünfstündige Wagenfahrt mir gewährt hatte, fand ich sogar den hohen Fahrpreis von 17 Gulden noch recht billig und bedauerte es trotz der Hitze und Ermüdung sehr, als gegen 4 Uhr der Leuchtturm von Galla sichtbar wurde. Bald darauf rollte die Postkutsche polternd über die Zugbrücke des alten Festungsgrabens, dann durch einen langen dunklen Torweg und hielt vor dem eleganten „Oriental Hotel“ von Punto-Galla.

### IX. Punto-Galla.

Auf einer vorspringenden felsigen Landzunge, die von Westen her das geräumige, nach Süden offene Hafenbecken umfaßt, liegt stolz und schön Punto-Galla oder „Point de

Galle"; seit grauem Altertume eine der wichtigsten und berühmtesten Städte von Ceylon. Der singhalesische Name Galla bedeutet „Felsen“ und hat keinen Zusammenhang mit dem lateinischen Gallus, wie die ersten europäischen Besizer der Insel, die Portugiesen annahmen; als Illustration dieser falschen Deutung findet sich noch heute an der alten Stadtmauer das bemooftete Steinbild eines Hahnes, mit der Jahreszahl 1640.

Wie aus mehreren Zeugnissen von Autoren des klassischen Altertums hervorgeht, war Galla schon vor mehr als zweitausend Jahren ein bedeutender Handelsplatz und wahrscheinlich durch lange Zeit die größte und reichste Stadt der ganzen Insel. Östliche und westliche Hälften der alten Welt reichten sich hier die Hand; die arabischen Seefahrer, die vom roten Meere und vom persischen Golfe aus sich so weit nach Osten vorgewagt hatten, traten hier in Handelsverkehr mit den Malayen des Sundaarchipels und mit den Chinesen des fernen Ostens. Das östliche Tarsis der alten Phönizier und Hebräer kann nichts anderes als Galla gewesen sein; die Affen und Pfauen, das Elfenbein und Gold, welches jene Seefahrer aus dem fagenreichen Tarsis holten, werden sogar von den alten hebräischen Schriftstellern mit denselben Namen bezeichnet, die noch heute die Tamilen auf Ceylon dafür gebrauchen; die nähere Beschreibung aber, welche sie von dem vielbesuchten Handelshafen Tarsis geben, paßt von allen Häfen der Insel nur auf die ausgezeichnete „Felsenspitze“: Puntogalla.

Die natürlichen Vorteile der geographischen Lage von Galla, nahe der Südspitze von Ceylon, unter 6 Grad nördlicher Breite, sowie der klimatischen und topographischen Verhältnisse (— vor allem des prächtigen, nur gegen Süden geöffneten Hafenbeckens —) sind so bedeutend und fallen so sehr in die Augen, daß sie dieser schönen Stadt den natürlichen Vorrang als ersten Handelsplatz vor allen anderen Hafenstädten der Insel zu wahren scheinen. Allein die fortgesetzten Bemühungen der englischen Regierung, die Hauptstadt Colombo

auf Kosten von Galla zu heben, und besonders die bessere Verbindung von Colombo mit dem Inneren der Insel, sowie die größere Nähe der zentralen Kaffeedistrikte, haben neuerdings Galla sehr bedeutenden Abbruch getan. Wie schon früher bemerkt, hat sich daher in den letzten Jahren der größte Teil des Handelsverkehrs von da nach Colombo herüber gezogen, und der schöne Hafen von Galla ist lange nicht mehr das, was er früher gewesen. Trotzdem wird Galla als bedeutendster Handelshafen der Insel nächst Colombo seinen Rang behaupten, und insbesondere wird es der natürliche Ausfuhrplatz für die reichen Produkte der Südprovinz bleiben. Unter diesen stehen oben an die mannigfachen Erzeugnisse der Kokospalme: das treffliche Kokosöl, der Coir, die feste Faser der Nußschale, die vielfach zu Stricken und Geweben verarbeitet wird, der Palmzucker, aus dessen gegorenem Saft Arrak destilliert wird, u. s. w. Früher spielte hier auch der Handel mit Edelsteinen eine große Rolle, wie in neuester Zeit der Handel mit Graphit oder „Plumbago“. Wenn man sich endlich entschließen wollte, die Eisenbahn von Caltura bis Galla fortzuführen, und die Felsen und Korallen, die einen Teil des trefflichen Hafens gefährden, mit Dynamit wegzusprengeu, so könnte die verlorene Blüte von Punto-Galla aufs neue und glänzender wieder hergestellt werden.

Die Lage von Punto-Galla ist ganz reizend, und es ist natürlich, daß fast in allen früheren Reisebeschreibungen dieser Punkt, auf dem die Europäer gewöhnlich zuerst landeten, besonders gepriesen und ausführlich beschrieben wird. Die europäische oder „weiße Stadt“ — das „Fort“ — nimmt den ganzen Rücken der oben erwähnten, von Nord nach Süd vorspringenden Landzunge ein und besteht aus einstöckigen Steinhäusern, die von säulengestützten Veranden umgeben und durch weit vorspringende Ziegeldächer geschützt sind. Niedliche Gärten zwischen denselben dienen nicht weniger zum Schmucke der Stadt, als breite Alleen von schattenspendenden

Suriabäumen (*Thespesia populnea*) und Malvenbäumen (*Hibiscus rosa sinensis*). Die letzteren vertreten hier die Stelle der Rosen; sie sind mit glänzenden frischgrünen Blättern und prächtigen roten Blüten dicht bedeckt, führen aber bei den Engländern den prosaischen Namen der Schuhblumen (*Shoeflower*), weil ihre abgekochten Früchte zum Schwarzfärben der Schuhe verwendet werden.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die protestantische Kirche, in hübschem gotischen Stile erbaut und auf einem der höchsten Punkte des hügeligen Forts gelegen, besonders aus. Ihre dicken Steinmauern erhalten den hochgewölbten, von schönen Bäumen umgebenen Raum herrlich kühl, und es war für mich eine wahre Erquickung, als ich an einem glühend heißen Sonntag Vormittag, ermüdet von einer weiten Exkursion, vor den Heliospfeilen in diese schattenreiche Grotte flüchten konnte.

Gegenüber dieser Kirche steht das öffentliche Gebäude von Galla, das „Haus der Königin“ (*Queens-House*). Früher diente es als Sitz des holländischen und später des englischen Gouverneurs. Reisende von hohem Range oder mit besonderen Empfehlungen ausgerüstet, wurden vom Gouverneur hier gastlich aufgenommen. Daher ist das Regierungsgebäude von Galla mit seiner nächsten Umgebung gewöhnlich das erste Stück von Ceylon, welches in älteren Reisebeschreibungen geschildert und bewundert wird. Von deutschen Reisenden haben Hoffmeister und Ranssonnet dasselbe bewohnt. Seit einigen Jahren ist jedoch das „Haus der Königin“ in Privatbesitz übergegangen und gehört jetzt dem ersten Handlungshause der Stadt, der Firma Clark, Spence u. Co. An den jetzigen Chef dieses Hauses, Mr. A. B. Scott, war ich von Freund St. freundlichst empfohlen worden, und ich fand bei ihm die gastlichste Aufnahme. Von den prächtigen geräumigen Hallen des *Queens-House* stellte er mir zwei der besten, nebst einer luftigen schönen Veranda zur freien Verfügung und tat außerdem alles, mir

den Aufenthalt in Galla so angenehm und nützlich, als nur möglich zu machen. Nicht allein fühlte ich mich in dem liebenswürdigen Familienkreise des Mr. Scott bald wie zu Hause, sondern ich lernte auch in ihm selbst einen englischen Kaufmann kennen, dessen hohe und vielseitige Bildung seiner hervorragenden äußeren Stellung vollkommen entspricht. Derselbe bekleidet gegenwärtig mehrere Konsulate, und es ist nur zu beklagen, daß ihm nicht auch die Vertretung unseres Vaterlandes zugefallen ist. Der gegenwärtige deutsche Konsul in Galla, Mr. Vanderspaar, spricht weder Deutsch noch zeigt er für Deutschland das geringste Interesse, und ich entnehme den Berichten früherer Reisenden die Notiz, daß bereits sein Vater und Vorgänger sich durch dieselben negativen Eigenschaften auszeichnete. Daß man zu wissenschaftlichen Zwecken eine Tropenreise machen könne, schien er nicht zu begreifen. Mr. Scott hingegen ist mehrere Jahre in Deutschland (u. a. längere Zeit auf der Handelsschule in Bremen) gewesen, spricht vollkommen Deutsch und ist von der deutschen Literatur und Wissenschaft mit hoher Achtung erfüllt. Da ich nun das Glück hatte, hier als derzeitiger persönlicher Vertreter der letzteren angesehen zu werden, genoß ich die Vorteile seiner reichen Mittel in vollem Maße. Ich wurde insoforn selbst wieder schwankend, ob ich nicht seiner gütigen Aufforderung folgen und statt in Belligemma, mein zoologisches Laboratorium in Queens-House für mehrere Wochen aufschlagen sollte. Ich würde hier jedenfalls inmitten des angenehmsten europäischen Komforts und des freundlichsten Familienverkehrs mich weit behaglicher als unter den Indiern im Kasthause von Belligemma befinden und auch viele meiner wissenschaftlichen Zwecke weit leichter und bequemer erreicht haben. In dessen blieb ich dieser verlockenden Versuchung gegenüber standhaft und wurde dafür auch reichlich dadurch belohnt, daß ich die ursprüngliche Natur von Ceylon und seinen Eingeborenen dort weit besser kennen lernte, als hier in dem zivilisierten Galla.

Die wenigen Tage, die ich jetzt in Galla blieb, sowie einige weitere Tage, welche ich auf der Rückkehr von Belligemma im Hause von Mr. Scott zubrachte, wurden mit dessen umsichtiger Hilfe so gut benutzt, daß ich trotz der kurzen Zeit eine gute Übersicht über die herrliche Natur seiner Umgebung und über den Reichtum seiner prächtigen Korallenbänke gewann. Zu jeder Stunde stand mir eine der beiden Equipagen von Mr. Scott zur Verfügung für meine Exkursionen zu Lande, ebenso ein treffliches, mit drei Malabaren bemanntes Boot für die Ausflüge zu Wasser. Außerdem machte mich Mr. Scott mit mehreren angesehenen Engländern bekannt, die für meine wissenschaftlichen Zwecke von besonderem Nutzen sein konnten; von diesen bin ich namentlich Kapitän Bayley und Kapitän Blyth zu Danke verpflichtet.

Der erste und nächste Spaziergang, den man nach der Ankunft in Galla machen kann, ist ein Rundgang auf den hohen Wällen des Forts. Diese Wälle, von den Holländern aus Backsteinen sehr solid gebaut, fallen allenthalben steil in das Meer ab und gewähren auf der östlichen Seite eine prächtige Aussicht über den ganzen Hafen und die bewaldeten Hügel, die denselben einschließen, überragt von den blauen Bergketten des fernen Hochlandes. Auf der südlichen und westlichen Seite hingegen erblickt man zu ihren Füßen die wunderbaren Korallenbänke, welche die felsige, das Fort tragende Landzunge rings umgürten, und die während der Ebbe einen großen Teil ihres blumenähnlichen Tierschmuckes durch das seichte Wasser hindurch schimmern lassen. Besonders prächtige Korallengärten sieht man da in der Nähe des Leuchtturmes, der auf der südwestlichen Ecke des Forts sich erhebt.

Zwei alte dunkle Tore, deren Steinpfeiler gleich dem größten Teile der Wälle mit Farnen und Moosen üppig bewachsen sind, führen aus dem Innern des Forts in das Freie. Durch das östliche Tor gelangt man unmittelbar an den Kai des Hafens und auf den Molo, der hier ostwärts

in denselben vorspringt. Durch das nördliche Thor dagegen kommt man auf die grüne Esplanade, einen flachen, ausgedehnten, mit Rasen bewachsenen Spiel- und Exercierplatz, welcher das Fort von der „Pettah“ oder der „Schwarzen Stadt“ trennt. Die letztere besteht größtenteils aus einfachen Hütten und Bazaren der Eingeborenen; ein Teil derselben zieht sich ostwärts um den Kai des schönen Hafens herum; ein anderer Teil längs des Strandes und der Colombostraße. Beide verlieren sich ohne scharfe Grenze in Häusergruppen und einzelnen Hütten, die allenthalben in den umgebenden Kokoswäldern zerstreut sind, teilweise auch in das waldige Gartenland der aufsteigenden Hügel hinaufgehen. Auf einem der nächstgelegenen Hügel erhebt sich in schönster Lage, dem Fort gegenüber, die katholische Kirche. Dieselbe ist mit einer katholischen Schule und Missionsanstalt verbunden; in dem Vorstande derselben, Padre Balla (dem Nachfolger des angesehenen, in früheren Reiseberichten oft erwähnten Padre Miliani), lernte ich einen angenehmen und namentlich in musikalischer Beziehung sehr gebildeten Triestiner kennen; es gewährte ihm großes Vergnügen, daß ich mich in seiner geliebten italienischen Muttersprache mit ihm über Triest und Dalmatien unterhalten konnte. Der wohlgepflegte Garten der Mission ist gleich den meisten Gärten in der paradiesischen Umgebung von Galla reich an den herrlichsten Erzeugnissen der Tropenzone; jedem Botaniker und Pflanzenfreunde geht dabei das Herz auf.

Aber der reizendste Punkt in der ganzen Umgebung von Galla ist meinem Geschmacke nach die Villa marina des Kapitäns Bayley. Dieser unternehmende und vielseitig tätige Mann war früher Schiffskapitän und ist jetzt Agent der P.- and O.-Company. Mit feinem Natursinn hat er sich für den Bau seines Dahcims einen Punkt ausgesucht, wie er hier nicht schöner gefunden werden kann. Ungefähr in der Mitte der weiten Bogenlinie, welche nördlich das prächtige

Hafenbecken von Punto-Galla umfaßt, springen ein paar hohe Gneisfelsen weit in das Meer vor; einige kleine Felseninseln, dicht mit Pandangs bewachsen, sind ihnen unmittelbar vorgelagert. Einen dieser Felsen nun (und zwar den am meisten nach Osten gelegenen) hat Kapitän Bayley erworben und sich darauf mit eben so viel Geschmack als praktischer Ausbeutung der gegebenen Lokalität ein kleines Schloß nebst Garten gebaut, ein wahres „Miramare von Galla“. Sowohl aus den westlichen Fenstern der Villa selbst, als auch besonders von der daran gelegenen Terrasse genießt man eine Aussicht auf die gegenüberliegende Stadt und den dazwischen gelegenen Hafen, die von keinem andern Aussichtspunkt der Umgebung übertroffen wird. Der Leuchtturm auf der Kante und die protestantische Kirche in der Mitte des Forts nehmen sich vortrefflich aus; besonders wenn die Morgen Sonne über dieselbe ihren Goldglanz ausstrahlt. Einen prächtigen Mittelgrund liefern die malerischen schwarzen Felseninseln, die mit den üppigsten Schraubenpalmen (*Pandanus*) phantastisch verziert sind; an ihrem Fuße liegen mehrere singhalesische Fischerhütten. Für den Vordergrund endlich geben die zerklüfteten und wild aufeinander getürmten schwarzen Felsen in der nächsten Umgebung der Villa ein groteskes Motiv ab; oder will man das Bild freundlicher haben, so nimmt man dazu ein Stück des reizenden, mit den schönsten Tropenpflanzen reich ausgestatteten Gartens.

Unter den vielen Zierden dieses Gartens waren mir besonders mehrere Prachtexemplare der ägyptischen Dhumpalme interessant (*Hyphaene thebaica*). Der starke Stamm dieser Palme bildet nicht, wie bei den meisten Bäumen dieser Familie, eine schlanke Säule, sondern ist gabelförmig verzweigt, gleich den Drachenbäumen (*Dracaena*); jeder Ast trägt eine Krone von fächerförmigen Blättern. Ich hatte diese ausgezeichnete Palme, die hauptsächlich in Oberägypten wächst, früher in dem arabischen Dorfe Tur, am Fuße des Sinai,



fennen gelernt und in meinen „Arabischen Korallen“ eine Abbildung derselben gegeben (1876, Taf. IV, p. 28). Wie mußte ich daher erstaunt sein, dieselbe hier in einem so veränderten Gewande anzutreffen, daß ich sie kaum wiedererkennen konnte. Die Anpassung an die gänzlich verschiedenen Lebensbedingungen hatte aus der ägyptischen Dhum-Palme in Ceylon einen ganz anderen Baum gemacht. Der mächtige Stamm erschien mindestens doppelt so stark, weit kräftiger als in seinem Vaterlande; die Gabeläste zahlreicher, aber kürzer und gedrungenener, weit enger zusammengedrängt; die riesigen Fackelblätter weit größer, üppiger und fetter; auch die Blumen und Früchte, soweit ich mich wenigstens erinnern konnte, schienen an Umfang und Schönheit bedeutend gewonnen zu haben. Jedenfalls hatte sich der ganze Habitus des schönen Baumes in dem Treibhausklima von Ceylon so sehr verändert, daß die ererbte Physiognomie desselben in wesentlichen Zügen vermischt erschien. Und das alles hatten die veränderten Anpassungsbedingungen, vor allem die weit größere Quantität von Feuchtigkeit bewirkt, die von frühester Jugend an auf den nordafrikanischen, des trockenen Wüstenklimas gewohnten Baum eingewirkt hatten. Die stattlichen Bäume waren aus ägyptischem Samen gezogen und hatten im Laufe von 20 Jahren eine Höhe von mehr als 30 Fuß erreicht!

Ein großer Teil der reizenden Villa wird von einem großartigen Jarngarten eingenommen. Gerade die Farne gedeihen in dem natürlichen Treibhausklima der Insel vorzüglich gut, und Kapitän Bayley hatte neben einer Auswahl der schönsten einheimischen auch eine Anzahl merkwürdiger ausländischer Tropenfarne hier zusammengestellt. Da konnte man mit einem Blick die ganze Fülle der zierlichen und mannigfachen Formen überschauen, welche die gefiederten Wedel dieser schönen Kryptogamen entwickeln; auch an stattlichen Baumfarren, an zierlichen Segatinellen und Cykpodien fehlte es nicht. Nicht minder anziehend waren prächtige Schlingpflanzen,

herabhängend aus schönen, an der Decke befestigten Ampeln, Orchideen, Bromelien, Begonien u. s. w.

Aber auch für den Zoologen besitzt das Miramare von Galla, ebenso wie für den Botaniker, ein hohes Interesse. Eine kleine Menagerie unten im Hofe enthält mancherlei seltene Säugetiere und Vögel (u. A. einen neuholländischen Strauß, mehrere Gullen und Papageien und ein einheimisches Schuppentier, Manis). Letzteres, sowie einige seltene Fische, hatte Kapitän Bayley die Güte, mir zum Geschenk zu machen; wie er mir auch später zu Weihnachten ein paar interessante Loris (Stenops) nach Velligemma sendete. Aber weit anziehender noch als diese seltenen Tiere waren für mich die prachtvollen Korallen, die rings um die umgebenden Felsen in üppigster Fülle wucherten; sogar der kleine Hafen, den der Kapitän für seine Barke eingerichtet hatte, und der steinerne Molo, auf dem man landete, erschienen dicht damit verziert; und ich konnte in wenigen Stunden hier meine Korallensammlung wesentlich bereichern. Auch ist ein großer Teil des mannigfaltigen Getiers, das die ausgedehnten Korallenbänke bei Galla belebt, hier auf engem Raum zusammengedrängt zu finden: riesige schwarze Seeigel und rote Seesterne, zahlreiche Krebse und Fische, bunte Schnecken und Muscheln, ferner seltsame Würmer verschiedener Klassen und wie all' die bunte Gesellschaft heißt, die auf den Korallenstücken und zwischen deren Ästen ihr Wesen treibt. Es würde sich daher die Villa des Kapitän Bayley, die er gegenwärtig wegen seiner Übersiedelung nach Colombo verkaufen will, ganz vorzüglich zur Anlage einer zoologischen Station eignen, zumal die bequem gelegene Stadt nur eine halbe Stunde entfernt ist.

Wandert man längst des felsigen Seestrandes noch weiter östlich um die Bucht von Galla herum, so gelangt man aufwärts steigend zu einem höheren Aussichtspunkte, der ebenfalls einen prächtigen Blick auf die Stadt und den Hafen gewährt, und mit Recht „Bella Vista“ heißt. Hier hat sich ein

protestantischer Geistlicher, Reverend Marx, eine hübsche Villa gebaut und eine Missionsanstalt eingerichtet. Die hohe Bergwand, die von hier aus nach Süden vorspringt und die östliche Umfassungsmauer des Hafens bildet, ist dicht bewaldet. Sie endigt in einer steilen Felsenspitze, die dem Leuchtturme östlich gegenüber liegt und vor Jahren einmal befestigt werden sollte. Der Plan wurde später wieder aufgegeben. Einige eiserne Kanonen schauen noch jetzt aus dem Gewirre der wuchernden Schlingpflanzen hervor; eine muntere Affenherde trieb auf denselben ihr Spiel, als ich am Sonntag nachmittag dort umherkletterte. Ein enger Pfad, den ich von dort aus weiter verfolgte, führte mich nach Süden, längs der steilen Felsenküste, in einen dichten Wald, voll der prächtigsten Pandangs und Schlingpflanzen. Derselbe wird von einer tiefen Schlucht durchschnitten, in deren Grunde ein munterer Bach zum nahen Meere hinabspringt. Nahe vor seiner Mündung fällt der Bach in ein natürliches Felsenbecken; das ist ein Lieblingsplatz zum Baden für die Eingeborenen. Als ich unvermutet aus dem Dickicht hervortrat, überraschte ich eine Gruppe von Singhalesen beiderlei Geschlechts, die in diesem „Onawatty-Bassin“ lustig umherplätscherten.

Ein ähnliches natürliches Felsenbassin, aber von weit größerem Umfang und künstlich noch erweitert, findet sich unterhalb der vorhergenannten Felsenspitze, dem Leuchtturme schräg gegenüber. Dasselbe heißt „Watering place“, weil seine reichen Quellen die meisten Schiffe mit einem Vorrath des besten Trinkwassers versorgen. Die steilen Felsenwände, die dies Bassin umgeben, sind mit stacheligen, wilden Dattelpalmen (*Phoenix sylvestris*), mit weißblütigen Asklepiadeen und mit graugrünen Euphorbienbäumen bewachsen. Diese *Euphorbia antiquorum* gleicht einem riesigen Armleuchter-Saktus und trägt ihre steifen Äste in regelmäßigen Wirteln; sie gehört nebst ihrem Nachbar, dem stelzenfüßigen Pandang, zu den sonderbarsten Gewächsen dieser Wälder.

Einen ganz anderen Charakter als diese wilden, felsigen Berge im Südosten von Galla zeigen die sanften Täler, welche sich zwischen bewaldeten Hügelreihen im Norden der Stadt ausdehnen. Hier macht sich wieder ganz der idyllische Charakter der Südwestküste geltend. Der beliebteste Ausflug nach dieser Richtung ist der Hügel von Wackwelle, auf dessen Höhe ein reizender Fahrweg durch Kokospark hinführt. Er wird von Picknickpartien aus der Stadt viel besucht, und seit kurzem hat hier ein spekulativer Wirt sogar eine Restauration errichtet und läßt sich von jedem Besucher, auch wenn er nichts verzehrt, eine Sixpence für den Genuß der hübschen Aussicht zahlen. Die letztere betrifft vorzugsweise das waldige breite Tal des Ginduraflusses, der eine halbe Stunde nordwärts von der Stadt in das Meer sich ergießt. Gleich einem blinkenden Silberbande windet sich der Fluß durch die frischgrünen Reisfelder, die „Paddy-Fields“, welche die breite Talsohle einnehmen. Die Abhänge ringsum sind mit dem schönsten Baumwuchs geschmückt. Zahlreiche Affen und Papageien beleben dieselben. Im Hintergrunde erblickt man die blauen Berge des Hochlandes. Unter diesen macht sich in der Landschaft von Galla durch seine sonderbare Form besonders der stattliche „Gayfock“ bemerkbar; er gleicht einem glockenähnlichen Heuschaber und hat davon seinen Namen erhalten. Weithin von ferne sichtbar, dient er als Landmarke für die nahenden Schiffe.

Aber mehr noch als dieses reizende Gartenland in der nächsten Umgebung von Punto-Galla interessierten mich die unterseeischen Korallen-Gärten, welche sein Fort einschließen; ich bedaure es noch heute lebhaft, daß ich ihrem Studium nicht mehrere Wochen, statt weniger kurzer Tage widmen konnte. Der Wiener Maler Ransonnet war in dieser Beziehung glücklicher. Er konnte während mehrerer Wochen, unterstützt durch die besten Hilfsmittel, und namentlich durch eine vortreffliche Taucherglocke, die Korallenbänke von Galla

genau untersuchen und hat von denselben in seinem illustrierten Werke über Ceylon (Braunschweig, Westermann 1868) eine vortreffliche Schilderung gegeben. Auf vier Farbendrucktafeln, für die er die Skizzen unter Meer, in der Taucherglocke aufnahm, hat er das bunte Tierleben dieser geheimnisvollen Korallenwelt recht anschaulich wiedergegeben.

Schon vor neun Jahren, als ich im Frühjahr 1873 die Korallenbänke des roten Meeres bei Tur, an der Sinaiküste, besuchte und dort zum ersten Male einen Blick in die wundervolle Gestaltenwelt dieser unterseeischen Zaubergärten tun konnte, hatten dieselben mein höchstes Interesse erregt, und ich hatte versucht, in meiner populären Vorlesung über „Arabische Korallen“ (Berlin, 1876, mit fünf Farbendrucktafeln) die Organisation dieser merkwürdigen Tiere und ihr Zusammenleben mit verschiedenen anderen Geschöpfen in kurzen Zügen zu schildern. Die Korallen von Ceylon, die ich jetzt zunächst hier in Galla, später genauer in Belligemma kennen lernte, riefen mir jene herrlichen Erinnerungen lebhaft in das Gedächtnis zurück und bereicherten mich außerdem mit einer Fülle neuer Anschauungen. Denn die indische Seetier-Fauna von Ceylon ist zwar im ganzen mit der arabischen des roten Meeres sehr nahe verwandt, und beide haben sehr viele Gattungen und Arten gemeinschaftlich. Aber die Zahl und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Lebensformen ist in dem weiten Becken des indischen Ozeans mit seiner verschiedenartigen Küstenentwicklung bedeutend größer, als in dem abgeschlossenen arabischen Golfe mit seinen einförmigen Lebensbedingungen. Auch fand ich die allgemeine Physiognomie der Korallenbänke an beiden Orten trotz aller gemeinsamen Züge doch verschieden. Während diejenigen von Tur sich durch vorwiegend warme Farbentöne, Gelb, Orange, Rot, Braun auszeichnen, herrscht dagegen auf den Korallengärten von Ceylon die grüne Farbe in den mannigfachsten Schattierungen und Tönen vor. Gelbgrüne Alcyonien stehen neben seegrünen Heteroporen, malachit-

grüne Anthophyllen neben olivengrünen Milleporen, smaragdgrüne Madreporen und *Astracæen* neben braungrünen *Montiporen* und *Māandrinen*.

Schon *Ransonnet* (l. c. p. 134) hat mit Recht darauf hingewiesen, wie auffallend überhaupt in Ceylon die grüne Farbe allenthalben dominiert. Nicht allein erscheint der größte Teil dieser „immergrünen Insel“ das ganze Jahr hindurch mit einem unverwelklichen tiefgrünen Pflanzenteppich geziert, sondern auch die Tiere der verschiedensten Klassen, die denselben beleben, sind zum großen Teile ganz auffallend grün gefärbt. Namentlich prangen viele der häufigsten Vögel und Eidechsen, Schmetterlinge und Käfer im glänzendsten Grün. Nicht minder sind aber auch zahlreiche Meeresbewohner der verschiedensten Klassen grün gefärbt, so namentlich sehr viele Fische und Krebse, Würmer (*Amphinome*) und Seerosen (*Actinia*); ja sogar Tiere, die anderwärts selten oder nie die grüne Livree tragen, sind hier mit derselben geschmückt, so z. B. mehrere Seesterne (*Ophiura*), Seeigel, Seegurken; ferner Riesenmuscheln (*Tridacna*) und Spiralkiemer (*Lingula*) u. dergl. mehr. Die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung ergibt sich aus der Darwinschen Züchtungslehre, insbesondere aus dem Anpassungsgesetz der „gleichfarbigen Zuchtwahl oder sympathischen Farbenwahl“, welches ich in meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ erläutert habe (VIII. Aufl., 1889). Je weniger die bestimmende Färbung eines Tieres von derjenigen seiner Umgebung abweicht, desto weniger wird es von seinen Feinden bemerkt, desto leichter kann es sich unbemerkt seiner Beute nähern, desto mehr ist es mithin geschützt und im „Kampfe ums Dasein“ begünstigt. Die natürliche Züchtung wird mithin die Übereinstimmung in der vorherrschenden Färbung der Tiere und ihrer Umgebung beständig verstärken, weil sie den ersteren vorteilhaft ist. Die grünen Korallenbänke von Ceylon mit ihren vorwiegend grünen Bewohnern sind für diese Theorie eben so lehrreich, als die grünen Landtiere,

welche die immergrünen Walddickichte der Insel beleben. Was aber die Reinheit und Pracht der grünen Farbe betrifft, so werden die letzteren von den ersteren sogar übertroffen.

Man würde indessen irren, wenn man aus diesem überwiegenden Grün auf eine ermüdende Monotonie des Colorits schließen wollte. Vielmehr wird man nicht satt, dasselbe zu bewundern, weil einerseits die mannigfaltigsten und schönsten Abstufungen und Modifikationen darin zu verfolgen sind, und weil andererseits allenthalben lebhaft und buntgefärbte Gestalten darin zerstreut sind. Wie die prächtigen roten, gelben, violetten und blauen Farben vieler Vögel und Insekten im dunkelgrünen Walde von Ceylon doppelt schön erscheinen, so auch die gleichen lebhaften Farben vieler Seethiere auf den Korallenbänken. Ganz besonders zeichnen sich durch solche Prachtfarben, verbunden mit zierlichster und höchst sonderbarer Zeichnung, viele kleine Fischchen und Krebschen aus, die zwischen dem Astwerk der vielverzweigten Korallenbäume ihre Nahrung suchen. Aber auch einzelne stattliche Korallen sind recht bunt und auffallend gefärbt, so z. B. viele Pocilloporen rosenrot, viele Sternkorallen rot und gelb, viele Heteroporen und Madreporen violett und braun u. s. w. Leider sind nur diese herrlichen Farben meistens sehr vergänglich und verschwinden bald, nachdem man die Korallen aus dem Wasser herausgenommen hat, oft schon bei bloßer Berührung. Die empfindlichen Tiere, die mit ausgebreitetem Fühlerfranze im schönsten Farbenglanze prangen, ziehen sich dann plötzlich zusammen und werden unansehnlich, trübe oder farblos.

Wenn nun schon die Farbenpracht der Korallenbänke und ihrer bunten Bewohner das Auge entzückt, so wird dasselbe doch noch weit mehr gefesselt durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, welche diese Tiere entfalten. Wie die strahlige Gestalt der einzelnen Korallenperson einer regelmäßigen Blume gleicht, so ahmt die zusammengesetzte Form der verästelten Stücke diejenige der verzweigten Pflanzen, der

Bäume und Sträucher nach. Wurden ja doch eben deshalb die Korallen früher allgemein für wirkliche Pflanzen gehalten, und es dauerte lange, ehe man sich von ihrer wahren Tiernatur überzeugte.

Einen entzückenden und wirklich märchenhaften Anblick gewähren diese vielgestaltigen Korallengärten, wenn man bei ruhiger See während der Ebbe im Boote über dieselben hinfährt. In der unmittelbaren Umgebung des Forts von Galla ist der Meeresboden von so geringer Tiefe, daß man dann selbst die Spitzen der steinharten Tiergebilde mit dem Kiel des Bootes streift, und durch das kristallklare Wasser hindurch selbst oben, von den Wällen des Forts, die einzelnen Korallenbäumchen unterscheidet. Eine Fülle der schönsten und merkwürdigsten Gestalten ist hier auf so engem Raume vereinigt, daß ich im Laufe von wenigen Tagen eine prächtige Sammlung zu stande bringen konnte.

Der Garten von Mr. Scott, in dem mein gütiger Gastfreund mir dieselben zum Trocknen aufzustellen gestattete, bot in diesen Tagen einen wunderbaren Anblick. Die herrlichen Tropengewächse desselben schienen mit den fremden Seebewohnern, die sich zwischen sie gedrängt hatten, um den Preis der Schönheit und Farbenpracht zu streiten, und der glückliche Naturforscher, der trunkenen Auges zwischen ihnen auf- und abwanderte, mußte zweifelhaft bleiben, ob er der Fauna oder der Flora den ersten Preis der Schönheit zuerkennen sollte. Die Korallentiere des Meeres ahmten hier in wunderbarer Mannigfaltigkeit die Formen der schönsten Pflanzengebilde nach; und die Orchideen und Gewürzkräuter des Gartens spiegelten umgekehrt die Gestalten der Insekten vor. Die beiden großen Reiche der organischen Welt schienen hier ihre Gestalten auszutauschen.

Die Mehrzahl der Korallen, die ich in Galla und später in Belligemma sammelte, verschaffte ich mir mit Hilfe von Tauchern. Ich fand dieselben hier eben so geschickt und



ausdauernd, wie vor neun Jahren die arabischen Taucher in Sur. Mit einem starken Stemmeisen bewaffnet, lösten sie die Kalkgerüste selbst größerer Korallenstöcke unten, wo sie auf dem Felsboden befestigt saßen, ab und hoben sie mit großer Geschicklichkeit zum Boote empor. Manche derselben wogen 50—80 Pfund, und es kostete keine geringe Mühe und Sorgfalt, sie unverfehrt in das Boot zu heben. Einige Korallenstöcke sind so zerbrechlich, daß sie beim Herausnehmen aus dem Wasser durch ihr eigenes Gewicht zusammenbrechen, und so ist es leider gerade bei manchen der zierlichsten Formen unmöglich, sie unbeschädigt nach Hause zu transportieren. Das gilt z. B. von gewissen zarten Turbinarien, deren blattförmige Stöcke in Gestalt einer kegelförmigen Tüte aufgerollt sind, und von den vielzackigen Heteroporen, welche einem kolossalen Hirschgeweihe mit hundert Ästen gleichen.

Die volle Schönheit der Korallenbänke erblickt man übrigens nicht bei der Ansicht von oben, auch wenn man in seichtem Wasser bei Ebbe unmittelbar über dieselben hinfährt und ihre Spitze mit dem Boote berührt. Vielmehr ist es dazu erforderlich, selbst in das flüssige Element hinabzutauchen. In Ermangelung einer Taucherglocke versuchte ich schwimmend den Grund zu gewinnen und die Augen unter Wasser offen zu halten; bei einiger Übung gelingt das leicht. Ganz wunderbar erscheint dann der mystische grüne Schimmer, der über dieser ganzen unterseeischen Welt ausgebreitet liegt. Das entzückte Auge wird durch die merkwürdigsten Lichteffekte überrascht, ganz verschieden von denjenigen der gewohnten Oberwelt mit ihrem „rosigen Licht“. Und doppelt seltsam und interessant erscheinen da unten die Formen und Bewegungen all' der tausend verschiedenen Tiere, von denen es in den Korallengärten wimmelt. Der Taucher befindet sich in der That in einer neuen Welt. Gibt es doch eine ganze Anzahl von merkwürdigen Fischen, Krebsen, Schnecken, Muscheln, Sterntieren, Würmern u. s. w., deren Nahrung ausschließlich aus dem

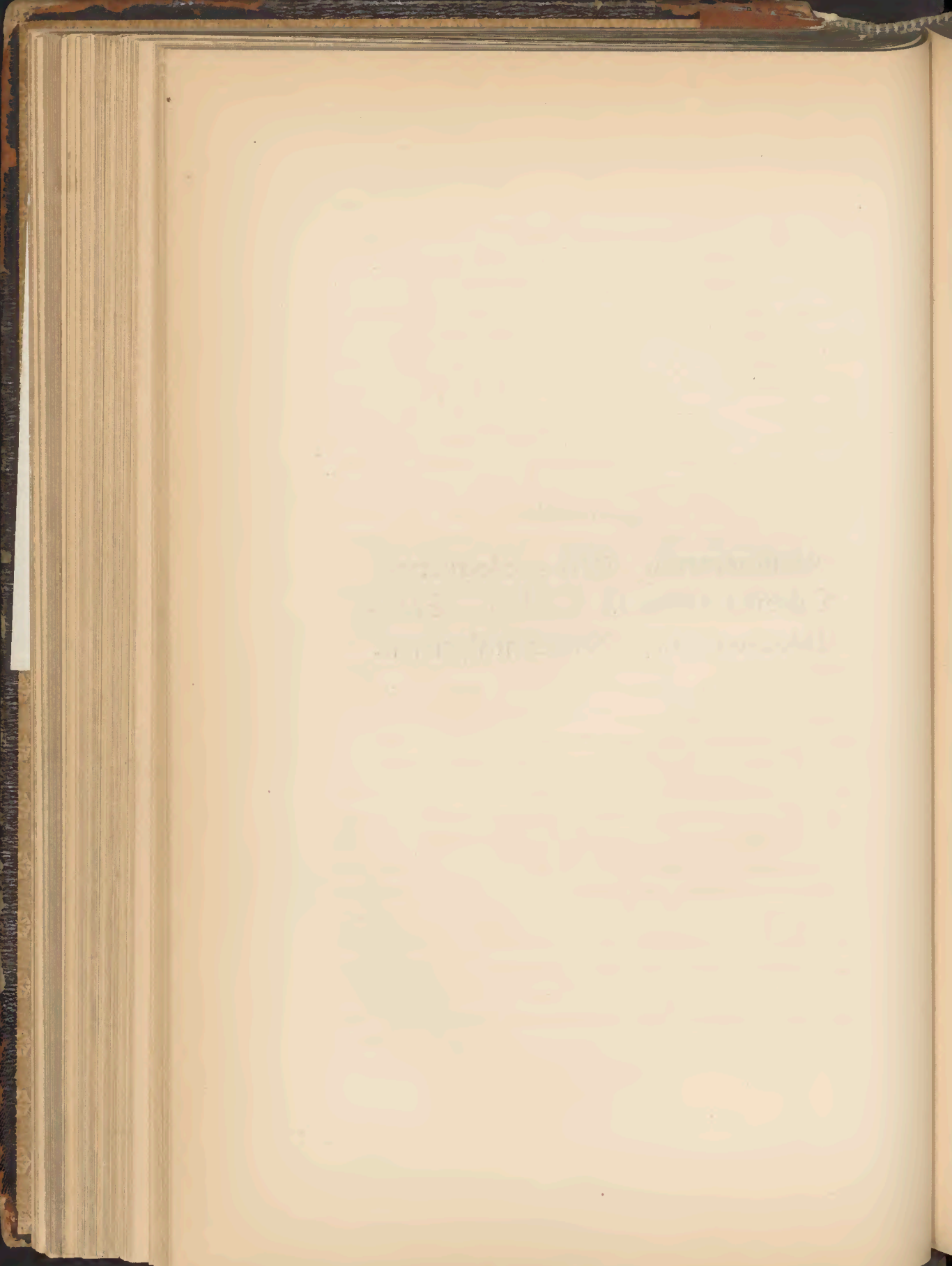
Fleische der Korallentiere besteht, auf den sie ihre ständige Wohnung haben; und gerade diese Koralleneffer — die man eigentlich als „Parasiten“ bezeichnen kann — haben durch Anpassung an ihre absonderliche Lebensweise die wunderlichsten Formen erworben; sie sind namentlich mit Schutz- und Trugwaffen von der seltsamsten Gestalt ausgerüstet.

Wie aber der Naturforscher in den Tropen „nicht ungestraft unter Palmen wandelt“, so schwimmt er auch nicht ungeahndet unter Korallenbänken. Die Oceaniden, unter deren Hut diese kühlen Zaubergärten des Meeres stehen, bedrohen den fremden Eindringling mit tausend Gefahren. Die Feuerkorallen (*Millepora*) ebensowohl als die zwischen ihnen schwimmenden Medusen brennen bei der Berührung gleich den schlimmsten Brenneffeln. Der Stich der Flossenstacheln von manchen Panzerfischen (*Synanceia*) ist eben so schmerzhaft und gefährlich als derjenige des Skorpions. Viele Krabben kneipen mit ihren mächtigen Scheren auf das empfindlichste. Schwarze Seeigel (*Diadema*) bohren ihre fußlangen Stacheln, die mit feinen Widerhaken besetzt sind, in das Fleisch des Fußes, wo sie abbrechen und stecken bleiben; sie verursachen gefährliche Wunden. Aber am schlimmsten wird die Haut beim Fange der Korallen selbst zugerichtet. Die tausend harten Stacheln und Kantens, mit den ihr Kalkgerüst bewaffnet ist, verursachen beim Versuche, sie abzulösen und in das Boot zu schleppen, unzählige kleine Wunden. In meinem ganzen Leben habe ich keine so zerfetzte und geschundene Haut gehabt, wie nach mehrtägigem Tauchen und Korallenfischen in Puntogalla. Noch mehrere Wochen nachher hatte ich an den Folgen zu leiden. Aber was sind diese vorübergehenden Leiden für den Naturforscher im Verhältnis zu den märchenhaften Anschauungen und Naturgenüssen, mit denen ihn der Besuch dieser wunderbaren Korallenbänke für sein ganzes Leben bereichert!

X. XI. XII.

Belligemma. Ein zoologisches  
Laboratorium in Ceylon. Sechs  
Wochen unter den Singhalesen.

---



## X. Belligemma.

Bella gemma! „Schöner Edelstein“! Wie oft gedenke ich dein! Wie oft taucht jetzt schon, wenige Monate, nachdem ich von dir scheiden mußte, dein unvergeßliches Bild vor mir auf und zaubert mir eine Fülle der schönsten Erinnerungen vor! Wie herrlich wird dieses Bild mir erst später in wachsendem Reize erscheinen, wenn der blaue Duft der geheimnisvollen Ferne mehr und mehr sich über deine lieblichen Formen legt. Fürwahr, wenn man Ceylon das Diadem von Indien nennt, dann darfst du als einer der schönsten Edelsteine in diesem Diademe gepriesen werden: Bella gemma della Taprobane!

Der geneigte Leser wird mir hoffentlich verzeihen, wenn ich hier gleich das Geständnis einschalte, daß der Name Belligemma eigentlich anders geschrieben wird und etwas ganz anderes bedeutet als „Bella gemma“. Der singhalesische Name des Dorfes heißt ursprünglich Weligama und bedeutet: Sanddorf (Weli = Sand, Gama = Dorf). Allein die Engländer sprechen den Namen beständig „Belligemm“ aus, und so brauchen wir bloß ein a an die Stelle des i zu setzen, um zu dem italienischen Worte zu gelangen, das die seltene Schönheit des Ortes treffend bezeichnet. In meiner Erinnerung wenigstens bleibt das Bild von „Bella-Gemma“ immer mit der Vorstellung eines außerlesenen Edelsteins von Naturpracht

verknüpft; während der sandige Strand, der „Weligama“ seinen Namen gegeben hat, ganz darin zurücktritt.

Natürlich hatte ich in Punto-Galla und Colombo mich möglichst gut über die Verhältnisse von Belligemma zu unterrichten gesucht, nachdem ich einmal den Entschluß gefaßt hatte, dort für ein paar Monate mein zoologisches Laboratorium aufzuschlagen. Allein trotz vielen Umherfragens hatte ich nicht viel mehr erfahren, als daß die Lage des Dorfes mitten im Kokoswalde sehr schön, das geschützte Hafenbecken reich an Korallen und das Regierungs-Kasthaus leidlich gut sei: in negativer Hinsicht wurde mir mitgeteilt, daß weder irgend ein Europäer noch irgend eine Spur von europäischem Komfort und gewohnter Zivilisation daselbst existiere. Alles das hatte, wie ich bald erfuhr, seine Richtigkeit. Jedenfalls schwebte also über meiner nächsten Zukunft der mythische Schleier des Abenteuerlichen und Seltsamen; und ich bekenne, daß ich nicht ohne ein gewisses unheimliches Gefühl der Unsicherheit und der völligen Isolierung am 12. Dezember in Punto-Galla der europäischen Kultur Valet sagte. Ich hatte schon in Colombo und noch mehr in Kandy erfahren, wie merkwürdig nahe auf Ceylon die unberührte Urnatur der europäischen Firnikultur auf den Leib rückt, und wie die Distanz weniger Meilen den dichten Urwald von der bevölkerten Stadt trennt. Hier im südlichsten Teile der Insel konnte ich das noch in erhöhtem Maße erwarten. Meine ganze Hoffnung beruhte also einerseits auf der Wirksamkeit der offiziellen Regierungsempfehlung, andererseits auf meinem erprobten Reisegluck, das mich bei derlei abenteuerlichen Wagnissen noch niemals im Stiche gelassen hatte.

So bestieg ich denn voll hochgespannter Erwartung am Morgen des 12. Dezember in Galla den leichten Wagen, der mich längs der Südküste nach Belligemma bringen sollte. Es war morgens 5 Uhr und also noch ganz dunkel, als ich das Fort verließ und durch die Pettah längs des Hafens nach Süden fuhr. Sanft schlafend lagen die Singhalesen, in weiße

Baumwolltücher gehüllt, auf den Palmenmatten in ihren dunklen Hütten. Kein Laut war zu hören. Die tiefste Stille und Einsamkeit lagerte über der schönen Landschaft. Diese verwandelte sich aber mit einem Schlage, als der Zauberstab der aufgehenden Sonne sie plötzlich berührte. Ihre ersten blinkenden Strahlen weckten Leben und Bewegung in dem schlafenden Palmenwald. Einzelne Vögel ließen ihre Stimme in den Gipfeln der Bäume ertönen; die niedlichen Palmen-Sichhörnchen verließen ihr Nest und begannen ihre Morgenpromenade an den Kokosstämmen auf- und abwärts, und die träge „Cabragoya“, die grüne Rieseneidechse (*Hydrosaurus*), streckte am Rande der Wassergräben ihre faulen Glieder. In den Gärten draußen, entfernter von der Stadt, sprangen muntere Affen auf den Fruchtbäumen umher, von denen sie sich soeben ihr Frühstück gestohlen hatten. Nun fingen auch die Singhalesen an, munter zu werden, und ganze Familien nahmen ihr Morgenbad ungeniert an der offenen Landstraße.

Zu den fremdartigsten Eindrücken, welche den Europäer in der Mitte der Tropenzone, so nahe dem Äquator, überraschen, gehört der Mangel der Dämmerung, jener duftigen Übergangsperiode zwischen Tag und Nacht, die in unserer Naturanschauung und Poesie eine so große Rolle spielt. kaum ist abends die strahlende Sonne, die noch soeben die ganze Landschaft vergoldet hatte, in den blauen Ozean gesunken, so breitet auch schon die schwarze Nacht ihre sanften Fittige über Land und Meer, und ebenso plötzlich weicht die letztere morgens wieder dem anbrechenden Tage. Aurora, die rosenfingerige Götze, hat hier ihre Herrschaft verloren. Um so größer erscheint freilich auch der Glanz des jungen Tages und um so prachtvoller das frische Morgenlicht, das tausendfach gebrochen zwischen den feinen Fiedern der Palmwedel glitzert. Die zahllosen Tautropfen hängen gleich Perlen überall an der Spitze der Blattfiedern, und die glatten Flächen der breiten frischgrünen Bananen- und Potosblätter werfen das Licht gleich

tausend Spiegeln zurück. Der sanfte Morgenwind vom Meere her setzt die zierlichen Formen in lebendige Bewegung und bringt zugleich erfrischende Kühle. Alles atmet ein frisches und junges Leben voll Glanz und Pracht.

Die fünfzehn Meilen guten Weges zwischen Punto-Galla und Belligemma zeigen ganz denselben Charakter, der früher von der Galla-Colombostraße geschildert wurde; sie bilden die direkte südliche Fortsetzung dieser herrlichen Küstenstraße. Nur erscheint hier, weiter gen Süden, der prachtvolle Kokoswald womöglich noch glänzender und reicher als dort; insbesondere bilden zahlreiche Schlingpflanzen zwischen den Palmsäulen reizende Guirlanden, und die Bananengruppen, die Papaya- und Brotfruchtbäume rings um die Hütten, die zierlichen Manihot- und Yamstaude an deren Verzäunung, die riesenblättrigen Kaladien und Kolokasien am Wege erschienen mir großartiger und kräftiger als je vorher. Dabei wird der Kokoswald häufig durch kleine Weiher belebt, die mit Lotosblumen und anderen Wasserpflanzen bedeckt sind; und dann wieder von reizenden Bächen durchflossen, deren Ränder dicht mit den zierlichsten Farnen geschmückt sind. Dann kommen dazwischen felsige Hügel, mit Schraubenpalmen oder duftigen Pandangs bedeckt, und damit wechselnd lachender Sandstrand voll der schönsten roten Windlinge, weißer Lilien und anderer prächtiger Blumen. An den Mündungen der kleinen Küstenflüsse, die unsere Straße überschreitet, erscheinen wiederum die herrlichen Bambusen und die dunkeln Mangroven; auch die seltsame, stammlose Nipapalme ragt mit ihren zierlichen Fiederkämmen aus dem Wasser.

So wird das Auge nicht müde, an den schönsten Gestalten der Tropenflora sich zu weiden, und ich bedauerte es fast, als nach mehreren Stunden schneller Fahrt mein schwarzer Tamilkutscher auf ein entferntes, im Bogen vorspringendes Felsen- vorgebirge hinwies, mit den Worten: „Dahinter Weligama.“ Bald wurden die zerstreuten Hütten am Wege zahlreicher und



gruppierten sich zu einer Dorffstraße; beiderseits frischgrüne Reisfelder, vom schönsten Walde unterbrochen. Die Steine der Mauern bestanden größtenteils aus prächtigen Korallenblöcken. An einer Biegung des Weges erschien links auf einer Anhöhe ein stattlicher Buddhatempel mit Namen: Agrabuddha-Ganni, seit alten Zeiten ein berühmter Wallfahrtsort. Gleich darauf zeigte sich zur Rechten des Weges, von Kittulpalmen überschattet, die kolossale, in dem schwarzen Felsen ausgemeißelte Relieffstatue eines altberühmten Königs, Cutta Raja. Sein gewaltiger Leib ist mit einem Schuppenpanzer bedeckt und mit einer Mitra gekrönt. Er wird in alten Chroniken nicht nur als Eroberer, sondern auch als Wohltäter der Insel gepriesen; namentlich soll er zuerst den Gebrauch der Kokosnuß eingeführt haben. Bald darauf fuhren wir durch einen kleinen Bazar, und nach wenigen Schritten hielt mein Wagen vor dem spannungsvoll erwarteten Rasthause von Velligemma.

Eine dichte braune Volksmenge stand voller Neugierde vor dem Tore, das die Umzäunung des Rasthausgartens schließt, versammelt. Unter ihnen bemerkte ich eine Gruppe von vornehmen Eingeborenen im höchsten Staate. Der Präsident der Südprovinz (— oder der „Government-Agent“, wie sein bescheidener Titel lautet —) hatte dem Befehle des Gouverneurs zufolge dem Gemeindevorstand des Dorfes meine bevorstehende Ankunft angezeigt, ihn angewiesen, mich bestens zu empfangen und mir in jeder Weise behilflich zu sein. Der erste Häuptling oder der „Mudhyar“, ein stattlicher Mann von etwa 60 Jahren, mit gutmütigen, freundlichen Mienen und starkem Backenbarte, trat auf mich zu und begrüßte mich mit einer feierlichen Anrede in gebrochenem Englisch; er versicherte mir in höflichster und würdigster Form, daß sein ganzer „Korle“ oder Dorfbezirk sich durch meinen Besuch hochgeehrt fühle und daß die 4000 braunen Bewohner desselben sich bemühen würden, mir den Aufenthalt recht angenehm zu machen; er selbst sei jederzeit zu meinem Dienste bereit. Ein

kräftiger Pauken- und Trommeltusch, ausgeführt von mehreren im Hintergrunde kauernden Tamtamschlägern, bekräftigte am Schlusse der feierlichen Empfangsrede deren offizielle Bedeutung.

Nachdem ich geantwortet und gedankt hatte, folgte die Vorstellung der Honoratioren, welche das feierliche Gefolge des Mudhar bildeten: des zweiten Häuptlings (Aretshi), des Zolleinnehmers oder Kollektors und des Doktors; an diese wichtigen Regierungsbeamten schlossen sich dann noch mehrere der angesehensten Einwohner des Dorfes an, alle in liebenswürdigster Weise mich ihres guten Willens und ihrer hilfsbereiten Unterstützung versichernd. Ein Trommeltusch der Tamtamschläger am Schlusse jeder Rede diente dazu, ihre schönen Versprechungen zu besiegeln. Der Doktor und der Kollektor, die beide geläufig englisch sprachen, dienten mir als Dolmetscher zum Verständnis der singhalesischen Reden. Die umgebende Volksmasse hörte mit stiller Spannung zu und musterte meine Person und meine Reiseeffekten mit größtem Interesse.

Die ganze Empfangsfeierlichkeit war um so seltsamer, als die Tracht der meisten Standespersonen von Belligemma ein komisches Gemisch von europäischem und singhalesischem Kostüm zeigte; das erstere für die obere, das letztere für die untere Hälfte des Körpers bestimmt. Fangen wir von oben an, so erfreut unser Auge zunächst ein hoher englischer Zylinderhut, unter allen Kopfbedeckungen unzweifelhaft die häßlichste und unpraktischste. Da die Singhalesen aber sehen, daß bei allen feierlichen Gelegenheiten die Europäer dieses Zylinderepithel als ein unentbehrliches Emblem des höheren Gentleman betrachten und dasselbe selbst bei der größten Hitze nicht fehlen darf, so würden sie es für einen gewaltigen Etikettefehler halten, auf diese sonderbare Zierde zu verzichten. Das gutmütige braune Gesicht, das dieser schmalkrempige Schornstein nur wenig beschattet, wird von einem stattlichen, schwarzen Backenbart eingerahmt; dieser ist am Kinn in der Mitte ausgeschnitten und beiderseits von mächtigen weißen, oben spitz

vorspringenden „Vatermördern“ überragt; darunter ein buntseidenes Halstuch in zierlicher Schleife. Endlich fehlt nicht der schwarze Frack mit schmalen Schößen, ebenso wenig wie die weiße Weste darunter, mit bunten Steinen und Goldschmuck verziert. Dagegen prangt nun an Stelle der Beinkleider die echt nationale Bedeckung der unteren Körperhälfte der Singhalesen, der rote oder rotbunte Komboi — eine breite Schürze, die an den roten Rock der deutschen Bauernmädchen erinnert. Die zierlichen kleinen Füße, die darunter hervorschauen, entbehren jeder Bedeckung oder sind nur durch Sandalen geschützt.

Nach dem ersten freundlichen Empfange, der alles gute versprach, führte mich mein neuer Beschützer in feierlichem Zuge durch das Thor in den lieblichen, von einer niedrigen weißen Mauer umschlossenen Garten des Rasthauses. Der erste Anblick des letzteren übertraf meine Erwartungen: ein stattliches, einstöckiges, steinernes Gebäude, von einer Veranda umgeben, deren weiße Säulen ein weit vorspringendes rotes Ziegeldach tragen. Der weite grüne Rasenplatz vor seiner breiten Ostfront ist in der Mitte mit einem prachtvollen Zierbaume geziert, dessen säulengleicher runder Stamm wohl 80 bis 90 Fuß Höhe erreicht. Die kletternden Leguminosen, die denselben umschlingen, lassen oben an den aufstrebenden Zweigen reizende Festons herabfallen. An der Südseite des Rasthauses weideten ein paar Kühe friedlich auf dem grünen Rasen, der hier von einem halben Duzend der prachtvollsten alten Brotfruchtbäume überschattet ist, während der knorrige dicke Stamm der letzteren und die mächtige Krone mit ihren weithinragenden Ästen an die schönsten Prachtexemplare unserer deutschen Eichen erinnern, verleihen ihnen dagegen die kolossalen, dunkel glänzenden und tief eingeschnittenen Blätter, sowie die gewaltigen hellgrünen Früchte, ein weit stolzeres und imposanteres Aussehen.

Zwischen den dunklen Kronen dieser herrlichen *Artocarpus*-

riesen öffnet sich die freundlichste Aussicht auf das sonnige, fast kreisrunde Hasenbecken von Belligemma, auf dem soeben zahlreiche Boote mit vollen Segeln vom Fischfange zurückkehren; das langgestreckte felsige Vorgebirge gegenüber, im Süden, ist theils mit Djungle, theils mit Kokoswald bedeckt; die Hütten des Fischerdorfes Miriffa schimmern von seinem weißen Strande herüber. Unmittelbar vor dem Rasthause aber, kaum zwei Minuten entfernt, liegt eine liebliche kleine Felseninsel, Gan=Duba, ganz mit den schönsten Kokospalmen geschmückt.

Indem wir weiter um das Rasthaus herumgehen, treten wir in den Fruchtgarten voll lachender Bananen und Manihotstauden, der sich westwärts hinter demselben ausdehnt und an einen dichtbewaldeten Hügel anlehnt. Ein Nebengebäude an seinem Fuße enthält die Küche und einige Vorratsräume, die mir für meine Sammlungen sehr zu statten kamen. Der erwähnte Hügel erhebt sich an der Nordseite des Rasthausgartens zu einer steilen Lehne, über der sich der dichteste, von Affen und Papageien bevölkerte Waldpark ausdehnt, während ihre Gehänge mit dem üppigsten Buschwerk verziert und von einem Teppich dichter Kletterpflanzen überwuchert sind.

Von der reizenden Lage und der idyllischen Umgebung des Rasthauses gleich beim ersten Anblick entzückt, wollte ich voll Spannung über die breite Freitreppe an der Ostfront in das Innere eintreten. Da empfing mich unten an der Treppe mit einer neuen Begrüßungsrede (— halb Englisch, halb Pali —) der Verwalter meines neuen Wohnsitzes, der alte „Rasthauskeeper“. Beide Arme über der Brust gekreuzt, den braunen Oberkörper tief über gebeugt, fast knieend, näherte sich mir der würdige alte Greis mit der unterwürfigsten Miene und bat mich, mit dem einfachen Unterkommen in Belligemma fürlieb zu nehmen; was das Dorf von Reis und Curry, von Früchten und Fischen biete, das wolle er mir reichlichst spenden; an Kokosnüssen und Bananen sei kein Mangel. Im

übrigen solle ich alles erhalten, was überhaupt hier zu bekommen sei; und am bereitwilligsten Dienste solle es nicht fehlen. Diese und andere schöne Dinge versprach mir der alte Mann in wohlgefügter Rede, die sogar mit einigen philosophischen Sentenzen gewürzt war. Indem ich nun dabei in sein gutmütiges breites Gesicht sah und unter den kleinen Augen die kurze, breite, aufgestülpte Nase betrachtete und unter den dicken Rippen den langen, wirren Silberbart, fiel mir plötzlich die bekannte Büste des alten Sokrates ein, die in manchem Stück an einen Satyrkopf erinnert; und da ich den langen singhalesischen Namen meines philosophischen Wirtes nicht behalten konnte, nannte ich ihn schlechtweg Sokrates. Diese Umtaufung rechtfertigte sich später um so mehr, als der weise Alte in der That sich vielfach als Philosoph erwies; auch stand er mit der Reinlichkeit auf sehr gespanntem Fuße, was — wenn ich nicht irre — nicht minder bei seinem griechischen Vorbilde der Fall war.

Nun schien es, als ob ich gleich beim Eintritte in mein idyllisches Daheim die vertrauten Eindrücke des klassischen Altertums nicht los werden sollte. Denn als mich Sokrates über die Freitreppe in den offenen Mittelraum des Kasthauses hineinführte, stand da mit erhobenen Armen, in einer betenden Stellung, eine reizende, nackte, braune Figur, die nichts anderes sein konnte, als die berühmte Statue des betenden Knaben, des „Adoranten“. Wie erstaunte ich aber, als die zierliche Bronzestatue plötzlich lebendig wurde, die Arme senkend vor mir niederkniete, die schwarzen Augen bittend zu mir aufschlug, und dann stumm in demütigster Weise das schöne Haupt neigte, so daß die langen, schwarzen Locken auf den Boden herabfielen. Sokrates belehrte mich, daß dieser Knabe ein Paria sei, ein Angehöriger der niedersten Kaste, der „Rodiah“, der frühzeitig seine Eltern verloren, und dessen er sich daher aus Mitleid angenommen habe. Er sei ausschließlich für meinen persönlichen Dienst bestimmt, habe den ganzen Tag nur auf meine

Wünsche zu achten und sei ein guter Junge, der sicher seine Pflicht ordentlich üben werde. Auf die Frage, wie ich meinen neuen Leibpagen denn zu rufen habe, antwortete mir der Alte, daß er Gamameda (oder „Mittendorf“) heiße (Gama = Dorf, Meda = Mitte). Natürlich fiel mir dabei sofort Ganymedes ein; denn einen edleren Körperbau, ein feineres Ebenmaß der zierlichen Glieder konnte der schöne Liebling des Zeus wohl nicht besessen haben. Da nun Gamameda gerade als Mundschenk eine vorzügliche Fertigkeit entwickelte, und es sich nicht nehmen ließ, mir jede Kokosnuß selbst zu öffnen, jedes Glas Palmwein selbst einzuschenken, so war es gewiß nur gerechtfertigt, daß ich ihn Ganymedes nannte.

Unter den vielen schönen Figuren, die in meiner Erinnerung das Paradies von Ceylon beleben, ist Ganymedes mir eine der liebsten und wertesten geblieben. Denn nicht allein erfüllte er seine Dienstpflichten mit der größten Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit, sondern entwickelte auch bald eine besondere Anhänglichkeit und Dienstwilligkeit für meine Person, die mich wahrhaft rührte. Der arme Junge war bisher, als unglückliches Glied der Rodiah-Kaste schon von Geburt an der tiefsten Verachtung seiner Landsleute geweiht, Gegenstand vielfacher Roheiten und selbst Mißhandlungen gewesen; mit Ausnahme des alten Sokrates (— der ihn übrigens auch ziemlich barsch behandelte —) hatte sich vielleicht noch niemand seiner angenommen. Es war daher offenbar für ihn ebenso überraschend als beglückend, daß ich ihm von Anfang an freundlich entgegenkam. Ganz besonders dankbar aber erwies er sich für folgenden kleinen Dienst. Wenige Tage vor meiner Ankunft hatte er sich einen Dorn tief in den Fuß gestochen; beim Herausziehen desselben war ein Stück abgebrochen und in der Wunde stecken geblieben. Ich entfernte denselben durch eine ziemlich mühsame Operation und behandelte die schmerzhafteste Wunde mit Karbolsäure so glücklich, daß sie schon nach kurzer Zeit geheilt war. Seitdem

folgte mir der dankbare Ganymed wie mein Schatten und suchte mir alle Wünsche an den Augen abzusehen. Kaum hatte ich mich früh von meinem Lager erhoben, so stand er schon vor mir mit der frisch geöffneten Kokosnuß, aus der er mir den kühlen Sabetrunk des Morgens kredenzte. Bei Tisch verwendete er kein Auge von meinen Bewegungen und wußte immer schon im voraus, was ich begehrte. Zur Kühlung der Hitze zog er unermüdlich die Punks. Beim Arbeiten putzte er mir die anatomischen Instrumente und die Gläser für das Mikroskop. Glücklich aber war Ganymed, wenn es hinaus in den Kokoswald oder an den Seestrand ging, zum Malen und Sammeln, zum Jagen und Fischen. Wenn ich ihm dann erlaubte, den Malkasten oder die photographische Kamera zu tragen, das Jagdgewehr oder die Botanisiertrommel umzuhängen, dann schritt er mit strahlendem Antlitz hinter mir her, stolz herablickend auf die verwunderten Singhalesen, die in ihm nur den unwürdigen Rodiah gesehen hatten und eine derartige Auszeichnung unbegreiflich fanden. Besonders ärgerlich war darüber mein Dolmetscher, der neidische William: er suchte den guten Ganymed bei jeder Gelegenheit anzuschwärzen, überzeugte sich aber bald, daß ich meinem Liebling kein Leid antun lasse. Viele hübsche und wertvolle Erwerbungen meiner Sammlung verdanke ich nur dem unermüdlichen Eifer und der Geschicklichkeit des letzteren. Mit dem scharfen Auge, der geschickten Hand und der flinken Behendigkeit der singhalesischen Kinder wußte er sich ebenso des fliegenden Schmetterlings wie des schwimmenden Fisches zu bemächtigen, und bewunderungswürdig war seine Gewandtheit, wenn er auf der Jagd katzenleich einen hohen Baum erkletterte oder in das dichte Djungle sprang, um die Jagdbeute herauszuholen.

Die Rodiahkaste, zu der Gamamede gehörte, ist zwar rein singhalesischen Ursprungs, wird aber von allen Bewohnern der Insel (— trotzdem hier das Kastenwesen lange nicht so schroff als auf dem indischen Festlande entwickelt ist —) als

eine sehr tief stehende verachtet, gleich den Paria. Die Angehörigen derselben treiben meistens nur Gewerbe, welche als verächtlich gelten; dazu gehört sonderbarerweise das Waschen. Kein Indier höherer Kaste wird mit einem Kodiah in nähere Gemeinschaft treten. Als ob aber die gütige Mutter Natur das schwere Unrecht, das so einem ihrer Kinder geschieht, wieder gut machen wollte, hat sie die armen verstoßenen Kodiah nicht allein mit der großen Glücksgabe der Zufriedenheit und Genügsamkeit ausgestattet, sondern ihnen auch das anmutige Geschenk eines besonders schönen Körperbaues verliehen, und da sie nur die notdürftigste Kleidung tragen, hat man stets Gelegenheit, denselben zu bewundern. Sowohl die Knaben und die Jünglinge als auch die jungen Mädchen sind durchschnittlich von stattlicherem Wuchs und edlerer Gesichtsbildung, als die übrigen Singhalesen; vielleicht ist es gerade dieser Umstand, der den Neid und Haß der letzteren erregt.

Im allgemeinen ist auf Ceylon überhaupt das starke Geschlecht zugleich das schöne; und ganz besonders zeichnen sich die Knaben durch einen gewissen schwärmerischen Ausdruck der edlen arischen Gesichtszüge aus. Vorzüglich spricht sich dieser in dem feingeschnittenen Munde und in dem tiefdunklen, seelenvollen Auge aus, welches mehr verspricht, als das Gehirn hält: dazu ist das schöne Oval des Gesichts von einer dichten Fülle langer rabenschwarzer Locken eingerahmt. Da die Kinder beiderlei Geschlechts (wenigstens auf den Dörfern) bis zum achten oder neunten Jahre ganz nackt gehen oder nur einen schmalen Lendenschurz tragen, so bilden sie die passendste Staffage zu der paradiesischen Landschaft; oft meint man, lebendige griechische Statuen vor sich zu haben. Ransonet hat auf Taf. IV seines Werkes über Ceylon in der Abbildung eines vierzehnjährigen Knaben Simiapu jene charakteristischen Züge sehr gut wiedergegeben. Diesem ganz ähnlich war auch Gamameda, nur hatten seine Züge noch etwas Weicheres und Mädchenhafteres, erinnernd an Mignon.





Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Cocos-Insel bei Belligemma.



Im Alter verliert sich der Reiz jener milden und anmutigen Gesichtsbildung ganz, besonders beim weiblichen Geschlecht, und es tritt eine gewisse Härte oder Stumpfheit und Ausdruckslosigkeit an deren Stelle. Oft springen auch die Knochenteile des Gesichts dann sehr unangenehm hervor. Ein auffallendes Beispiel solcher Häßlichkeit bot der alte Babua, die dritte Persönlichkeit, die sich mir im Rasthause vorstellte, und zwar als dessen Koch. Der hagere Alte mit seinen dünnen Gliedern entsprach keineswegs dem behaglichen Bilde, das wir uns gewöhnlich von einem wohlbeleibten Koch machen; vielmehr erinnerte er an die vierhändigen älteren Vorfahren des Menschengeschlechts; und wenn er den breiten Mund seines hageren, dunkel bronzegelben Gesichts zu einem grinsenden Lächeln verzog, bekam er viel Ähnlichkeit mit einem alten Pavian. Es war daher ein komischer Zufall, daß der Name Babuin in der That der systematische Name einer bronzefarbenen Pavianart ist (*Cynocephalus Babuin*). Im übrigen war der alte „Hundskopf“ mit seinem mächtigen Unterkiefer und der niedrigen Stirn (— vielleicht mit einem Anteil Negerbluts in seinen Adern —) ein sehr harmloser und gutmütiger Gesell. Sein Ehrgeiz war befriedigt, wenn er mir zu dem tagtäglich zweimal aufgetragenen Reiz irgend eine neue Körryart als Würze vorsezte, und ich dieselbe lobte. Etwas mehr Keinlichkeit in seiner primitiven Küche wäre freilich bei ihm ebenso wie bei Sokrates sehr erwünscht gewesen.

Zu diesen drei ständigen Bewohnern des Rasthauses kam nun noch als vierter dienstbarer Geist mein Dolmetscher, namens William. Ich hatte denselben (zunächst für einen Monat) in Punt-Galla engagiert. Meine englischen Freunde hatten mir dort zwar, der Landesitte entsprechend, geraten, mehrere Diener für den Aufenthalt in Belligemma zu mieten: einen als Dolmetscher, einen zweiten als Jäger, einen dritten als Leibdiener u. s. w. Ich hatte aber schon zu viel von der Last und dem Ärger der vielen Diener in Indien kennen ge-

lernt, um an dieser übertriebenen Arbeitsteilung Gefallen zu finden, und war daher froh, in William einen Mann zu treffen, der sich bereit erklärte, die Funktionen des Dolmetschers, des Leibdieners und des Assistenten gemeinschaftlich auszuüben. Er war mehrere Jahre Soldat und Offiziersbursche gewesen, besaß gute Zeugnisse darüber und war ein leidlich gewandter und gutwilliger Gehilfe. Als echter Vollblut-Singhalese hatte er allerdings eine ausgesprochene Scheu vor Arbeit im allgemeinen und vor harter Arbeit im besonderen; auch hielt er es für zweckmäßig, für jede Arbeitsleistung so viel Zeit und so wenig Kraft als möglich aufzuwenden. Das Hauptinteresse des Tages konzentrierte sich für ihn, wie für jeden singhalesischen Jüngling, in der kunstgerechten Herstellung seiner Frisur. Die langen schwarzen Haare zu waschen und zu kämmen, dann zu trocknen und mit Kokosöl zu salben, darauf in einen regelrechten Zopf aufzuwinden und diesen mit einem großen Schildpattkamm zu befestigen, das war für William das wichtige Drama in sechs Akten, zu dessen Aufführung er jeden Morgen mehrere Stunden brauchte. Um sich von dieser Anstrengung zu erholen, hatte er dann wieder mehrere Stunden Ruhe nötig. Seine Hauptaufgaben als Dolmetscher und als Wärter der Kleider und Wäsche erfüllte er mit großer Gewissenhaftigkeit, hingegen wies er mit großer Indignation jede Zumutung zu anstrengender mechanischer Arbeit von sich, indem er würdevoll versicherte, daß er kein „Kuli“ sei. Im übrigen besorgte er seine leichte Hausarbeit mit ziemlicher Geschicklichkeit und half namentlich gern beim Arbeiten mit dem Mikroskop.

Die schöne Leserin wird nun vermutlich neugierig nach den weiblichen Bewohnern des Kasthauses von Belligemma fragen; ich muß aber bedauern, von diesen nichts melden zu können, aus dem einfachen Grunde, weil keine vorhanden waren. Nicht allein die Köchin Babua und das Zimmermädchen William, sondern auch die Waschfrau, die jede Woche meine Wäsche abholte, um sie auf Steinen im Flusse weiß zu klopfen, — sie alle waren männlichen Geschlechts, wie überhaupt fast alle

Dienstboten in Indien. Auch sonst war in Weligama vom schönen Geschlechte fast nichts zu sehen; doch darüber später.

### XI. Ein zoologisches Laboratorium in Ceylon.

Meine erste Aufgabe in Belligemma war nun, mit Hilfe meiner vier dienstbaren Geister mich in dem Kasthause, so gut es ging, häuslich einzurichten und mein zoologisches Laboratorium aufzuschlagen. Das Haus enthielt nur drei geräumige Zimmer, von denen das mittlere, das „Dining Room“, als Speise- und Konversationsaal für alle etwaigen Gäste des Hauses (insbesondere auch für durchreisende Regierungsbeamte) diente; ein großer Esstisch, zwei Bänke und mehrere Stühle bildeten seine Ausstattung. Zu beiden Seiten desselben war ein großes Fremdenzimmer mit einer gewaltigen indischen Bettstelle, in welcher der träumende Schläfer sich bequem rings um seine Achse drehen konnte, ohne mit den Fußspitzen den Rand zu berühren. Ein großes, darüber ausgespanntes Moskitonez mochte früher wohl gute Dienste geleistet haben, war aber jetzt nur noch als Idee vorhanden; ebenso befand sich auch die Matratze in einem Zustande, der es mir rätlich erscheinen ließ, auf deren Gebrauch zu verzichten und mich nach Art der Eingeborenen mit einer Palmenmatte zu begnügen. Außer der gewaltigen Bettstatt befanden sich in jedem der beiden Zimmer noch ein kleiner Tisch mit Waschgerät und ein paar Stühle. Die großen Fenster in den weißen Wänden waren, wie allenthalben, ohne Glasscheiben, dagegen durch grüne hölzerne Jalousien verschließbar. Der Boden war mit Steinfliesen belegt. Das hellere, nach Süden gelegene Zimmer, das ich zu meinem Gebrauche wählte, gewährte durch eine nach Süden auf die Veranda geöffnete Thür einen prächtigen Blick auf das reizende Hafengebiet. Ich hätte sehr gern diesen Raum bloß zum Arbeiten benutzt und zum zoologischen Laboratorium eingerichtet, dagegen das andere, nördlich gelegene Zimmer

zum Wohn- und Schlafzimmer. Allein dieses mußte für den Gebrauch durchreisender Fremden reserviert bleiben.

Angeichts der primitiven Einfachheit des Ameublements mußte es natürlich meine erste Sorge sein, mir dasjenige Hausgerät anzuschaffen, ohne welches an Arbeiten in diesen großen leeren Räumen überhaupt nicht zu denken war, vor allem große Tische und Bänke, sodann womöglich Kommoden und Schränke. Aber das hatte freilich seine großen Schwierigkeiten, und obgleich meine neuen Freunde mich dabei nach Kräften unterstützten, ließ das fertige Laboratorium doch mancherlei zu wünschen übrig. Der erste Häuptling versorgte mich mit Brettern, welche ich über meine entleerten Kisten legte, auf diese Weise Bänke zur Aufstellung der Gläser her richtend. Vom zweiten Häuptling erhielt ich zwei große alte Tische. Der Steuereinnehmer (der überhaupt sehr gefällig und gebildet war) ließ mir ein par kleine, verschließbare Schränke oder *Almeiras*, in denen ich meine kostbaren Instrumente, die Chemikalien und Gifte, einschließen konnte. Der Schulmeister verschaffte mir ein kleines Büchergestell, und so brachten die guten Leute mir noch mancherlei kleines Hausgerät, mit dem ich mein Laboratorium leidlich ausstatten konnte. Die Gegenleistung für diese kleinen Gefälligkeiten bestand zunächst nur in der Befriedigung ihrer Neugierde; aber freilich nahm diese leider bald Dimensionen an, die mir höchst lästig wurden und einen großen Teil meiner kostbaren Arbeitszeit raubten.

Abgesehen von den angeführten notwendigsten Mobilien (— die für die meisten Singhalesen bereits überflüssige Luxusartikel sind —), war übrigens für meine sonstige Ausstattung in *Belligemma* so gut wie nichts zu bekommen, und es war daher ein wahres Glück, daß ich mir alle Erfordernisse meiner häuslichen Einrichtung und meiner zoologischen Arbeitszwecke von Europa mitgebracht hatte. Es existierte zwar im Dorfe ein sogenannter Zimmermann und eine Art Schlosser, deren Unterstützung ich öfter gut hätte brauchen können. Allein die primitive Beschaffenheit ihres Handwerkzeuges bezeugte

genügend den Grad ihrer Kunstfertigkeit; nicht minder als ihre staunende Bewunderung der einfachen Geräte, die ich selbst bei mir führte. Auch stellte sich bald heraus, daß ich eigentlich alles selbst tun mußte; denn sobald ich einmal einen solchen singhalesischen Handwerker zu Hilfe genommen hatte, war nach vollbrachter Arbeit in der Regel meine erste Aufgabe, dieselbe von vorne anzufangen. Für Reparaturen an Instrumenten u. s. w., deren leider bald viele nötig wurden, war natürlich an Hilfe von solchen Leuten nicht zu denken.

Trotz dieser Hindernisse gelang es mir doch, in wenigen Tagen mein Zimmer in ein leidlich gutes Laboratorium, entsprechend den Bedürfnissen unserer heutigen marinen Zoologie, zu verwandeln. Mikroskope und anatomische Instrumente waren aufgestellt, ein Duzend großer und ein paar hundert kleiner Gläser auf Gestellen verteilt, der mitgebrachte Alkohol in Flaschen gefüllt und mit Terpentinöl und Thymol versetzt, um ihn vor etwaigen Trirkgehlüsten meiner Diener zu bewahren. Einer der beiden Schränke enthielt meine gut ausgestattete Hausapotheke, sowie die Patronen, Munitionskasten und die Hexenküche, welche aus den verschiedenen mikro-chemischen und photographischen Utensilien bestand, aus den Giften zum Präparieren und Konservieren der Tiere u. s. w. Im anderen Schranke waren die sämtlichen Bücher und Papiersachen, sowie die Utensilien zum Zeichnen, zum Aquarell- und Ölmalen untergebracht, ferner eine Anzahl zerbrechlicher und delikater Instrumente. Die Füße dieser beiden Schränke, sowie die Füße der Tische standen in wassergefüllten Tonschalen (ähnlich unseren Blumenuntersezern), um sie vor den Angriffen der alles zerstörenden Termiten und Ameisen zu schützen. In einer Ecke des Zimmers standen die Netze und Fischegeräte, in der anderen die Gewehre, die Jagdutensilien und die Botanistertrommeln; in der dritten die Vötapparate und Blechkisten; die vierte Ecke nahm die riesige Bettstelle ein, welche tagsüber als Präpariertisch fungierte. An den Wänden ringsum standen ein paar Duzend leerer Kisten zur Aufnahme der Sammlungen

sowie die Blechkoffer, welche Kleider und Wäsche enthielten. Darüber waren Nägel eingeschlagen, um Barometer, Thermometer, Wagen und eine Menge verschiedener Dinge zum alltäglichen Gebrauche aufzuhängen. So sah es denn schon nach ein paar Tagen im Rasthause zu Belligemma fast so aus, wie in den marinen Laboratorien, die ich mir für einen halbjährigen Winteraufenthalt vor 22 Jahren in Messina und ebenso vor 15 Jahren auf der canarischen Insel Lanzarote eingerichtet hatte, nur mit dem Unterschiede, daß meine zoologische und künstlerische Ausstattung diesmal weit vollständiger und vielseitiger war; freilich war dafür andererseits der Komfort der Hauswirtschaft hier viel einfacher und primitiver. Indessen tröstete mich für mancherlei Mängel der Gedanke, daß ich kaum sechs Breitengrade vom Äquator entfernt war und daß jedenfalls noch niemals zuvor in Ceylon ein so gut ausgerüstetes Laboratorium für marine Zoologie bestanden hatte. Um so größer war zugleich die Spannung, mit der ich nun an die Arbeit ging.

Die Schwierigkeiten, auf welche derartige Arbeiten, und ganz besonders die subtilen Untersuchungen über Körperbau und Entwicklung der niederen Seetiere, in der Tropenzone stoßen, sind von allen Naturforschern, die dergleichen in den letzten Dezennien versuchten, lebhaft empfunden und beklagt worden. Ich war daher von vornherein darauf gefaßt, mußte aber bald erfahren, daß sie hier in Ceylon größer und mannigfaltiger seien, als ich gedacht hatte. Nicht allein das übermäßig heiße und feuchte Klima mit allen seinen verderblichen Einflüssen, sondern auch das Leben innerhalb eines unkultivierten Dorfes unter einer halbwilden Bevölkerung, sowie der Mangel an vielen gewohnten Hilfsmitteln der Zivilisation bereitete den beabsichtigten Untersuchungen und Sammlungen tausend Hindernisse. Seufzend dachte ich oft an die vielen Bequemlichkeiten und Vorteile, die ich auf meinen zahlreichen zoologischen Reisen an die Mittelmeerküste stets genossen hatte und die ich hier schmerzlich entbehrte.



Eine der größten Schwierigkeiten bereitete schon von vornherein die Beschaffung eines brauchbaren Bootes zum Fischen sowie anstelliger Fischer und Bootleute. Es sind nämlich in Belligemma, wie überall an der Küste von Ceylon (— mit einziger Ausnahme der Hauptstädte —), ausschließlich die sonderbaren Auslegerkanoes in Gebrauch, von denen ich früher (bei der Ankunft in Colombo) gesprochen habe. Wie dort erwähnt, sind dieselben bei 20—25 Fuß Länge so schmal (kaum  $1\frac{1}{2}$  Fuß breit), daß keine erwachsene Person darin beide Beine nebeneinander stellen kann. Man sitzt also in einem Boote eingeklemmt fest, und mein Freund, Professor H. Vogel in Berlin, der sie hier ebenfalls früher benutzte, hat sie in seiner anziehenden Reisebeschreibung sehr treffend als „Wadenquetscher“ bezeichnet. Von Arbeiten in einem solchen ausgehöhlten Baumstamme, oder gar von Hin- und Hergehen in demselben, sowie von den freien Bewegungen, die zum Dreschen, zum Siantieren mit dem Schlepptreke erforderlich sind, kann demnach gar keine Rede sein; ich mußte auf letzteres zunächst überhaupt verzichten. Einen anderen Übelstand dieser Kanoes bilden die beiden charakteristischen „Ausleger,“ die zwei parallelen Stämme oder Bambusstäbe, welche von einer Seite desselben rechtwinklig abgehen und an ihren Außenenden durch einen stärkeren (dem Boote parallel laufenden) Stamm verbunden sind; der letztere, 8—10 Fuß abstehend, schwimmt flach auf dem Wasserpiegel und verhindert das Umschlagen des schmalen und hohen Kanoes. Dasselbe gewinnt dadurch einen hohen Grad von Sicherheit, aber freilich auch zugleich von Schwerefälligkeit. Denn man kann immer nur mit einer Flanke des Bootes sich der Küste oder einem anderen Gegenstande nähern, und das Wenden dauert lange. Ein eigentliches Steuer fehlt ganz; dasselbe wird durch ein gewöhnliches Ruder ersetzt, das abwechselnd an den beiden (ganz gleich gebauten und spitz auslaufenden) Enden des Kanoes zum Steuern benutzt wird. Die kleinen Boote werden von zwei, die größeren von vier oder

sechs Ruderern in Bewegung gesetzt. Außerdem ist aber auch ein niedriger Mast mit einem großen viereckigen Segel vorhanden. Letzteres leistet bei gutem Winde vorzügliche Dienste; das leichte Kanoe, dessen schmaler Boden dem Wasser bei seinem geringen Tiefgange nur sehr wenig Widerstand bietet, gleitet dann pfeilschnell über den Meeresspiegel fort. Ich habe öfter darin 10—12 Seemeilen in der Stunde gemacht, wie in einem rasch fahrenden Dampfschiffe. Drückt der Wind allzu stark auf das Segel, so daß das Boot nach einer Seite umzuschlagen droht, so klettern die behenden Bootsleute mit affenartiger Geschwindigkeit rasch nach der anderen Seite über die Ausleger auf den außen schwimmenden Parallelstamm, um diesen zu beschweren und niederhockend als Gegengewicht zu dienen.

Natürlich war es ganz unmöglich, in einem solchen Auslegerkanoe ohne weiteres eine Kiste mit großen Gläsern und die verschiedenen Instrumente unterzubringen, die ich zum Fange der pelagischen Seetiere und insbesondere der Medusen stets benutze. Ich mußte mir daher in meinem Kanoe erst ein besonderes Gestell aus quer übergelegten und beiderseits breit vorragenden Brettern bauen, auf dem ich bequem sitzen und mich frei bewegen konnte. Auf beiden Enden des Gestelles wurden mit Stricken aus Kokosfasern die beiden Kisten befestigt, in denen ich vier große und ein Duzend kleinere Gläser untergebracht hatte. Dergleichen Stricke dienen auch ausschließlich zur Befestigung und Verbindung der verschiedenen Kanoteile. Die Eingeborenen verwenden dafür keinen einzigen Nagel oder sonst einen Eisenteil; alles besteht aus Holz und Kokosbast. Sogar die senkrecht stehenden Seitenbretter, welche auf beiden freien Seitenrändern des ausgehöhlten Baumstammes sich 3—4 Fuß hoch erheben, sind mit Bindfaden aus Palmfasern daran befestigt. Aus solchen festen Coirfasern, aus den Schalen der Kokosnüsse bereitet, bestanden auch alle die Stricke und Bindfaden, die ich für meine Arbeiten verwendete.

Bei dieser Einrichtung und der weiteren Ausstattung

meines Bootes, sowie bei Beschaffung und Instruktion der Bootleute, war mir von größtem Nutzen die Hilfe eines Mannes, dem ich auch sonst für manche wertvolle Dienste zu großem Danke verpflichtet bin; es war dies der zweite Häuptling von Belligemma, der Aretschki Abahawira. Schon der Regierungsagent der Südprovinz hatte mir von seinen vorzüglichen Eigenschaften erzählt und mir eine besondere Empfehlung an ihn mitgegeben. Ich fand in ihm einen ungewöhnlich intelligenten und geweckten Singhalesen von ungefähr 40 Jahren, dessen Kenntnisse und dessen Interessentkreis weit über diejenigen seiner meisten Landsleute hinausragten. Von der gewöhnlichen Stumpfheit, Faulheit und Gleichgültigkeit der letzteren war an ihm nichts zu bemerken; vielmehr zeigte er lebhaftes Interesse für Kultur und war nach Kräften bemüht, deren Vorteile in seinem Wirkungskreise geltend zu machen. Er sprach ziemlich gut Englisch und drückte sich dabei mit einem natürlichen Verstande und einem klaren Urtheile aus, das mich oft in Erstaunen setzte. Ja, der Aretschki war sogar Philosoph (— in höherem Grade als der alte Sokrates vom Kasthaus —) und ich erinnere mich mit lebhaftem Vergnügen der vielen eingehenden Gespräche, die ich mit ihm über verschiedene allgemeine Themata hatte. Frei von dem Aberglauben und der Gespensterfurcht, die seine buddhistischen Landsleute und Glaubensgenossen allgemein beherrscht, hingegen mit offenem Auge für die Wunder der Natur und für deren kausale Erklärung, hatte er sich zu einem selbständigen Freidenker entwickelt und war nun glücklich, als ich ihn über so viele bis dahin ihm räthelhafte Dinge aufklären konnte. Ich sehe ihn noch vor mir, den stattlichen braunen Mann mit dem ausdrucksvollen regelmäßigen Gesichte, wie sein schwarzes Auge hell aufleuchtete, wenn ich ihn über manche Naturerscheinung unterrichtete, und wie er dann mit seiner sanften, klangreichen Stimme mich ebenso freundlich als ehrfurchtsvoll ersuchte, ihn auch noch über diese und jene verwandte Frage aufzuklären.

Überhaupt fand ich die guten und liebenswürdigen Seiten des singhalesischen Volkscharakters, das sanfte, weiche und stille Wesen, sowie den natürlichen Anstand beim Aretschji in angenehmster Weise entwickelt; und wenn ich jetzt mein grünes Paradies in der Erinnerung mit den schlanken braunen Gestalten der Eingeborenen bevölkere, so erscheint mir der Aretschji neben dem Ganymed als deren idealer Typus. Auch der siebenzehnjährige Nefte des Aretschji, der auf der Normalschule in Colombo sich zum Lehrer ausbildete, damals aber seine Ferien in Belligemma zubrachte, war ein sehr geweckter und netter junger Mann; auch er war mir in vieler Beziehung hilfreich und nützlich.

Mittels des Aretschji gewann ich für den Dienst meines Bootes und für die Hilfe bei meinen marinen Exkursionen vier der besten Fischer und Schiffer von Belligemma. Ich zahlte ihnen täglich für jede Exkursion fünf Rupien (= 10 Mark); wenn sie indessen auf den Korallenbänken tauchten, oder wenn wir einen halben Tag unterwegs auf dem Meere waren, legte ich immer noch ein paar Rupien zu. In den ersten Tagen hatte ich mit ihnen große Schwierigkeiten; und als ich mit dem feinen pelagischen Netze an der Meeresoberfläche fischte, als ich ihnen zuerst die kleinen Medusen und Polypen, die Siphonophoren und Ktenophoren zeigte, um deren Fang es mir hauptsächlich zu tun war, merkte ich an ihren Mienen deutlich, daß sie mich für einen Narren hielten. Allmählich indessen und mit einiger Geduld lernten sie begreifen, was ich wollte, und suchten dann meine Sammlungen eifrig zu bereichern. Besonders geschickt und nützlich erwiesen sich zwei von meinen Fischern beim Tauchen auf den Korallenbänken, und ich verdanke ihnen einen großen Teil der prächtigen Korallen und der merkwürdigen, mit diesen zusammenlebenden Seetiere, welche ich von Belligemma mit nach Hause gebracht habe.

Weit größere Schwierigkeiten aber als das Kanoe und seine Bemannung stellte meiner pelagischen Fischerei das Klima von Ceylon entgegen, jener furchtbare und unüberwindliche

Feind des Europäers, der so viele seiner Arbeiten und Bemühungen in der Tropenzone vereitelt. Ich sollte gleich auf meiner ersten Ausfahrt in der Bucht von Belligemma darüber belehrt werden. Über mancherlei Vorbereitungen und Einrichtungen war es neun Uhr morgens geworden, ehe ich vom Strande stoßen konnte. Erbarmungslos brannte bereits die Tropensonne vom tiefblauen, wolkenlosen Himmel und warf bei vollkommener Windstille eine Strahlenfülle auf den glatten Meerespiegel, deren Reflex das Auge nicht ertragen konnte. Ich mußte meine blaue Brille aufsetzen, um überhaupt die Augen offen halten zu können. Sodann ließ ich das Kanoe weiter hinausrudern, in der Hoffnung, dort etwas niedrigere Temperatur zu finden; allein die unerträgliche Hitze schien draußen eher noch zuzunehmen, und der blendende Meerespiegel, auf dem sich kein Lüftchen regte, schien eine flüssige Masse von geschmolzenem Blei zu sein. Ich hatte kaum eine Stunde, im Schweiße gebadet, gefischt, als ich völlig erschöpft war; ich fühlte, wie meine Kräfte zusehends schwanden; Ohrensausen und ein beständig zunehmendes Gefühl von Druck im Kopfe ließen mich einen Sonnenstich befürchten. Ich griff daher zu einem Mittel, das ich schon früher unter ähnlichen Verhältnissen oft angewendet. Da meine leichte Kleidung bei der unbequemen Fischerei ohnehin völlig durchnäßt war, goß ich mir ein paar Eimer Seewasser über den Kopf und bedeckte den letzteren mit einem nassen Handtuche, über das der breitkrempige Solahut gesetzt wurde. Dieses Mittel hatte die beste Wirkung, und ich bediente mich seiner von da an fast täglich, sobald vormittags zwischen 10 und 11 Uhr der steigende Sonnenbrand jenes betäubende Druckgefühl im Kopfe zu erzeugen begann. Bei der ständigen Temperatur von 22—26° R, welche das Meerwasser fast ebenso wie die Atmosphäre größtenteils zeigte, ist die Abkühlung des Kopfes durch das verdunstende Wasser eine sehr wohltätige Erfrischung; aber selbst der mehrstündige Aufenthalt in nassen Kleidern,

der in unserm kalten Klima eine gefährliche Erkältung herbeiführen würde, ist dort ebenso angenehm als gefahrlos.

Der Reichtum der Bucht von Belligemma an pelagischen Tieren der verschiedensten Klassen erwies sich schon bei dieser ersten Exkursion sehr groß. Die Gläser, in welche ich die schwimmenden Bewohner der Meeresfläche aus dem feinen Gazeneze entleert hatte, waren bereits nach wenigen Stunden ganz gefüllt. Zwischen tausenden von kleinen Krebsen und Salpen schwammen zierliche Medusen und prächtige Siphonophoren umher; zahlreiche Larven von Schnecken und Muscheln tummelten sich mittelst ihres Wimperfegels, gekreuzt von flatternden Seeschmetterlingen oder Pteropoden; Larven von Würmern, Crustaceen und Korallen wurden in Unmasse den raubgierigen Pfeilwürmern oder Sagitten zur Beute. Fast alle diese Tiere sind farblos und glasartig durchsichtig, wie das Meerwasser, in dem sie ihren harten Kampf ums Dasein führen; der letztere selbst hat nach den Grundsätzen der Darwinschen Selektionstheorie die transparente Beschaffenheit dieser pelagischen „Glasiere“ allmählich hervorgerufen. Die Mehrzahl derselben war mir, wenn auch nicht der Art, so doch der Gattung nach wohlbekannt; denn das reiche Mittelmeer, namentlich die berühmte Meerenge von Messina, liefert unter günstigen Umständen bei der Fischerei mit den feinen Gazenezen einen ähnlichen „pelagischen Mulder“, wie wir diesen formenreichen Auftrieb kurz nennen. Doch bemerkte ich zwischen den alten Bekannten auch eine Anzahl neuer, und zum Teil sehr interessanter Formen, die zur baldigen mikroskopischen Untersuchung reizten. Ich ließ daher nach zweistündigem Fischen meine Beute zurückrudern und betrachtete während dessen die erbeuteten Schätze, so gut es ging. Aber da bemerkte ich bald zu meinem Leidwesen, daß schon kurze Zeit nach dem Fange, meistens eine halbe, oft schon eine Viertelstunde nachher, die meisten der zarten Geschöpfe starben; ihre glasartigen Leichen trübten sich rasch und bildeten, auf dem Boden der Glashäfen

angehäuft, eine weiße pulverartige Masse. Auch entwickelte sich schon, ehe ich das Land wieder erreicht hatte, jener charakteristische Geruch, den die weichen, sich rasch zersetzenden Reichen derselben alsbald hervorrufen. Dieselbe Zersetzung, die im Mittelmeere, unter sonst ähnlichen Verhältnissen, erst nach Verlauf von 5—10 Stunden eintritt, geschah hier, unter einer 8 bis 12° R höheren Temperatur, schon nach einer halben Stunde.

Sehr besorgt über diese Wahrnehmung ließ ich die Rückfahrt möglichst beschleunigen und war schon kurz vor 12 Uhr wieder am Strande. Aber da trat wieder ein neues Hindernis entgegen. Fast die ganze Bevölkerung von Belligemma stand trotz der glühenden Mittagshitze dichtgedrängt am Strande, um ihre Neugierde über meine wunderliche neue Fischereimethode zu befriedigen. Jeder wollte sehen, was ich gefangen und wozu ich den Fang gebrauche, oder vielmehr, in welcher Form ich denselben verzehre; denn daß man nur zum Essen Seetiere fängt, ist ja selbstverständlich. Das Erstaunen der braunen Versammlung, durch die ich mir mühsam meinen Weg bahnte, war daher nicht gering, als sie in den großen Glashäfen bloß den weißen Bodensatz des pelagischen Mulbers und wenige winzige Tierchen oberhalb desselben im Wasser schwimmen sahen. Wie mir mein Begleiter, der Aretsch, später mittheilte, fand seine Erzählung, daß das alles nur zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtungen und Sammlungen geschehe, bei seinen Landsleuten weder Glauben noch Verständnis; vielmehr witterten die meisten hinter diesem Treiben eine geheimnisvolle Hexerei, die Bereitung von Zaubertränken u. dgl., während realistische Gemüther meinten, daß ich neue Arten Körry = Gewürz zum Reis erfinden wolle, die Aufgeklärten aber mich einfach für einen europäischen Narren ansahen.

Eine kostbare Viertelstunde ging mir so verloren, ehe ich durch die neugierige Masse meinen Weg zu dem nahen Kasten- hause gebahnt hatte, und ich begann dort in gewohnter Weise die tausend niedlichen Sachen zu sortieren und auf zahlreiche

Glasgefäße mit frischem Seewasser zu verteilen. Aber leider bemerkte ich sofort, daß mindestens neun Zehnteile des ganzen Fanges schon unbrauchbar und verdorben waren, und darunter gerade die meisten von denjenigen Tieren, deren neue Formen mich besonders interessiert hatten. Aber auch das letzte Zehnteil war schon so erschöpft, daß dasselbe größtenteils bald abstarb; nach wenigen Stunden war alles eine große Leichenkammer! An den folgenden Tagen suchte ich nun zwar auf alle Weise und mit allen bekannten Vorsichtsmaßregeln jenem fatalen Einflusse der Tropensonne zu begegnen; allein nur mit sehr ungenügendem Erfolge. Es war eben einfach unmöglich, auf irgend eine Art die erforderliche niedrigere Temperatur des Wassers herzustellen. Ich gewann die Überzeugung, daß die erste Bedingung für erfolgreiche Untersuchungen über Seetiere in einem so heißen Lande, wie Ceylon, die Einrichtung von kühlen Räumen und gekühlten Wassergefäßen ist. Da gegenwärtig in Colombo das Eis, das früher von Nordamerika importiert wurde, billiger und in großartigem Maßstabe durch Eismaschinen künstlich hergestellt wird, so würde dort die Einrichtung von derartigen Kältekammern und gekühlten Aquarien auch nicht so schwierig sein. Aber es gehören dazu bedeutende Mittel, und über diese konnte ich nicht verfügen.

Eine zweite wichtige Bedingung für den günstigen Erfolg solcher zoologischen Arbeiten würde sodann die praktische Einrichtung des gekühlten Arbeitsraumes sein, vor allem seine Ausstattung mit Glasfenstern. Die letzteren fehlen in Ceylon fast vollständig. Im Kasthause von Velligemma, wie in den meisten Gebäuden der Insel, finden sich an Stelle der Glasfenster hölzerne Läden oder Jalousien. Darüber bleibt gewöhnlich eine breite Spalte für den Luftdurchzug offen, und außerdem finden sich oben, am Rande der Stubendecke, sowie über den Türen, allenthalben breite, meist garnichtverschließbare Spalten. Diese Öffnungen sind zwar für die beständige Lüfterneuerung



und Abkühlung der inneren Wohnräume sehr praktisch und angenehm, aber für den Naturforscher, der dort mit dem Mikroskope arbeiten soll, ebenso hinderlich als nachtheilig. Denn alle möglichen fliegenden und kriechenden Tiere haben dort freien Zutritt und vor allen sind die Scharen der Mücken und Fliegen, der Ameisen und Termiten äußerst lästig. Der Luftzug weht die Papiere fort, bedeckt die Instrumente mit Staub und wirft oft als erstarkender Windstrom alles durcheinander. Nicht minder nachtheilig sind aber auch jene üblichen Fenster- einrichtungen für die Gewinnung guten Lichtes, welches für das Arbeiten mit dem Mikroskope, namentlich bei stärkeren Vergrößerungen, eines der ersten und wichtigsten Erfordernisse ist. Oft war es bei dem augenblicklichen Stande der Sonne und des Windes gar nicht möglich, irgend ein passendes Plätzchen für meinen Arbeitstisch zu finden, weder in dem dunklen Zimmer innen noch in der allzu lustigen Veranda außen; bei der letzteren ist noch dazu das allzuweit vorspringende Schattendach nachtheilig.

Zu diesen und anderen lokalen Schwierigkeiten meiner zoologischen Arbeiten in Belligemma kamen nun noch diejenigen, die mir aus dem Verkehr mit den Eingeborenen und namentlich aus ihrer maßlosen Neugier erwuchsen. Die guten Belligammesen hatten natürlich von all den Instrumenten und Apparaten, die ich mitgebracht, niemals etwas gesehen und wollten nun wissen, wozu das alles diene; insbesondere war aber die Art und Weise meiner Arbeiten, wie überhaupt alles, was ich tat oder ließ, für sie eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Wie alle Naturvölker, so sind auch die Singhalesen in vieler Beziehung permanente Kinder; unter den glücklichen Verhältnissen dieser paradiesischen Insel um so mehr, als ihnen die reiche Natur den Kampf ums Dasein äußerst leicht macht und harte Arbeit ganz erspart. Harmloses Spielen und endloses Klatschen bilden ihre Hauptunterhaltung, und jeder neue Gegenstand ist daher eine neue Quelle des Interesses.

Nun wurde zwar, als ich mich über den lästigen Andrang der Neugierigen und die allzu vielen Besuche bei den angeseheneren Personen beklagte, die Hauptmasse der ersteren entfernt; aber jetzt traten die letzteren an deren Stelle und blieben um so länger bei mir sitzen. Den „Doktor“ interessierten besonders meine Mikroskope, den „Kollektor“ meine Malapparate, den „Gerichtspräsidenten“ die anatomischen Instrumente (vielleicht als Marterwerkzeuge?), den „Schulmeister“ meine Bücher, den „Postmeister“ meine Koffer u. s. w. Alle diese und andere Gegenstände, vom ersten bis zum letzten, wurden tausendmal angesehen, berührt und umgedreht und tausend törichte Fragen über deren Zweck und Beschaffenheit gestellt. Vollends meine wachsende Sammlung war für alle ein Gegenstand höchster Neugierde. Ich glaubte nun diese am besten dadurch zu befriedigen, daß ich zu bestimmten Stunden an einigen Wochentagen förmliche Demonstrationen mit erläuternden Vorträgen hielt — ein Auskunftsmittel, das ich oft am Mittelmeere mit Erfolg angewendet. Allein erstens glaubten mir die guten Leute das meiste nicht, oder sie verstanden es nicht; und zweitens überzeugte ich mich bald, daß jene kindische Neugierde sich hier noch fast nirgends zu wahrer Wißbegierde entwickelt habe. Der ursächliche Zusammenhang der Erscheinungen interessierte die guten Kinder blutwenig!

Es würde ermüdend sein, wollte ich hier alle die anderen Hindernisse noch einzeln auführen, mit denen meine zoologischen Arbeiten in dem primitiven Laboratorium von Belligenma zu kämpfen hatten. Ohne die Beihilfe eines europäisch gebildeten Assistenten, und ganz auf meine eigene Kraft angewiesen, vermochte ich viele derselben nicht zu überwinden, und verlor einen großen Teil der kostbaren Zeit mit Nebenarbeiten, die bei dergleichen Beobachtungen an europäischen Küsten überhaupt nicht in Frage kommen. Auch war die knapp zugemessene Zeit meines dortigen Aufenthaltes überhaupt zu kurz, um eine Reihe von zusammenhängenden Untersuchungen, nament-

lich über Entwicklungsgeschichte, so ausführen zu können, wie ich ursprünglich beabsichtigt hatte. So wurde mir schließlich zum wahren Troste der anfangs sehr bedauerte Umstand, daß der Reichthum der Bucht von Belligemma an neuen oder eigentümlichen Seetieren sich bei weitem nicht so groß erwies, als ich erwartet hatte. Schon durch die ausgedehnten Forschungen der letzten Dezennien (insbesondere durch die Challengerexpedition) war mehr und mehr die Erkenntnis gereift, daß die Meeresbewohner der verschiedenen Ozeane sich lange nicht in so hohem Grade unterschieden, als die Landbewohner der verschiedenen Kontinente. Meine Untersuchungen in Belligemma lieferten dafür einen neuen Beweis. Ich fand zwar daselbst eine große Zahl von neuen und zum Theil auch sehr interessanten Tierformen, namentlich aus den niedrigsten Abteilungen der Seethiere: Radiolarien und Infusorien, Schwämme und Korallen, Medusen und Siphonophoren; allein im großen und ganzen erwies sich doch die marine Fauna der Meeresoberfläche sowohl als auch der Küste, mit der genauer bekannten Seetierwelt des tropisch-pacifischen Ozeans (z. B. der Philippinen und Fidji-Inseln) sehr nahe verwandt.

Anderer Küsten von Indien mögen wohl reicher an mannigfaltigen und eigentümlichen Seetierformen als Ceylon sein. Ein ungünstiger Umstand scheinen mir für letzteres namentlich die ungeheuren Regenmassen zu sein, die tagtäglich herabstürzen. Während die Flora der Insel diesen gerade ihren besonderen Reichthum verdankt, wird die Entwicklung und das Gedeihen der Fauna umgekehrt dadurch vielfach gehindert. Die zahlreichen Flüsse, die große Mengen von roter Erde täglich in das Meer führen, trüben dasselbe an den meisten Küstenbezirken in hohem Maße und verdünnen seinen Salzgehalt; sie vernichten jene reine und klare Beschaffenheit des Seewassers, welche für viele pelagische Seethiere eine der ersten Lebensbedingungen ist. Noch schädlicher wirken Unmassen von kleinen rötlichen Algen (*Trichodesmium*).

Wenn meine zoologische Sammlung in Belligemma trotzdem bald ansehnlich wuchs, und ich schließlich ein reicheres Arbeitsmaterial von dort mit nach Jena brachte, als ich in dem noch übrigen Reste meines Lebens bewältigen kam, so verdanke ich das größtenteils der unermüdlichen Hilfe meines treuen Ganymedes. Meine Sammlung erregte sein höchstes Interesse, und er war unablässig bemüht, dieselbe mit Land- und Seetieren aller Art zu bereichern. Durch seine Vermittelung ließen sich auch eine Anzahl Fischerknaben bereit finden, für mich zu sammeln, und der Naturalienhandel mit den kleinen Singhalesen gestaltete sich bald sehr ergötzlich. Bisweilen erschien zu den Stunden, die ich dafür festgesetzt hatte, ein ganzer Trupp von den niedlichen, braunen, nackten Gefellen. Der eine brachte ein paar bunte Fische oder Krabben, der andere einen schönen Seestern oder Seeigel, der dritte einen schwarzen Skorpion oder Tausendfuß, der vierte ein paar glänzende Schmetterlinge oder Käfer u. s. w. Mir kamen dabei oft die unterhaltenden Szenen in Erinnerung, die ich bei ähnlichen Gelegenheiten am Mittelmeere, besonders in Neapel und Messina, genossen hatte. Aber wie verschieden war das Benehmen der kleinen Naturalienhändler hier und dort! Die italienischen Fischerknaben pflegten laut und lärmend ihre Waren anzupreisen und mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und Beredsamkeit oft ganze lange und blumenreiche Reden darüber zu halten; sie forderten das Zehnfache des Preises und waren auch mit hoher Bezahlung nie zufrieden. Sinegen nahten sich die kleinen Singhalesen mir nur scheu und ehrfurchtsvoll; sie legten still ihre Beute vor mich hin und erwarteten schweigend, was ich ihnen dafür geben würde; in der Regel waren sie mit einer kleinen Kupfermünze zufrieden, glücklich aber, wenn ich für besonders erwünschte Gegenstände ihnen etwas von den Tauschartikeln gab, die ich mitgebracht hatte; davon nachher.

Veider fehlte es mir an Zeit und an Hilfsmitteln, um alle die interessanten Naturalien, die ich auf diese Weise in Belli-

gemma sammelte, in wünschenswerter Dualität zu konservieren. Auch hier traten wieder die Hindernisse des tropischen Klimas und der zerstörenden Insekten feindlich entgegen. Ganz besonders gilt das von den Präparaten, die ich trocken aufzubewahren suchte. Das Trocknen an sich gehört in einem so äußerst feuchten und heißen Klima schon zu den schwierigsten Problemen; denn die Feuchtigkeit der Luft ist so vollkommen, daß selbst die bereits getrockneten Gegenstände immer wieder sich mit Schimmel bedecken und langsam zersetzen. Viele Objekte können aber überhaupt nicht genügend ausgetrocknet werden. Obgleich ich die Bälge der geschossenen Vögel und Säugetiere, welche ich mit vieler Mühe präpariert hatte, wochenlang täglich in der Sonne hängen ließ, wurden sie dennoch während der Nacht stets vollständig wieder durchfeuchtet.

Noch schlimmere Feinde der trockenen Naturaliensammlungen sind die Regionen zerstörender Insekten, vor allen die Scharen der Termiten und Ameisen. Kein Raum ist vor ihnen sicher. Selbst wenn nicht überall in den Zimmern die großen Luftlöcher existierten, die behufs der beständigen Ventilation nie geschlossen werden, und wenn nicht jederzeit alle kriechenden und fliegenden Bestien ungehindert dadurch eindringen könnten, würde es doch unmöglich sein, sich gegen jene Plagegeister zu schützen. Denn den Massenangriffen ihrer Millionen von kräftigen Kiefern widersteht keine Wand; sie dringen ebenso wohl oben durch das Dach ein und ringsum durch die Seitenwände, als von unten durch den Boden, den sie geschickt unterminieren. Oft wird man plötzlich morgens beim Aufstehen durch kleine kegelförmige Erdhaufen überrascht, welche die wühlenden Termiten und Ameisen mitten zwischen den Steinen des Fußbodens in der Nacht aufgeworfen haben und von denen am Abend zuvor nichts zu sehen war. Wie rasch und energisch jene kleinen Feinde oft in wenigen Tagen ihr großartiges Zerstörungswerk ausführen, sollte ich selbst an meiner Sammlung von Trockenpräparaten noch vor Ablauf des ersten Monats

erfahren. Ich hatte im Laufe dieser vier Wochen eine hübsche Sammlung von trockenen Schmetterlingen und Käfern, Bälgen von Vögeln und Säugetieren, interessanten Früchten und Hölzern, Farnen und anderen getrockneten Pflanzen zusammengebracht und sie in einem Nebenraume des Rafthauses anscheinend sicher eingeschlossen. Fast täglich sah ich nach, ob nicht zerstörende Feinde eingedrungen seien und entfernte sofort die Vorposten der Ameisen- und Termitenkolonnen, die dann und wann erschienen. Durch reichliches Einlegen von Kampfer, Naphthalin und Karbolsäure glaubte ich meine Schätze hinreichend gesichert zu haben. Einige größere Exkursionen, die ich am Ende der vierten Woche unternahm und dringliche Arbeiten anderer Art hatten mich ein paar Tage an der regelmäßigen Revision gehindert. Wie erschrak ich daher, als ich nach Verlauf von drei Tagen wieder in das verschlossene Museum eintrat und einen großen Teil der gesammelten Schätze in einen Haufen von Staub und Moder verwandelt fand! Mehrere Regimenter von großen roten Ameisen hatten von oben, einige Divisionen kleiner schwarzer Ameisen durch die Seitenwand und eine Legion weißer Termiten vom Boden aus einen kombinierten Angriff gemacht, dessen Wirkung entsetzlich war!

Von diesem Moment an gab ich das Sammeln trockener Präparate größtenteils auf und suchte um so mehr Naturalien in Alkohol und in Wickersheimscher Flüssigkeit zu konservieren. Die letztere, neuerdings über Gebühr gepriesen, erwies sich sehr unbrauchbar. Aber auch mit dem Weingeiste hatte ich große Schwierigkeiten, denn die mitgenommenen Vorräte waren bald erschöpft. Der einheimische Arrak, den die Eingeborenen bereiten, ist von sehr geringer Qualität, und der bessere Weingeist, den man in den Städten haben kann, wegen der enorm hohen Spiritussteuer so kostbar, daß ich ihn nur in kleinen Quantitäten verwenden konnte. Außerdem aber wurde mir die Freude an diesen Alkoholsammlungen gar sehr verleidet

durch die schreckliche Arbeit des Zulötens der Blechkisten, die ich ebenfalls selbst besorgen mußte. So einfach diese Kunst in der Theorie ist, so schwierig in der Praxis, wenigstens unter so primitiven Verhältnissen, wie ich in Belligemma fand. Bei einer beständigen Lufttemperatur von 22—24° R auch noch stundenlang den glühenden Böttkolben vor dem schweißtriefenden Gesichte zu halten, gehört zu den wahren Höllenqualen, umso mehr, als eine ganz tüchtige mechanische Anstrengung mit dem Büten großer Blechkisten verbunden ist. Ich denke noch jetzt mit Entsetzen an jene saure Zwangsarbeit, die mich oft die ganze Sammlung verwünschen ließ! Freilich habe ich jetzt andererseits um so mehr Freude an den teuer erkauften Schätzen. Die dreißig Kisten voll Naturalien, die ich in Belligemma sammelte, und zu denen noch zwanzig andere in Punto-Galla hinzukamen, lohnten alle jene Mühen reichlich.

Wenn nun auch viele spezielle Hoffnungen, die ich an mein zoologisches Laboratorium in Belligemma geknüpft hatte, nicht in Erfüllung gingen, so gewann ich dagegen desto mehr für meine allgemeine Anschauung der Tropennatur; und die sechs Wochen, welche ich hier allein unter den Singhalesen zubrachte, bereicherten mich mit einem wahren Schätze der interessantesten Eindrücke.

---

## XII. Sechs Wochen unter den Singhalesen.

Das tägliche Leben im Rasthause zu Belligemma gestaltete sich, nachdem ich einmal die vielen Schwierigkeiten der ersten Einrichtung überwunden hatte, recht befriedigend und bot weniger Mängel, als ich von vornherein gefürchtet hatte. Meine vier dienstbaren Geister erfüllten ihre Aufgaben ganz leidlich, und wenn es ja einmal an irgend etwas fehlte, so war der gute Ganymed sofort bemüht, dasselbe herbeizuschaffen. Bei der Masse verschiedener Aufgaben, die mir einerseits die Naturaliensammlung und die Arbeit im zoologischen Laboratorium,

andererseits die malerische Ausbeutung der herrlichen Umgebung von Belligemma beständig stellte, war ich natürlich vor allem darauf bedacht, die kostbare Zeit meines hiesigen Aufenthalts so gut wie möglich auszunutzen. Eingedenk der vielen und großen Opfer, die ich meiner indischen Reise gebracht, sagte ich mir jeden Morgen beim Aufstehen, daß der beginnende Tag wenigstens fünf Pfund Sterling wert sei, und daß ich am Abende mindestens so viel Arbeit getan haben müsse, als diesem Werte eines „Hundertmarktscheines“ entspreche. Demgemäß machte ich es mir zum festen Gesetze, keine Stunde ungenutzt zu verlieren, und insbesondere auf die landesübliche Siesta während der heißen Mittagsstunden gänzlich zu verzichten; gerade diese wurden meine ergiebigste und ungestörteste Arbeitszeit.

Da Belligemma noch nicht ganz sechs Grad vom Äquator entfernt ist, und da demnach selbst am kürzesten Tage des Jahres der Unterschied von Tag und Nacht noch nicht eine ganze Stunde beträgt, so konnte ich für jeden Tag nahezu volle zwölf Arbeitsstunden aufwenden. Ich stand demnach regelmäßig schon vor der Sonne, um 5 Uhr morgens, auf und hatte mein erstes kühles Morgenbad bereits genommen, wenn Helios sich über den Palmenwäldern des Miriffa-Kap, meinem Kasthause gerade gegenüber, erhob. Auf der Veranda des letzteren, auf der ich das plötzliche Erwachen des jungen Tages gewöhnlich beobachtete, stand Ganymed schon bereit mit einer geöffneten Kokosnuß, deren kühle Milch morgens stets mein erster Labetrunk war. Inzwischen schüttelte William die Kleider aus, um die etwa hineingetrochenen Tausendfüße, Skorpione und anderes Ungeziefer zu entfernen. Als bald erschien dann auch Sokrates und servierte mit demütigster Miene den Tee nebst einer Bananentraube und dem landesüblichen Maisbrote. Den altgewohnten teuren Kaffee, meinen Lieblingsstrank, hatte ich mir in Ceylon abgewöhnen müssen. Denn der edle Mokkastrank ist auf dieser Insel, deren Kaffeedistrikte ihren Hauptreichtum bilden, gewöhnlich so schlecht,



daß man den weit besseren Tee allgemein vorzieht. Es soll das hauptsächlich daran liegen, daß die Kaffeebohnen auf der Insel selbst nie gehörig austrocknen, und erst in Europa jenen Grad von Trockenheit erlangen, der eine sorgfältige Zubereitung ermöglicht.

Um 7 Uhr erschienen gewöhnlich meine Bootsleute und holten meine Netze und Gläser für die tägliche Kanoefahrt. Diese dauerte meistens 2—3 Stunden. Nach der Rückkehr verteilte ich sofort die gefangene Ausbeute in eine Reihe von Glasbehältern verschiedener Größe und suchte von den wenigen noch lebenden Seetieren zu retten, was irgend noch zu retten war. Die wichtigsten Formen wurden sofort mikroskopiert und gezeichnet. Dann nahm ich mein zweites Bad und hierauf um 11 Uhr das sogenannte „Breakfast“, das zweite Frühstück. Den Hauptbestandteil desselben bildete das nationale „Curry and Rice“. Der Reis selbst erschien stets in gleicher Weise, einfach gekocht; bei der Bereitung des Körry aber, der ragoutähnlichen hochwichtigen Reiszürze, wendete Babua allen Scharfsinn, den die stiefmütterliche Natur in sein kleines Gehirn verpackt hatte, auf, um mich täglich durch eine Neuigkeit zu überraschen. Bald war der Körry sweet (d. h. wenig gewürzt oder selbst süß), bald hot (d. h. scharf mit spanischem Pfeffer und dergleichen brennenden Gewürzen versetzt); bald erschien dieses undefinierbare ragoutförmige Mixtum compositum mehr vegetabilisch, in mannigfaltigster Weise aus Kokosnuß und verschiedenen Früchten oder Gemüsen zusammengesetzt; bald mehr animalisch, mit Fleisch verschiedener Art ausgestattet. Das letztere erregte meine ganz besondere Bewunderung; denn Babua schien zu ahnen, daß für mich als Zoologen alle Tierklassen ein gewisses Interesse darböten, und daß daher auch deren Verwertbarkeit für den Körry ein wichtiges zoologisches Problem sei. Wenn Montags die Wirbeltiere durch delikaten Fisch im Körry vertreten waren, folgten denselben Dienstags die noch feineren Prawns oder Garnelen, kleine

Krebse als Typen der Gliedertiere. Wenn Mittwochs Tintenfische oder Kalmare (Sepia und Loligo) als höchstorganisierte Vertreter der Mollusken erschienen, wurden dieselben Donnerstags durch gekochte Schnecken, bisweilen auch durch geröstete Austern überboten. Freitags folgte der merkwürdige Stamm der Sterntiere oder Echinodermen, durch die Eiermassen der Seeigel oder durch die zähe Lederhaut der Holothurien (Trepang) repräsentiert. Samstag erwartete ich nun zu den Pflanzentieren zu kommen und entweder Medusen oder Korallen, Spongien oder Gasträden in der Körrytunke zu finden. Diese Zoophyten hielt jedoch unser Koch offenbar, an die älteren zoologischen Systeme sich anschließend, für Pflanzen, und ersetzte sie daher durch irgendwelche fliegende Tiere; bald waren es Fledermäuse oder Vögel, bald dickeleibige Nashornkäfer oder Nachtschmetterlinge. Sonntags stand natürlich eine ganz besondere Überraschung bevor; da erschien im Körry erster Klasse entweder ein indisches Huhn oder statt dessen eine fette Eidechse (Iguana), bisweilen auch eine Schlange, die ich anfänglich für Kal hielt. Offenbar war demnach Babua von der nahen Stammverwandtschaft der Vögel und Reptilien vollständig überzeugt und hielt es für gleichbedeutend, ob er die jüngere oder ältere Sauropsidenform für den Tisch verwende. Zum großen Glück für meine europäischen Vorurteile wurde ich mit dieser zoologischen Mannigfaltigkeit des Körry erst allmählich bekannt; gewöhnlich erst nachdem ich ihn mit stiller Resignation verschluckt hatte. Außerdem waren eine solche Masse von Gewürzen, sowie Fragmente von Wurzeln, Blättern und Früchten in der dicken Sauce des Körry verteilt, daß erst genauere anatomische Untersuchung über die eigentlichen Grundbestandteile aufklärte; vor dieser hütete ich mich natürlich wohl!

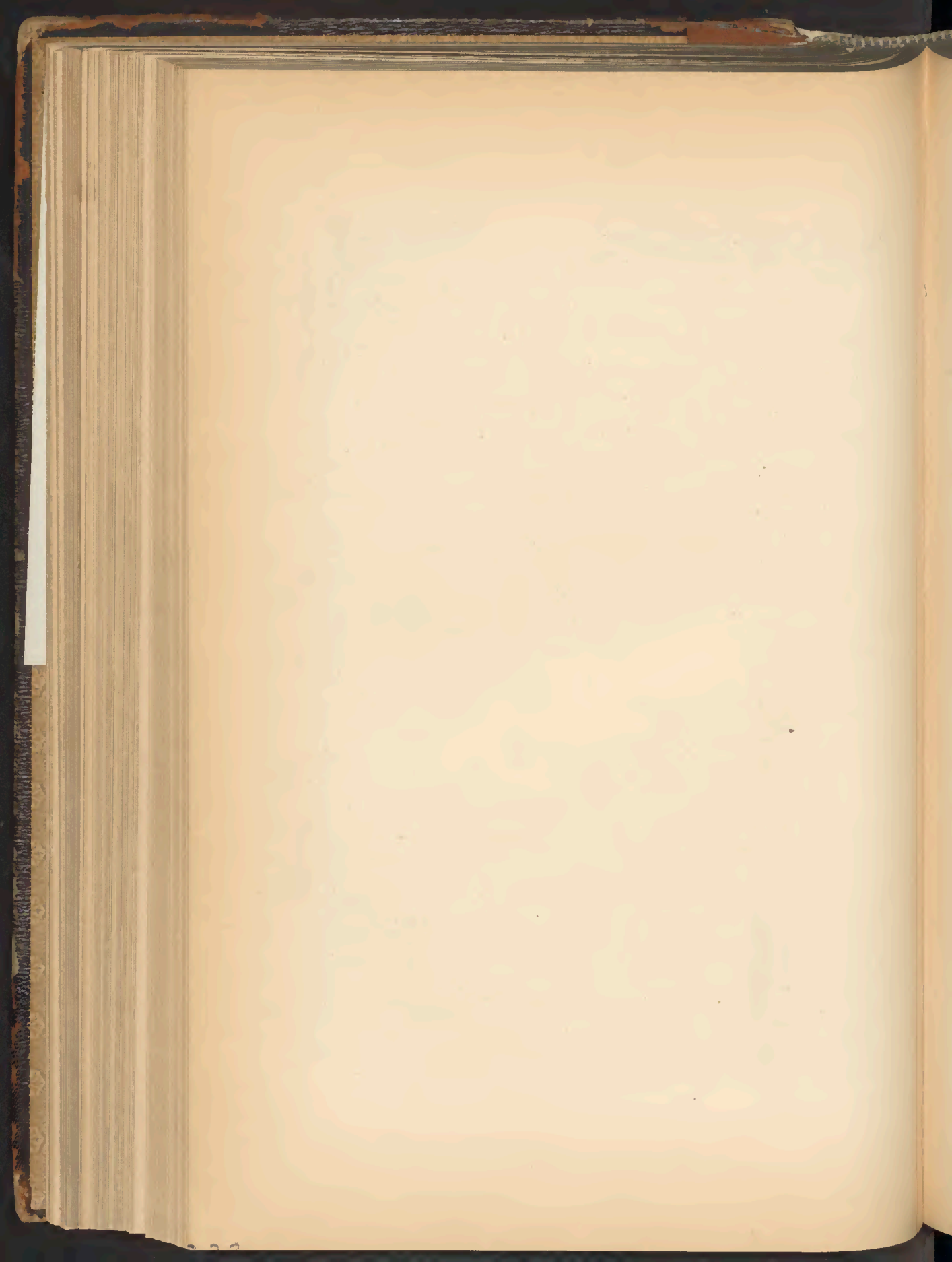
In den ersten Wochen blieb ich einigermaßen zweifelhaft, ob ich es bei dieser nationalen „Curry and Rice“-Kost ein paar Monate aushalten würde. Es ging mir aber damit ebenso, wie es Goethe in Leipzig mit dem dicken Merseburger



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Bananen-Hain bei Belligemma.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.



Bier ging; anfangs konnte ich es kaum genießen, und nachher konnte ich mich nur schwer davon trennen. Schon im Laufe der zweiten Woche machte ich aus der Notwendigkeit eine Tugend und nahm mir vor, den Geschmack des Körry recht schön oder wenigstens recht interessant zu finden; und nach Verlauf eines Monats war ich durch gastronomische Anpassung schon so sehr zum Indier geworden, daß ich nach neuen Körryarten beehrte und den Ertrag meiner eigenen Jagdbeute zur Erfindung solcher verwertete; es traten nun Körryformen aus Affen- und Federfuchsfleisch auf, die selbst Babua in Erstaunen setzten!

Ein großer Trost blieben mir unter allen Umständen die wundervollen Früchte, die tagtäglich auf dem Tische des Kasthauses prangten und mich für alle Körryqualen reichlich entschädigten. Vor allem muß ich dankbarst der herrlichen Bananen oder Pisangs gedenken, jener edelsten Tropengabe, die ihren Namen „Paradiesfeigen“ mit Recht verdient (*Musa sapientum*). Wenn diese unvergleichliche Frucht überall in der Tropenzone zu den dankbarsten Kulturpflanzen gehört und ihrem Besitzer die geringe auf sie verwendete Pflege tausendfach lohnt, so ist das doch in Ceylon ganz besonders der Fall. Denn wir sind ja hier im „Paradiese von Bemurien“! Die possierlichen Halbaffen oder Bemuren, die ich mir lebend im Kasthause hielt (*Stenops gracilis*), ließen darüber keinen Zweifel aufkommen; sie zogen ihre süßen „Paradiesfeigen“ aller anderen Kost vor. Viele verschiedene Spielarten werden von den Singhalesen kultiviert. Als die feinsten gelten die kleinen, goldgelben „Paradiesfinger“, die in der Tat nicht viel größer sind als der Finger einer wohlgebildeten Dame und sich durch besondere Süßigkeit auszeichnen. Dagegen besitzen die riesigen Wasserbananen die Gestalt, Größe und Farbe einer stattlichen Gurke und sind besonders erquickend durch ihren kühlen, durststillenden Saft. Die dicken Kartoffelbananen umgekehrt sind geschätzt wegen ihres Mehltreichtums und ihrer

Nahrhaftigkeit; 3—4 Stück genügen, den Hunger zu stillen. Die Ananasbananen zeichnen sich durch ihr feines Aroma aus, die Zimtbananen durch den gewürzten Geschmack u. s. w. Gewöhnlich wird die edle Frucht roh verzehrt, aber auch gekocht und geröstet, eingemacht und mit Fett gebraten, schmeckt sie vortrefflich. Wohl keine andere Frucht der Erde ist gleichzeitig in so hohem Maße wohlschmeckend und nahrhaft, gesund und ergiebig. Ein einziger Bananenbaum trägt eine Fruchttraube, die mehrere hundert Früchte zusammengepackt enthält, und ein solcher prächtiger Baum, mit der herrlichen Krone seiner frischgrünen überhängenden Riesenblätter von zehn Fuß Länge ist eine einjährige Pflanze! Dabei wetteifert die landschaftliche Schönheit der Paradiesfeige mit ihrem unschätzbaren Nutzen. Für alle indischen Hütten liefert sie den reizendsten Schmuck. Wenn ich nur eine einzige edle Tropenpflanze in meinen europäischen Garten verpflanzen könnte, so würde ich der herrlichen „*Musa sapientum*“ vor allen anderen den Vorzug geben. Diese „Musa der Weisen“ ist von Wert ein vegetabilischer „Stein der Weisen“.

Nächst den Bananen, deren ich täglich dreimal mehrere Stück in Belligemma verzehrte, bildeten die Hauptzierde der dortigen Tafel prächtige Ananas (ein paar Pfennige wert!); ferner die edle Mango (*Mangifera indica*), eiförmige grüne Früchte von  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Fuß Länge; ihr crème-artiges, goldgelbes Fruchtfleisch zeichnet sich durch ein feines, jedoch etwas an Terpentin erinnerndes Aroma aus. Sehr angenehm fand ich die Früchte der Passionsblume (*Passiflora*); sie erinnern an Stachelbeeren. Weniger entzückt war ich von den berühmten Custardäpfeln, den schuppigen Früchten der *Annona squamosa* und von den indischen Mandeln, den harten Nüssen der *Terminalia catappa*. Auffallend gering ist in Ceylon die Qualität der Äpfel und der Orangen; letztere bleiben grün, sind faserig und saftlos; die geringe Güte dieser und anderer Früchte ist jedoch wohl vorzugsweise auf den Mangel sorgfältiger Pflege

zu setzen; die Singhalesen sind viel zu bequem, um sich mit der Züchtung ihrer Kulturpflanzen viel Mühe zu geben.

Nachdem ich mich an den Früchten meines bescheidenen Frühstücks im Rasthause von Belligemma gelabt hatte, verwendete ich die heißen Mittagsstunden, von 12—4 Uhr, gewöhnlich zur anatomischen und mikroskopischen Arbeit, zum Beobachten und Zeichnen, sowie zum Einmachen und Verpacken des gesammelten Materials. Die folgenden Abendstunden, von 4—6 Uhr, wurden dann in der Regel zu einer Exkursion in die reizende Umgebung benutzt; bald nahm ich einige Aquarellskizzen derselben auf, bald suchte ich sie in Photographie zu verewigen. Dazwischen wurden im Walde Affen und Vögel geschossen, Insekten und Schnecken gesammelt, oder am Strande die Korallenriffe abgesehen und die wachsende Sammlung mit deren mannigfaltigen Produkten vermehrt. Reich beladen mit Schätzen kehrte ich gewöhnlich eine halbe Stunde oder eine Stunde nach Sonnenuntergang in das Rasthaus zurück. Eine Stunde kostete in der Regel dann noch die Verpackung der eben gesammelten Sachen, das Abbalgen und Präparieren der geschossenen Tiere, das Pressen der Pflanzen u. s. w.

So wurde es meistens 8 Uhr, ehe ich zu meiner zweiten Hauptmahlzeit, zu dem sogenannten „Dinner“ gelangte. Auch bei diesem war wieder die wichtigste Schüssel der ewige „Curry and Rice“. Indessen kam dazu gewöhnlich noch ein Fisch oder Krebs, den ich mir vortrefflich schmecken ließ, nachher auch wohl noch eine Eierspeise oder Mehlspeise, und zum Schlusse wieder die köstlichen Früchte. An Fischen war in Belligemma natürlich kein Mangel. Unter allen als der feinste galt mit Recht der köstliche Seirfisch (*Cybium guttatum*), ein großer platter Stachelflosser aus der Familie der Makrelen oder Scomberoiden. Aber auch die Familien der Panzerwangen (*Cataphracti*), der Schuppenflosser (*Squamipennes*), der Lippfische (*Labroides*) lieferten recht wohlschmeckende Vertreter. Weniger zu rühmen waren die abenteuerlich gestalteten Rochen

und Haiische, die täglich in Riesene Exemplaren auf dem Fischmarkte erschienen. Indem Babua mir dieselben mit einer scharfgewürzten Pfeffer sauce schmackhaft zu machen suchte, rechnete er vermutlich auf das besondere phylogenetische Interesse, das diese alten „Urfische“ die Vorfahren der höheren Wirbeltiere (mit Inbegriff des Menschen) für mich besitzen.

Wie der geneigte Leser aus diesem Menu von Belligemma ersieht, war ich auf dem besten Wege, dort vollständiger Vegetarianer zu werden. Zwar machte Sokrates einige Male den Versuch, mich durch die außerordentliche Bekerei von Beefsteak und Mutton-Chop zu erfreuen; allein ich unterlasse, dem Leser meine Mutmaßungen über die wahre Natur der Tiere, denen ich diese Gerichte verdankte, mitzuteilen.

Dagegen muß ich nun das Geständnis ablegen, daß ich den Mangel der europäischen Fleischkost mir bisweilen durch die Erträgnisse meiner Jagd zu ersetzen suchte. Obenan unter den Delikatessen, die ich mir durch meine Flinte verschaffte, stand Affenbraten; ich fand dieses edle Hochwild sowohl frisch geröstet als in Essig gelegt ganz vorzüglich und lernte ahnen, daß der „Kannibalismus“ eigentlich zur raffinierten Gourmandie gehört! Weniger appetitlich fand ich das Fleisch der Flederfüchse (*Pteropus*), welchem ein eigentümlicher Moschusgeruch anhaftet. Dagegen näherte sich der Geschmack der großen Eidechsen (*Monitor dracaena*) ziemlich dem des Kalbfleisches; und die Schlangensuppe erinnerte einigermaßen an Nalssuppe. Unter den verschiedenen Vögeln wurden insbesondere wilde Tauben und Krähen, ferner wilde Enten und Reiher als Surrogate der Hühner verwendet. Rechne ich dazu nun noch alle die verschiedenen „Frutti di mare“, die pikanten Meerfrüchte: Muscheln, Schnecken, Seeigel, Holothurien u. s. w., so gewinnt der Küchenzettel von Belligemma eine weit größere Mannigfaltigkeit, als es zuerst den Anschein haben mochte. Zum Überflusse hatte mich mein lieber Gastfreund von Puntogalla, Mr. Scott, auch noch mit verschiedenen europäischen Konserven, schottischer



Marmelade, Liebigs Fleischextrakt u., ausgestattet, wie er auch für die nötigen Getränke Sorge getragen hatte.

Was diese wichtige Frage des Getränkes betrifft, so schien sie anfangs sehr bedenklich. Denn das gewöhnliche Trinkwasser gilt fast allenthalben im Flachlande von Ceylon als sehr schlecht und ungesund, während das Hochland überreich am schönsten und frischesten Quellwasser ist. Die großen Regenmengen, die täglich auf die Insel herabstürzen, schwemmen beständig eine Masse Erdreich und vegetabilische Reste mit sich fort in die Flüsse; auch das stagnierende Wasser der Lagunen steht mit diesen vielfach in Kommunikation. Allgemeine Regel ist es daher, das Wasser nur abgekocht zu trinken, als schwachen Tee, oder versetzt mit etwas Klaret oder Whisky. Von letzterem hatte mir Freund Scott eine mehr als ausreichende Quantität geschickt. Mein Lieblingsgetränk wurde jedoch bald die Milch der Kokosnuß, die ich ebenso angenehm und erfrischend, als gesund fand.

War abends das frugale Dinner glücklich vorüber, so machte ich in der Regel noch einen kurzen Spaziergang am einsamen Meeresstrande, oder ich ergötzte mich an der Illumination des Kokoswaldes durch tausende von prächtigen Leuchtkäfern und Feuerfliegen. Dann schrieb ich noch einige Notizen oder versuchte beim Scheine meiner Kokosöllampe zu lesen. Indessen wurde ich gewöhnlich bald so sehr von Müdigkeit übermannt, daß ich mich schon um 9 Uhr zu Bett verfügte, nachdem durch sorgfältiges Schütteln, wie morgens aus meinen Kleidern, die Skorpione und Tausendfüße daraus entfernt worden waren. Die großen schwarzen Skorpione (von 6 Zoll Länge) sind hier so häufig, daß ich einmal im Laufe einer Stunde ein halbes Dutzend derselben sammelte. Auch Schlangen finden sich in großer Zahl. Die zierlichen grünen Peitschenschlangen hängen überall von den Zweigen der Bäume herab, und auf den Dächern der Hütten jagt bei Nacht die große Rattenschlange (*Coryphodon Blumenbachii*) Ratten und

Mäuse. Obgleich sie harmlos und nicht giftig ist, bleibt es doch immer eine unangenehme Überraschung, wenn diese fünf Fuß lange Ratter plötzlich bei allzueifriger Jagd durch die Dachlücken in das Zimmer und gelegentlich in das Bett hineinfällt.

Im übrigen wurde meine Nachtruhe durch die mannigfaltigen Bestien von Belligemma nur wenig gestört, abgesehen von dem Geheul des Schakals und dem unheimlichen Ruf des Teufelsvogels (einer Gule, *Syrnium Indrani*), sowie einiger anderer Nachtvögel. Die glockenartigen Stimmen der kleinen niedlichen Laubfrösche, die ihre Wohnung in großen Blumenkelchen aufschlagen, wirkten eher wie ein Schummerlied. Dagegen ließ mich oft das Spiel der eigenen Gedanken nicht zur Ruhe kommen; die Erinnerung an die vielen Erlebnisse des vergangenen Tages und die Spannung auf diejenigen des kommenden. In langer glänzender Reihe zogen da alle die bunten Bilder an mir vorüber, mit denen mich die letzten Ausflüge und Beobachtungen bereichert hatten, und neue Pläne für den nächsten Tag wurden entworfen.

Mit der braunen Bevölkerung von Belligemma, die zum größten Teile rein singhalesisches Blut besitzt, kam ich durch die mannigfaltigen Arbeiten im zoologischen Laboratorium, wie durch meine Versuche im Aquarellieren und Photographieren bald vielfach in nähere Berührung. Gleich anfangs hatte mich der „Native Doktor“ gebeten, ihm bei einigen chirurgischen Operationen behilflich zu sein, und dadurch hatte sich auch mein ärztlicher Ruf in einem Maße übertrieben verbreitet, daß ich manchen lieben Kollegen in Deutschland die glänzende (wenn auch nicht einträgliche) Praxis gegönnt hätte. Bald kam ich sogar in den Ruf eines Tausendkünstlers und Hexenmeisters, der aus Pflanzen Zaubertränke und aus Seetieren Gold machen könne. Die wunderlichsten Anforderungen an meine schwarze Kunst wurden gestellt. Alt und Jung begleitete mich scharenweis auf meinen Wanderungen durch das

Dorf und dessen Umgebung. Alles, was ich tat und unternahm, war für sie interessant, und hinter allem vermuteten sie besondere Geheimnisse.

Sehr unterhaltend und zum Teil auch recht ergiebig gestaltete sich bald der Naturalienhandel mit den Eingeborenen, und ich verdanke ihm manches schöne Stück für meine Sammlung. Insbesondere erwies sich der schon erwähnte Tauschhandel bald sehr vorteilhaft. Unter den verschiedenen Tauschwaren, die ich zu diesem Zwecke mitgebracht, waren namentlich eiserne Instrumente: Messer, Scheren, Zangen, Hammer u. s. w. begehrt; aber auch Glasperlen, bunte Steine oder dergleichen Schmuck. Den höchsten Wert besaßen jedoch — und es spricht das für den Kunstsinne der Singhalesen — bunte Bilderbogen, von denen ich ein paar hundert mitgenommen hatte. Diese Kunstwerke, die allbekanntesten Lieblinge unserer Kinder, die berühmten: „Bilderbogen aus Neu-Ruppin, Schön zu haben bei Gustav Kühn“ (— Stück für Stück 5 Pfennig! —) fanden in Belligemma den höchsten Beifall, und ich bedauerte nur, nicht noch mehr mitgenommen zu haben. Auch als Gastgeschenk wurden sie außerordentlich geschätzt; und ich konnte mit nichts besserem mich erkenntlich zeigen für die Haufen von Kokosnüssen, Bananen, Mango und anderen edlen Früchten, welche mir meine braunen Freunde, und besonders die beiden Häuptlinge, täglich in das Kasthaus sendeten. Bald fand ich alle vornehmeren Hütten des Dorfes mit diesen feinen Erzeugnissen der deutschen Malerei geschmückt; und selbst aus benachbarten Dörfern kamen einzelne Häuptlinge und verehrten mich Früchte und Blumen, um sich dadurch in den ersehnten Besitz von Neuruppiner Bilderbogen zu setzen. Obenan im Range standen die Militaria: Preussische Ulanen, österreichische Husaren, französische Artillerie, englische Marinesoldaten u. s. w. Ihnen folgten zunächst Theaterfiguren, die bekannten Phantasiestalten von Oberon und Titania, von der weißen Dame, der Nachtwandlerin und Wagners Nibelungenring.

Daran schlossen sich die Haustiere: Pferde, Kinder, Schafe. Dann erst kamen die Bilderbogen mit Genrebildern, Landschaften u. s. w. Je bunter und greller, desto schöner!

Durch die gegenseitigen Geschenke und durch jenen Tauschhandel kam ich bald zu der Bevölkerung von Belligemma in sehr freundschaftliches Verhältnis; und wenn ich zu Fuß durch das Dorf wanderte oder auf dem Ochsenkarren hindurchfuhr, hatte ich nur immer rechts und links zu grüßen, um die ehrerbietigen Verbeugungen meiner braunen Freunde, die sie mit auf der Brust gekreuzten Armen ausführten, zu erwidern. Bei diesen Dorfpromenaden fiel mir, ebenso wie bei den späteren Besuchen anderer singhalesischer Dörfer, nichts so sehr auf wie die Seltenheit des schönen Geschlechts, namentlich der jungen Mädchen im Alter zwischen 12 und 20 Jahren; selbst unter den spielenden Kindern sind die Knaben weit überwiegend. Die Mädchen werden früh daran gewöhnt, im Innern der Hütten zu bleiben und dort häusliche Arbeiten zu verrichten. Dazu verblühen sie sehr bald. Oft schon mit 10 oder 12 Jahren verheiratet, werden sie bereits mit 20—30 Jahren alte Frauen. Großmütter von 25—30 Jahren kommen häufig vor. Ein wichtiger Umstand ist ferner das permanente Mißverhältnis der männlichen und weiblichen Geburten unter den Singhalesen. Auf je 10 Knaben sollen durchschnittlich nur 8—9 Mädchen geboren werden. Das schöne Geschlecht ist hier zugleich das seltene! Selten freilich ist es auch wirklich schön.

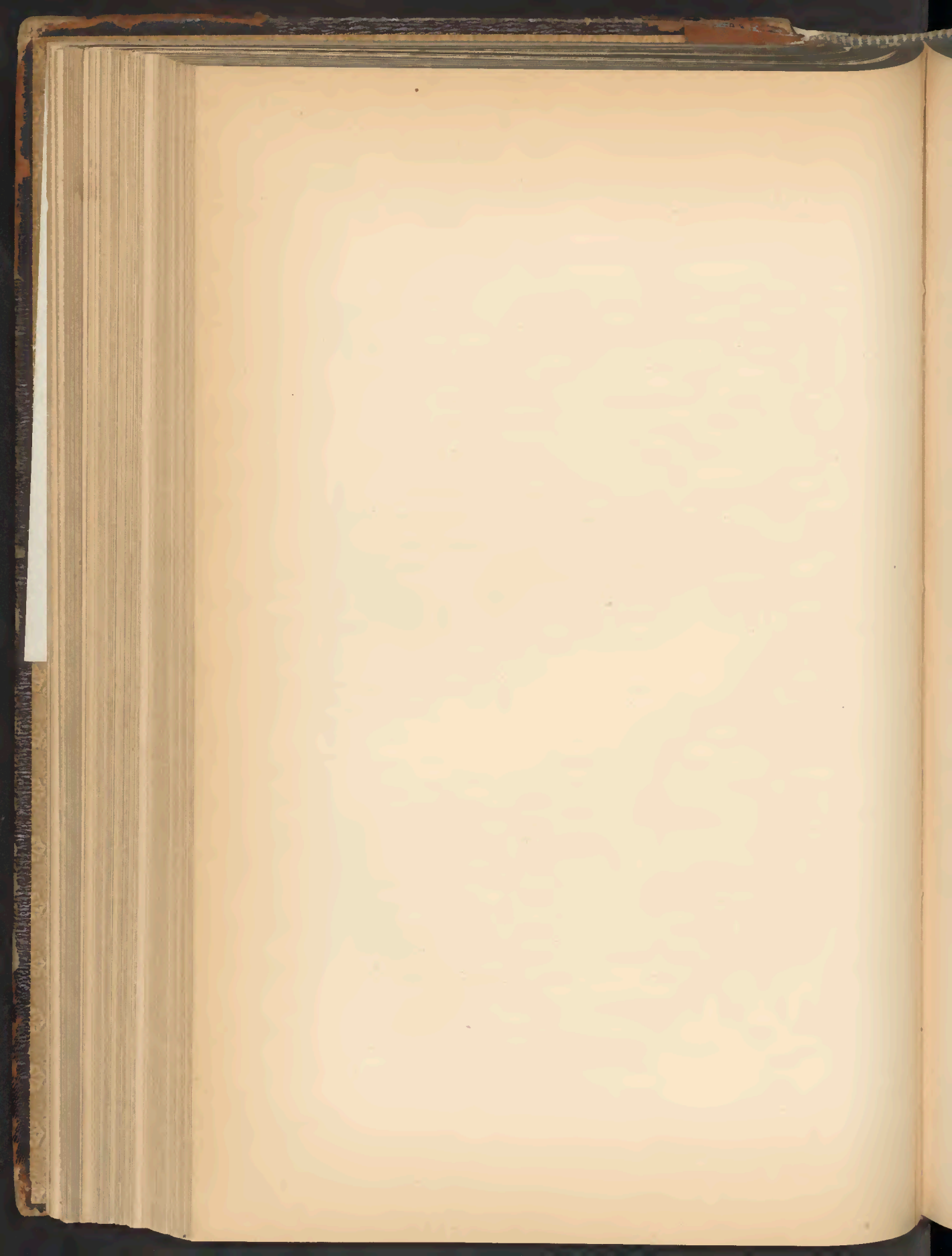
In ursächlichem Zusammenhange damit, wenigstens teilweise, steht wohl auch das merkwürdige Verhältnis der Polyandrie. Trotzdem die englische Regierung seit langem eifrig bemüht ist, dasselbe zu unterdrücken, besteht es dennoch fort, wahrscheinlich noch sehr verbreitet, besonders in den entlegeneren Teilen der Insel. Nicht selten haben zwei oder drei Brüder eine Frau gemeinschaftlich; es soll jedoch auch Damen geben, die sich des Besitzes von 8—12 anerkannten Männern erfreuen. Über diese verwickelten Familienbeziehungen und



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Buddha-Priester (Singhalese).



ihre Konsequenzen werden eine Menge von merkwürdigen Geschichten erzählt; doch ist es wohl sehr schwer, das Wahre daran von den zugefügten Fabeln zu sondern.

Der alte Sokrates, mit dem ich einmal über diese Polyandrie mich ausführlich unterhielt, überraschte mich dabei durch eine neue Vererbungstheorie, die zu merkwürdig ist, als daß ich sie hier nicht mittheilen sollte. Sie fehlte bisher unter den verschiedenen Vererbungsgesetzen im neunten Kapitel meiner „Natürlichen Schöpfungs-Geschichte“ und ist so originell, daß sie für jeden Darwinisten von hohem Interesse sein muß. Ich muß vorausschicken, daß Sokrates ein Sohn des Hochlandes von Kandy und nach seiner Angabe aus einer hohen Kaste gebürtig war. Nur mit stiller Verachtung bewegte er sich daher unter den Bewohnern von Belligemma, unter denen er erst seit einigen Jahren weilte und mit denen er offenbar nicht auf dem freundlichsten Fuße stand. Er warnte mich gleich anfangs vor deren Schlechtigkeit im allgemeinen und redete ihnen manch' einzelnes Übles nach. „Freilich ist diese verdorbene Gefinnung nicht wunderbar,“ sagte er dann plötzlich achselzuckend mit einer sehr ernstern Miene; „denn, Herr, Ihr müßt wissen, jeder dieser Leute im Tieflande hat von Anfang an mehrere Väter, und da er von allen seinen Vätern immer so viel schlechte Eigenschaften erbt, ist es ganz natürlich, daß diese Kaste immer verdorbener wird!“

Als Sokrates mir zum ersten Male (gleich am ersten Tage in Belligemma!) eine Warnung vor dem schlechten Charakter seiner Landsleute zukommen ließ, wurde ich dadurch in der That etwas besorgt, und es beruhigte mich einigermaßen, als er treuherzig versicherte, daß er selbst dafür der beste Mensch sei und daß ich mich in allen Dingen unbedingt auf ihn verlassen könne. Wie erstaunte ich aber, als gleich darauf der erste Häuptling mich wieder mit seinem Besuche beehrte und mir im stillen ungefähr ganz dasselbe versicherte — und als an den folgenden Tagen noch ein halbes

Duzend Honoratioren des Dorfes mich besuchten und dasselbe Thema in anderen Tonarten variierten! Jeder hat mich, nur ja vor seinen Mitbürgern mich in acht zu nehmen; denn es seien meistens schlechte Kerle, Lügner, Diebe, Verleumder u. s. w. Nur der Redner selbst sei eine Ausnahme, und ich könne mich unbedingt auf seine Freundschaft verlassen.

Wenn schon durch diese merkwürdigen Mitteilungen ein dunkler Schatten auf die geträumte Paradiesunschuld der Singhalesen fiel, so erschien diese in noch trüberem Lichte durch die Mitteilungen des Richters (— oder, wie er sich nannte, des „Gerichtspräsidenten“ —). Derselbe versicherte mir feufzend, daß er am meisten im ganzen Dorfe zu tun habe und daß er den ganzen Tag nicht mit seiner juristischen Tätigkeit fertig werde. In der That fand ich die Gerichtshalle (— gleich der Schule ein offener Schuppen —) fast immer mit ein paar Duzend, und bisweilen mehr als hundert Dorfbewohnern gefüllt, die dort ihr Recht suchten. Indessen erfuhr ich zu meiner Beruhigung, daß die Mehrzahl der Prozesse sich um Beleidigungen und Verleumdungen, um Betrügereien und besonders um Gartendiebstahl drehe. Denn die Singhalesen sind im allgemeinen zu List und Betrug sehr geneigt, ganz besonders aber Lügner erster Klasse. Gingegen sind sie keine Freunde von Gewalttaten; Körperverletzungen und Todschlag sind selten, Raub und Mordtaten große Ausnahmen. Überhaupt kommen lebhafteste Leidenschaften selten zur Erscheinung; ihr Temperament ist im ganzen entschieden phlegmatisch.

Große Liebhaber sind die Singhalesen von Tanz und Musik, beides allerdings in Formen, die wenig nach unserem Geschmacke sein würden. Die wichtigsten Instrumente sind Pauke und Tam-Tam, deren Kalbsfell aus Reibeskräften mit hölzernen Keulen bearbeitet wird, außerdem Rohrpfifen und ein sehr primitives Streichinstrument mit einer einzigen Saite (Monochord). Wenn ich abends in der Nähe des Kasthauses den Lärm dieser ohrenzerreißenden Werkzeuge vernahm und



demselben nachging, traf ich in der Regel vor einem Feuer unter einer Palmengruppe einen Trupp von einem halben oder ganzen Duzend brauner nackter Kerle, die sich mit weißen, gelben und roten Strichen phantastisch bemalt hatten und in den wunderlichsten Kapriolen umhersprangen. In weitem Kreise hockte eine andächtige Volksmenge dicht gedrängt umher und verfolgte diese grotesken Kunstleistungen mit Aufmerksamkeit. Um die Weihnachtszeit (welche auch für die Buddhisten das Fest der Jahreswende ist) wurden diese abendlichen „Teufelstänze“ häufiger und erhielten besondere religiöse Bedeutung. Die Hauptkünstler waren dann mit bunten Federn abenteuerlich verziert, trugen ein paar Hörner auf dem Kopfe und hatten einen langen Schwanz angebunden, ein besonderes Vergnügen der lieben Jugend. Springend und johlend zog jetzt öfter ein ganzer Trupp solcher Dämonen unter Musikbegleitung auch bei Tage durch das Dorf; während die nächtlichen Trinkgelage manches Mal zu etwas bedenklichen Orgien ausarteten.

Eine besondere buddhistische Feierlichkeit hatte am 19. Dezember der Häuptling des benachbarten Dorfes Dena-Bitha veranstaltet. Ich war als Ehrengast eingeladen und wurde nachmittags in feierlichem Aufzuge abgeholt. Ein ganzes Duzend alter kahlgeschorener Buddhapriester in gelbem Talar empfing mich unter den Wipfeln eines ungeheuren heiligen Feigenbaumes und führte mich unter wunderlichem Gesange in den Tempel, der mit Guirlanden zierlich dekoriert war. Hier wurde mir das große Buddhabild, reich mit duftenden Blumen geschmückt, gezeigt und die Bedeutung der Wandmalereien (Szenen aus der Lebensgeschichte des Gottes) erklärt. Dann wurde ich auf einen Thronstuhl geführt, der dem Tempel gegenüber unter einer schattigen Bananengruppe errichtet war, und nun begann die eigentliche Vorstellung. Ein Musikchor von 5 Tam-Tam-Schlägern und ebenso vielen Flötisten begannen einen Lärm auszuführen, der „Steine erweichen“ konnte. Zugleich erschienen auf 12 Fuß hohen Stelzen 2 Tänzer, die eine Reihe der wunder-

lichsten Evolutionen ausführten. Dazwischen trugen die Töchter des Häuptlings, üppige, schwarzlockige Mädchen von 12—20 Jahren, mit sehr zierlichen Gliedmaßen, Toddy oder Palmwein in Kokoschalen und Zuckerbäckwerk nebst Früchten zur Erfrischung umher. Von einer längeren Rede, die der Häuptling dann an mich hielt, verstand ich leider kein Wort; doch merkte ich, daß sie vorzugsweise die hohe Ehre betonte, die ihm heute durch meinen Besuch widerfuhr. Pantomimisch wurde dieselbe Idee durch eine Bande von 10 nackten, buntbemalten und geschmückten Teufelstänzern ausgedrückt, die rings um meinen Thron die tollsten Sprünge ausführten! Als ich endlich gegen Sonnenuntergang aufbrach und meinen Ochsenkarren aufsuchte, fand ich ihn ganz gefüllt mit den schönsten Bananen und Kokosnüssen, die die freundlichen Leute mir noch als Gastgeschenk mit auf den Weg gegeben hatten.

Kaum hatte ich hier als Ehrenpräsident eines echt singhalesischen buddhistischen Zauberfestes fungiert, so mußte ich — schon am nächsten Tage! — eine entsprechende Funktion bei der Jahresfeier der Wesleyanischen Mission ausüben. Am folgenden Morgen (den 20. Dezember) erschien unvermutet in einem Wagen aus Punto-Galla der Präsident der dortigen Wesleyanischen Mission (einer Religionsgesellschaft, die unseren Herrnhutern ziemlich nahe steht). Er teilte mir mit, daß in der hiesigen Schule derselben heute zum Schlusse des Jahresunterrichts eine feierliche Preisverteilung stattfinde und daß ich ihrer guten Sache keinen größeren Dienst erweisen könne, als wenn ich selbst die Prämien an die Kinder verteile. Trotz allen Sträubens mußte ich mich doch schließlich fügen. Hatte ich gestern dem großen Buddha gehuldigt, so mußte ich heute dem guten Herrn Wesley einen Gefallen tun. Ich wanderte also nachmittags in das kleine offene Schulhaus, wo etwa 150 Kinder in weißen Kleidern (teils aus Belligemma, teils aus benachbarten Dörfern) versammelt waren. Zuerst wurden mehrere Gesänge aufgeführt, die jedoch für die musikalische

Bildungsstufe des braunen Schulmeisters kein besonders erfreuliches Zeugnis ablegten; es kam mir vor, als ob die 150 Kinder (etwa 90 Knaben und 60 Mädchen) mindestens 50 verschiedene Melodien gleichzeitig exekutierten. Die mangelnde Harmonie suchten sie offenbar durch Stärke und Höhe der Stimme zu ersetzen. Dagegen fiel das folgende Examen in biblischer Geschichte und englischer Grammatik recht befriedigend aus. Auch die aufgelegten Schreib- und Zeichenhefte waren nicht übel, wenigstens in Anbetracht des Umstandes, daß sie im Paradiese von Ceylon unter 6 Grad nördlicher Breite entstanden waren. Nun hielt der Referent N. eine feierliche Rede, an deren Schlusse er mich aufforderte, die 30 ausgeetzten Prämien an die fleißigsten Schulkinder zu verteilen. Ich rief die Namen derselben, einer Liste folgend, auf, und jedesmal kam der kleine Singhalese mit strahlendem Antlitze vor und empfing mit tiefer Verbeugung aus meiner Hand seine Belohnung: ein englisches Buch oder eine Bilderbibel. Zum Schlusse wurde alles mit Kaffee und Kuchen traktiert. Meine Freunde in Galla und Colombo, welche durch die Zeitungen von diesen meinen außerordentlichen Leistungen erfuhren, hatten darüber großen Spas.

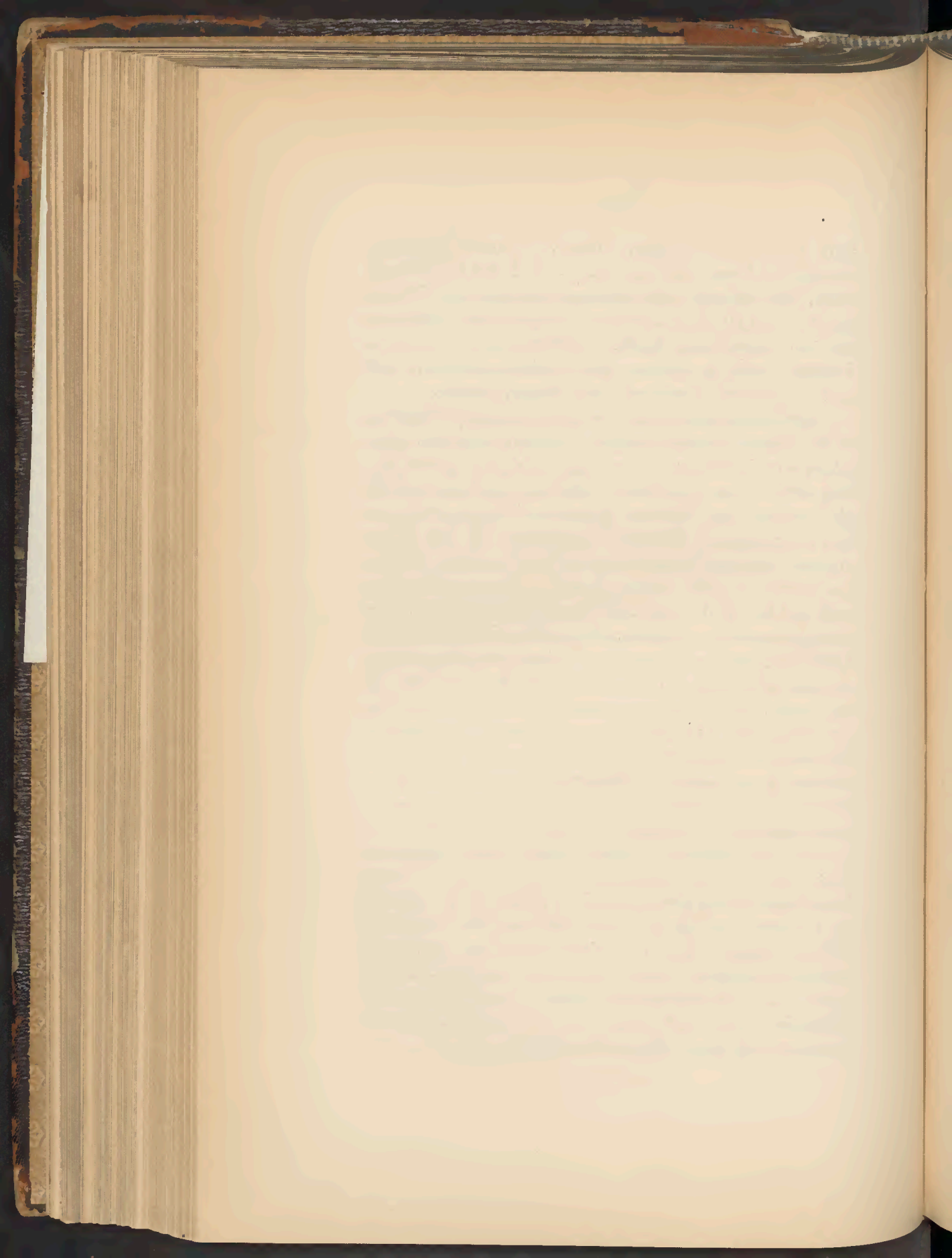
Die merkwürdigste Feier jedoch, der ich während meines Aufenthaltes in Velligemma beiwohnte, war das Begräbniß eines alten Buddhapriesters am 13. Januar. Während die gewöhnlichen Menschen hier einfach begraben werden (und zwar im Garten hinter dem Wohnhaus oder im nahen Kotospark), so werden die Priester allein der Ehre der Verbrennung teilhaftig. Diesmal handelte es sich um den ältesten und angesehensten Priester des Dorfes, und demgemäß war in der Nähe des Haupttempels ein gewaltiger Scheiterhaufen, mitten im Kotoswalde, aus Palmenstämmen aufgeschichtet. Nachdem die Leiche auf einer hohen, blumengeschmückten Bahre unter feierlichen Gesängen durch das Dorf getragen worden war, zog eine Schar von jungen Buddhapriestern in gelber Toga sie auf den

Scheiterhaufen hinauf, der eine Höhe von ungefähr 30 Fuß hatte. Die vier Ecken desselben wurden durch vier hohe, im Boden wurzelnde Kokosstämme gestützt, zwischen denen baldachinartig ein großes weißes Tuch ausgespannt war. Nach Ausführung verschiedener Zeremonien, feierlicher Gesänge und Gebete wurde um 5 Uhr abends unter lautem Tam-Tam-Lärm der Scheiterhaufen angezündet. Die ringsversammelte braune Volksmenge, mehrere tausend Köpfe stark, die den umgebenden Kokoswald erfüllte, folgte nun mit größter Spannung der Verbrennung der Leiche, besonders aber dem Momente, in dem der Baldachin von den Flammen ergriffen wurde. Die aufsteigende heiße Luft blähte dieses horizontal ausgespannte weiße Tuch gleich einem gewaltigen Segel hoch empor, und es war schon die Dunkelheit eingebrochen, ehe dasselbe von der hochausflodernden Flamme ergriffen und verzehrt wurde. In diesem Augenblick durchtobte tausendstimmiger lauter Jubel den stillen Wald; die Seele des brennenden Oberpriesters war jetzt gen Himmel geflogen. Zugleich gab dieser feierliche Moment das Signal für den Beginn des heiteren Festtheiles. Reisfuchen und Palmwein wurde herumgereicht, und es begann eine laute und lustige Zecherei, die den größten Teil der Nacht hindurch rings um den noch immer brennenden Scheiterhaufen fort dauerte.

Abgesehen von diesen Feierlichkeiten und einigen weiteren Exkursionen in die Umgegend erlitt mein einsames Stilleben im Rasthause von Belligemma nur selten eine Unterbrechung. Dann und wann kam auf seiner Inspektionsreise durch die Provinz ein englischer Regierungsbeamter, der ein paar Stunden im Rasthause verweilte, auch wohl den Abend mit mir speiste und dann weiter fuhr. Unbequemere Besuche waren einige singhalesische Schulmeister, die, durch den Ruf meines Laboratoriums angezogen, aus weiter Entfernung angereist kamen, sich mir als Kollegen vorstellten und alles mögliche wissen oder sehen wollten. Nun bin ich zwar allerdings in der Hauptsache auch nur ein Schulmeister und habe demgemäß vor meiner

Kaste natürlich den größten Respekt. Allein die besondere Spezies des *Praeceptor singhalensis*, die ich hier näher kennen lernte, war doch wenig nach meinem Geschmacke, und ich war froh, wenn ich diese zudringlichen und eingebildeten, dabei aber doch sehr unwissenden Gesellen glücklich abgeschüttelt hatte. Daneben lernte ich übrigens später einige angenehmere und besser unterrichtete Exemplare dieser Gattung kennen.

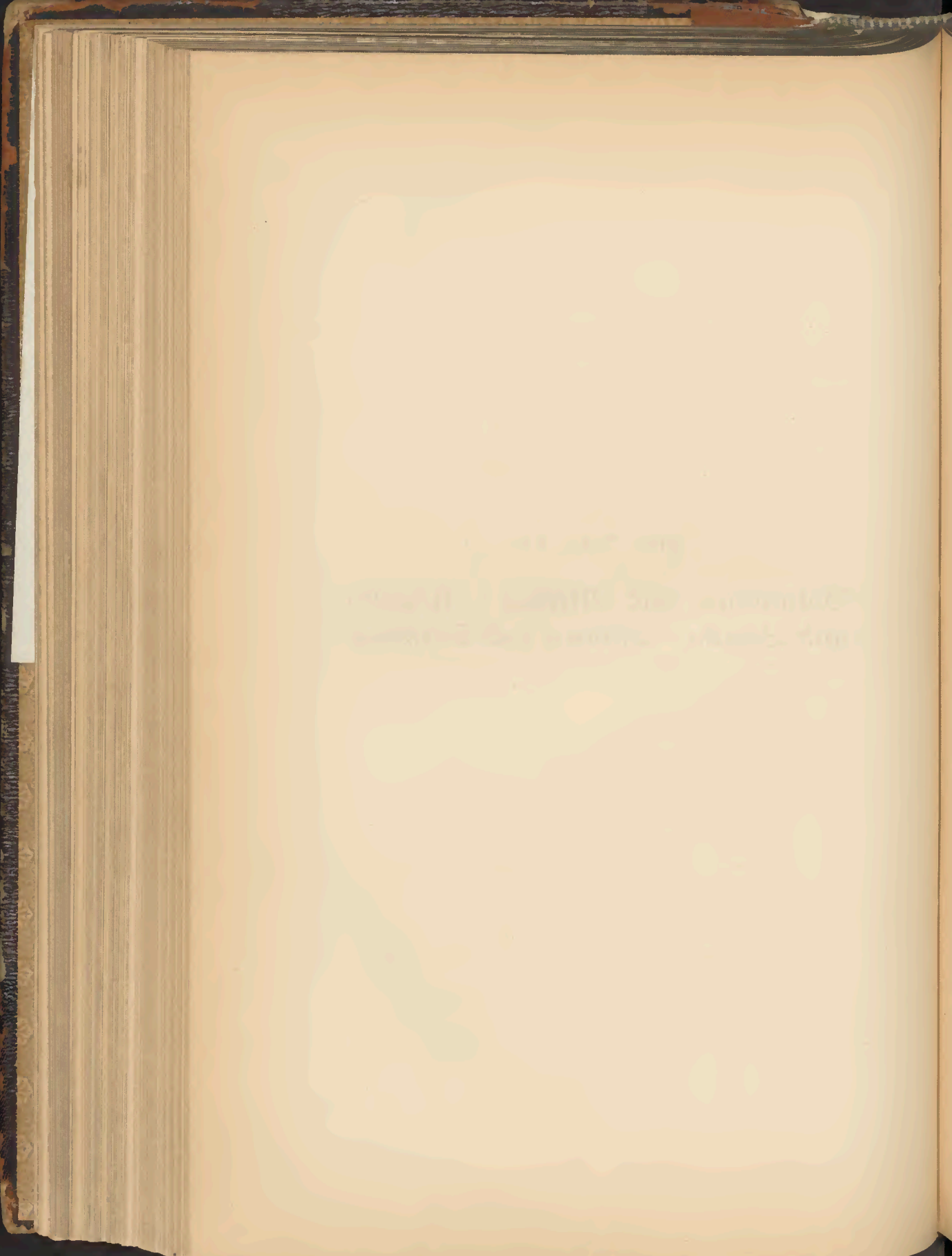
Der merkwürdigste unter den vielen neugierigen Besuchen, die ich während meines dortigen Aufenthalts empfing, überraschte mich jedoch zur Weihnachtszeit. Ich kam abends spät sehr ermüdet von einer weiten Exkursion nach Boralu zurück, als schon vor dem Rasthause Sokrates mir entgegenkam und mit geheimnisvoller Miene mir zuflüsterte, daß vier fremde „Ladies“ seit einer Stunde schon auf mich warteten. In der That erblickte ich bei meinem Eintritte in das dunkle Rasthaus auf der Bank sitzend vier Damen in europäischer, aber höchst geschmackloser Kleidung. Wie erschrak ich aber, als der flackernde Schein der Kokoslampe auf vier alte Hexengesichter fiel, von denen eins immer häßlicher und runzeliger war als das andere. Wären es drei gewesen, so würde ich sie für die drei Phorkyaden aus der klassischen Walpurgisnacht gehalten und ihnen nach dem Muster des Mephistopheles einiges Unangenehme gesagt haben. Glücklicherweise wurde mir dies erspart; denn die älteste der vier braunen Guldbinnen (— sie mochte wohl über fünfzig Jahre zählen —) begann mir ebenso höflich als würdevoll in leidlich gutem Englisch mitzuteilen, daß sie die wißbegierigen Töchter des Häuptlings aus einem benachbarten Dorfe seien, und daß der Großvater ihrer Mutter ein Holländer gewesen sei; da sie wissenschaftliche Interessen besäßen, wünschten sie meine Sammlung zu sehen und photographiert zu werden. Ich bat sie, am andern Morgen wiederzukommen. Zur Photographie konnte ich mich freilich nicht entschließen; aber durch Demonstration des Laboratoriums konnte ich doch ihren Wissenstrieb befriedigen.



XIII. XIV. XV.

Basamuna und Mirissa. Kogalla  
und Boralu. Matura und Dondera.

---





### XIII. Basamma und Mirissa.

Die nächste Umgebung von Belligemma sowohl als auch die weitere Hügellandschaft, die sich daran anschließt, bietet eine Fülle der schönsten Bilder und zeigt den idyllischen und zugleich großartigen Tropencharakter von Südwest-Ceylon in seiner höchsten Vollendung. Die zahlreichen Exkursionen, die ich nach verschiedenen Richtungen in dieselbe unternahm, meistens von Ganymedes und William begleitet, gehören zu meinen liebsten Reiseerinnerungen.

Der reizende Busen von Belligemma wiederholt in Lage, Größe und Form fast genau denjenigen von Punto-Galla; nur ist ersterer um ein Drittel größer. Beide bilden nahezu einen Halbkreis, der nach Süden sich öffnet und an dessen Öffnung sowohl östlich als westlich ein schützendes Vorgebirge vorspringt. Der Radius dieses Halbkreises beträgt bei Belligemma etwas mehr als eine Seemeile, bei Galla etwas weniger; der Mündungsdurchmesser dort  $1\frac{1}{2}$ , hier nur 1 Seemeile. Der westliche Vorsprung des Hafens, der in Galla das Fort trägt, wird in Belligemma von der Basamunaspitze gebildet, einer äußerst malerischen Hügelgruppe, deren dunkelrotes Gestein mit den seltsamsten Pandanusbäumen geschmückt ist. Das östliche Vorgebirge hingegen, an beiden Orten höher und weiter vorspringend, trägt in Galla das Fort von Watering-Point, in Belligemma den schönen Wald von Mirissa.

Die überraschende Ähnlichkeit zwischen den beiden prächtigen Meeresbuchten wird dadurch noch größer, daß ihr weißer Sandstrand größtenteils vom herrlichsten Kokospark überschattet wird, und daß die roten und braunen Felsen dazwischen mit grotesken Pandanusbüschen verziert sind. Hier und dort erheben sich in blauer Ferne darüber die Bergketten des Hochlandes, unter denen Hay-Cock und Adams-Pit als Landmarken am meisten vorspringen. Ja, diese Ähnlichkeit wiederholt sich in den wundervollen Korallenbildungen beider Hafengebiete. Wie die größten und reichsten Korallenbänke von Galla rings um das Fort sich finden, am Fuße des westlichen Vorgebirges, ebenso auch in Belligemma, rings um den Klippenfuß von Basamuna. Übrigens sind die Korallenbänke des letzteren weniger ausgedehnt als die des ersteren, und der Hafen ist tiefer und weniger klippenreich als dort. Es ist daher schwer zu begreifen, daß der prächtige Hafen von Belligemma nicht längst für die Schifffahrt größere Bedeutung gewonnen hat und daß nicht längst an der Stelle des armen und bescheidenen Fischerdorfes eine reiche und stolze Handelsstadt blüht. Hätte ich in Indien eine Kolonie zu gründen, ich würde nirgends anders hingehen als nach Belligemma!

Basamuna, das Westkap von Belligemma, war mein bevorzugter Lieblingsspaziergang während meines dortigen Aufenthaltes. Wenn ich nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr meine zoologischen Arbeiten beendet und die Beute der marinen Morgenexkursion in den Weingeistgläsern sicher untergebracht hatte, packte ich rasch die Mikroskope und Instrumente in die Almeida und hing Ganymedes die Patronentasche und die Botanisiertrommel um. William nahm das Gewehr und das Schmetterlingsnetz und ich selbst das Aquarellgerät und Skizzenbuch. Die Basamuna-Klippe ist nur eine halbe Stunde vom Rasthause entfernt, welches am Südennde des Dorfes, mitten an der Westseite der Belligemmabai liegt. Der nächste Weg dorthin führt längs des Strandes an einzelnen

Fischerhütten vorbei und dann am Rande des Kokoswaldes hin. Das ewig wogende Meer hat hier das lehmige Ufer stark unterwühlt und bringt alljährlich eine Anzahl der edlen Kokosstämme zum Fall; ihre weißen Leichen ragen zum Teil aus dem Wasser hervor, während der braune Wurzelschopf, aufgehoben und rein abgespült, wie ein behaarter Kopf an ihrem Ende sitzt. Eine Menge bunter Strandkrabben (*Ocypode*) und Einsiedlerkrebse (*Pagurus*) beleben den Strand; letztere verbergen hier ihren weichen Hinterleib nicht wie gewöhnlich in dem Gehäuse einer Seeschnecke, sondern mit Vorliebe in dem stattlichen rotmündigen Hause der großen landbewohnenden Palmschnecke (*Helix haemastoma*). Wenn die Ebbe sehr tief ist, kann man unten um den Felsenfuß des steilen Westkaps herumklettern, über die entblößten Korallenfelsen, auf denen oft viele interessante Sectiere, bunte Schnecken und Muscheln, stachelige Seeigel und Seesterne zurückgeblieben sind. Bei Hochwasser muß man aber hinter dem Kap herum durch den Palmenwald gehen, in dem allenthalben einzelne Hütten mit Brotfrucht bäumen und Bananenschmuck zerstreut liegen.

Ganz überraschend ist dann der Anblick, wenn man plötzlich aus dem Kokoshain heraustritt und inmitten der tiefsten Einsamkeit die dunkelroten Porphyrfelsen von Basamuna vor sich sieht, wild zerklüftete Klippen, an deren Fuß die tobende Brandung hoch emporspritzt. Ihr Rücken ist fast ganz mit Schraubenpalmen oder Pandangs bedeckt, von so phantastischen Formen und so grotesker Gruppierung, wie sie nur die wildeste Phantasie eines Gustav Doré ausdenken könnte. Gleich gewaltigen Riesenschlangen winden sich die verbogenen zylindrischen Stämme durch einander, unten auf zahlreiche, lange und dünne Luftwurzeln, wie auf Stelzen sich stützend, oben armleuchterartig verzweigt, ihre sparrigen Äste gleich drohenden Armen gen Himmel streckend, am Ende jedes Armes ein schraubenförmig gewundener Blätterschopf. Beim Vollmondschein gewährt diese gespensterhafte Gesellschaft mit ihren

langen und wirren Schatten einen ganz tollen Anblick, und es ist begreiflich, daß die abergläubischen Singhalesen nicht zu bewegen sind, sich bei Nacht hineinzuwagen. Ich muß bekennen, daß mir selbst, trotz Doppelflinte und Revolver, ganz unheimlich zu Mute wurde, als ich einmal beim Vollmond zwischen 10 und 11 Uhr ganz allein in diesem hexenmäßigen Pandanusdickicht herumkletterte; um so mehr, als der treue Ganymed vorher mit den rührendsten Blicken mich gebeten hatte, davon abzustehen. Ein scharfer Westwind warf den silbernen Schaum der Brandung mit Donnergetöse an den schwarzen Klippen haushoch empor, während er oben ein ganzes Heer von getürmten Hauswolken mit fliegender Eile über das dunkle Firmament jagte. Der rasche Wechsel der schwarzen Wolkenschatten und des zauberhaften Vollmondglanzes gab auf den schimmernden Blätterköpfen und dem verschlungenen Stammgewirr Effekte, wie man sie unheimlicher sich nicht denken kann.

Wenn man sich durch das Pandanusdickicht von Basamuna hindurch gearbeitet hat und auf die frei vorspringende Felsenspitze hinaustritt, erblickt man zur Linken den Eingang in die Belligemma-Bai, im Süden fern gegenüber die Kokospalmen der Miriffaspitze; zur Rechten hingegen eine fein geschwungene Ausbuchtung des Strandes, der dicht mit Kokospalmen gesäumt ist; und über dem letzten nördlichen Vorsprung desselben eine allerliebste Insel mit Gebüsch bewachsen. Von dem Dorfe, von dem uns bewaldete Hügel trennen, ist hinten im Rücken (ostwärts) nichts zu sehen, und keine Spur menschlicher Existenz stört den Eindruck der absoluten Einsamkeit, der diese zauberhafte Meereswarte umweht. Frei und ungehemmt fliegt der Blick hier über den unermesslichen blauen Spiegel des indischen Ozeans und würde erst 30 Längengrade weiter westwärts wieder auf Land stoßen, auf ein Land, das in jeder Beziehung das Widerspiel unserer üppigen Umgebung ist, auf die trockene und pflanzenlose Sandküste der

abyssinischen Somali-Neger. Unsere Gedanken aber fliegen noch viel weiter nach Nordwesten; denn die strahlende Sonne sinkt immer tiefer gegen den violetten Meereshorizont, und es naht die bezaubernde Abendstunde; „die hehre Stunde, da mit stillem Sehnen der ferne Schiffer an die teure Heimat denkt“. Heimwärts fliegen unsere Gedanken zu dem lieben Thüringen und zu all den treuen Herzen, die jetzt vielleicht im traulichen Zimmer um die Lampe sitzen und am wärmenden Ofen von dem fernen Indienfahrer sprechen, während tiefer Schnee draußen Berg und Thal in einen weißen Mantel hüllt. Welcher Gegensatz zu unserer Umgebung! Die rotglühende Sonnenkugel sinkt jetzt wirklich in den Ozean und taucht die roten Felsen, auf denen wir sitzen, in ein wahres Flammenmeer. Wie zart und luftig erscheinen darüber die rosigen Abendwolken und wie prachtboll der vergoldete Strand mit seinem Palmenjaum! Aber kaum finden wir Zeit, das reizende Farbenspiel in raschem Wechsel seiner Töne zu verfolgen, so ist es auch schon vorbei, und die kurze Abenddämmerung eilt mit solcher Schnelligkeit vorüber, daß es schon ganz dunkel ist, ehe wir durch den Palmenwald vorsichtig tastend unseren Rückweg zum Rasthaus suchen.

Ähnliche und doch verschiedene Reize als Basamuna besitzt das gegenüber liegende Ostkap der Belligemma-Bai, das herrliche Mirissa. Um dieses im Segelboot zu erreichen, braucht man bei günstigem Winde vom Rasthause aus kaum eine Viertelstunde; hingegen mehrere Stunden, wenn man zu Fuß längs des Strandes die ganze Bucht umkreist; man muß dann auch die Mündung des Polwattastuffes überschreiten, der an der Nordostecke der Bai in dieselbe mündet. Es war ein wundervoller frischer Morgen, als ich (am 6. Januar) zum ersten Male mich nach Mirissa übersetzen ließ, ausgerüstet mit Proviant für den ganzen Tag, weil ich von dort aus mehrere Exkursionen unternehmen wollte. Das kleine Fischerdorf Mirissa, das „Muscheldorf“, welches unmittelbar am Fuße des gleich-

namigen Vorgebirges liegt, hat seinen Namen von den zahlreichen Muscheln (sowohl Miesmuscheln als echten Aустern) erhalten, welche die Felsen seines Strandes bedecken. Ein großer Zug von farbellenartigen Fischchen beschäftigte gerade die Bewohner, als wir uns dem Dorfe näherten; alle disponiblen Kanoes waren längs des Zuges verteilt und Jung und Alt eifrigst beschäftigt, mit kleinen Handnetzen so viel davon zu erbeuten als möglich. Wir umschifften das malerische Kap, an dessen mächtigen braunen Quaderblöcken sich eine wilde Brandung bricht, segelten noch eine Meile weiter und landeten auf der anderen Seite des Kaps in einer kleinen geschützten Bucht. Dann kletterte ich mit Ganymed auf die Höhe des Vorgebirges, den frei vorspringenden „Miriffa-Point“, und durchstrich den schönen Wald, der außen mit Pandanusbüschen gesäumt ist und dessen stattliche Bäume (meist Cedrelen und Terminalien) mit prächtigen Guirlanden von Schlingpflanzen behangen sind. Zahlreiche Affen und Papageien belebten dieselben, waren jedoch sehr scheu und ließen mich nicht zum Schuß kommen. Als wir gegen Mittag an den Strand zurückkehrten, bemerkten wir in der Nähe unseres Bootes eine Gruppe von Eingeborenen; der stattliche, an ihrer Spitze befindliche Häuptling, ein hübscher Mann von etwa 40 Jahren, mit sehr sanfter und einnehmender Miene, näherte sich mir in ehrerbietigster Weise und überreichte mir ein hübsches Fruchtkörbchen, mit Mango, Ananas, Orangen und anderen edlen Früchten seines Gartens gefüllt, und mit duftigen Jasmin-, Plumier- und Oleanderblüten rings verziert. Mit ebenso freundlichen als bescheidenen Worten bat er mich, das Mittagmahl, das ich eigentlich am Strande im Kokoschatten hatte verzehren wollen, in seiner Hütte einzunehmen. Nachdem ich dies dankend angenommen, schickte er einige seiner Leute voraus, um noch Vorbereitungen zu treffen, während ich William und zwei meiner Bootleute anwies, ihm mit dem Korbe, der unsere kalte Küche enthielt, zu

folgen. Ich selbst erquickte mich inzwischen an einem herrlichen Seebade.

Nach Verlauf einer Stunde erschien der Häuptling wieder, gefolgt von einer Schar allerliebster Kinder, die mit Blumen geschmückt waren. Auf einem gewundenen Pfade durch Kokoswald führte er mich in einen Teil des Dorfes, der von letzterem rings umschlossen ist und den ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Durch einen niedlichen Garten, dessen Weg mit Blumen bestreut war, gelangten wir zu der stattlichen Hütte des Häuptlings, ganz aus Bambusrohr gebaut und mit Palmenblättern gedeckt. Der Eingang war in der zierlichen Weise, auf welchen sich die Singhalesen so gut verstehen, mit Ornamenten aus gespaltene und geflochtene Palmenblättern verziert. Unter dem breiten Rohrdache, das vor der Hütte eine schattige Veranda bildete, war aus Palmenstämmen und Brettern ein großer Tisch improvisiert und mit den schönsten frischgrünen Bananenblättern bedeckt. Das mitgenommene Mittagbrot war darauf serviert, außerdem aber auch eine große Schüssel voll Reis und Körry, sodann frische Austern, süße Bananen und Kokosnüsse, das gütige Gastgeschenk unseres braunen Wirtes. Der herrliche Appetit, mit dem ich dieselben verzehrte, durch die vorhergehende heiße Wanderung und das folgende Seebad geschärft, wurde dadurch nicht beeinträchtigt, daß die ganze zahlreiche Familie des Häuptlings den Tisch umstand und mit größter Aufmerksamkeit jede meiner Bewegungen verfolgte, während außerhalb des Gartens die braunen Dorfbewohner versammelt standen und aus der Entfernung zuschauten.

Nach Vollendung dieses originellen Mahles, das mir wie Nektar und Ambrosia schmeckte, bat mich mein freundlicher Wirt, meinen Namen und den meines Vaterlandes auf ein Palmenblatt zu schreiben, das er über der Thür seiner Hütte befestigt hatte. Sodann stellte er mir seine ganze Familie vor, nicht weniger als 16 Kinder (9 Knaben und 7 Mädchen),

eins immer hübscher als das andere. Nur die älteren, etwa von 12 Jahren an, waren halb bekleidet, während bei den jüngeren ein um die Hüften geschlungener Bindfaden, an dem vorn in der Mitte eine Silbermünze hing, die Kleidung symbolisch andeutete. Arme und Beine waren mit silbernen Ringen geschmückt. Da hatte ich denn die schönste Entwicklungsgeschichte der singhalesischen Körperform in einer Reihe vollendeter Typen vor Augen, um so interessanter, als gerade dieser Teil der Küstenbevölkerung wegen seines reinen Singhalesenblutes berühmt ist und in der Tat wohl sehr wenig fremde Beimischung enthält. Die zierliche und bei den älteren Mädchen ungewöhnlich üppige Körperform, mit auffallend kleinen Händen und Füßen, mochte wohl den größten Teil der zweiunddreißig Eigenschaften aufweisen, die nach den singhalesischen Dichtern zur Schönheit erforderlich sind, vor allem das lange, schwarzlockige Haar, die mandelförmigen Augen, schwellenden Lippen, Busen gleich der jungen Kokosnuß u. s. w. Die Hautfarbe war zimtbraun in verschiedenen Abstufungen, bei den kleinen Kindern heller. Die glückliche Mutter dieser sechzehn hübschen Kinder (eine freundliche, dicke Matrone von 40 Jahren), war offenbar nicht wenig erbaut, als ich ihr durch William meine ästhetische Befriedigung über ihr Familienglück aussprechen ließ.

Nachmittags ließ ich mich von dem Häuptling und seinen älteren Söhnen nach einer kleinen, etwa eine Stunde entfernten Buddhakapelle führen, neben der ein sehr alter heiliger Feigenbaum oder „Boga“ (*Ficus religiosa*) stehen sollte. Ich fand in der Tat ein Prachtexemplar, neben dem die anderen alten Bäume des Waldes wie schlanke Jünglinge aussahen. Sein mächtiger Riesenleib ging oben in zwei gewaltige Arme auseinander, von deren Schultern ganze Büsche langer Cianen gleich einem prächtigen grünen Mantel herabhingen. Andere dichtverschlungene Kletterpflanzen bedeckten das Wurzelwerk des mächtigen Fußes; die weiße Kuppel einer Dagoba und



die benachbarte kleine Buddhakapelle nahmen sich daneben ganz winzig, wie Zwerghütten aus. Der Boden rings umher war mit den schönsten Botthospflanzen geschmückt, unter denen der sonderbare Amorphophallus sich durch seine hohen roten Fruchtkolben und mächtigen fiederspaltigen Blattwedel auszeichnete.

Es wurde später Nachmittag, ehe ich zum Dorfe zurückkehrte. Hier fanden wir vor der Hütte des Häuptlings wieder Kokosmildch und Bananen zu unserer Erfrischung bereit. Die ganze Bevölkerung gab uns das Geleite, als wir zum Boote an den Strand hinabgingen. Der Abschied von unseren gütigen Wirten, welche die liebenswürdigsten Seiten des singhalesischen Volkscharakters in ihrem vollen Lichte gezeigt hatten, wurde mir ordentlich schwer; und ich bedauerte, nicht einige Neukuppiner Bilderbogen bei mir zu haben, um meiner Dankbarkeit vollen Ausdruck geben zu können. In deren Ermangelung schenkte ich meinem freundlichen Wirte mein Taschmesser und eines von den großen Gläsern, die ich zum Fangen der Seetiere mitgebracht hatte.

Kurz vor Sonnenuntergang umschifften wir wieder das Miriffa-Kap und wurden hier am Eingange der Belligemma-Bai von einem Anblick überrascht, den ich nie vergessen werde. An dem östlichen Ufer derselben, oberhalb Miriffa, springt fasteiert eine Reihe von senkrecht abfallenden, schön geformten, hohen Felsen hervor, deren rote Farbe schon bei gewöhnlichem Tageslichte mit derjenigen frisch gebrannter Ziegelsteine wetteifert. Von ihnen rührt jedenfalls der Ortsname der Bucht her, die „Red-Bay“ der älteren Karten. Jetzt im Lichte der untergehenden Sonne leuchteten sie wie glühende Kohlen, während ihre Schlagschatten in reinem Kobaltblau prangten. Ich begriff, warum die Miriffa-Leute sie „Katu-Pana“ nannten, die „roten Lampen“. Der östliche Himmel über diesen Feuerfelsen war blaßgrün, während eine Reihe von geballten Hauswolken in den zartesten Rosen- und Aurorafarben

schimmerten. Dazu nun eine warme braungrüne Färbung des Kokos- und Pandanuswaldes, die tiefsten dunkelgrünen und violetten Töne auf der spiegelnden Meeresfläche — das alles gab ein tropisches Farbenkonzert ersten Ranges, wie ich es nie zuvor gesehen habe und auch nie wieder sehen werde.

Eine Farbenskizze, die ich davon an Ort und Stelle im Boote entwarf, kann nur als bloßer Anhalt der Erinnerung dienen. Und doch, was würden die Kritiker der Berliner Kunstausstellung dazu sagen? Jene weisen Leute, die alle effektvollen Landschaften verurteilen, sobald deren Farbenkraft und Formenfülle nicht mehr dem dürftigen Maßstabe unseres armen Norddeutschland entspricht! Haben sie doch einstimmig das prachtvolle Bild von Ernst Körner verworfen, in dem dieser kühne Landschaftler einen Sonnenuntergang in Alexandrien ebenso glänzend als wahr darstellte! Und doch verhält sich der letztere zu dem Zauberbilde von Mirissa, wie die dürftige Vegetation von Agypten zu der üppigen von Ceylon! Aber freilich, was an der Spree nicht blüht, das darf auch nicht in Indien existieren. Hat man doch vielfach die Farbeffekte von Eduard Hildebrand „übertrieben“ genannt, obwohl sie viel eher zu schwach als zu stark sind. Doch solche Zauberpacht der Natur muß man gesehen haben, um sie zu glauben!

---

#### XIV. Gogalla und Boralu.

Unter den weiteren Ausflügen, die ich von Belligemma in dessen entferntere Umgegend unternahm, sind namentlich diejenigen von Gogalla und Boralu mir in der angenehmsten Erinnerung geblieben und wohl wert, daß ich ihrer hier kurz gedenke. Gogalla=Wewa, der „Felsen-See“, zeichnet sich durch besondere Größe und Schönheit unter den vielen ausgedehnten Lagunen aus, die zwischen Colombo und Matura sich längs der Südwestküste von Ceylon hin-

ziehen und viele der hier mündenden Küstenflüsse in Verbindung setzen. Der See liegt halbwegs zwischen Puntogalla und Belligemma und erreicht eine beträchtliche Ausdehnung, da er viele Arme nach verschiedenen Seiten hin ausschickt. Die Ufer bilden allenthalben dicht bewaldete Hügel, über welchen die Kronen zahlloser Kokospalmen sich wiegen. Viele kleine Inseln, theils nackte Felsen, theils mit Palmenpflanzung oder Buschwerk bedeckt, verleihen der mannigfaltigen Szenerie besonderen Reiz, ebenso wie die idyllischen Hütten der Singhalefen, die in großer Zahl, aber einzeln zerstreut, aus dem grünen Dickicht hervorschauen. Die Vegetation ist überall von einer Frische und Pracht, die nicht übertroffen werden kann.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen (am 18. Dezember), als ich schon vor Sonnenaufgang von Belligemma aufbrach, um recht frühzeitig Kogalla zu erreichen. Mein lieber Gastfreund von Puntogalla, Mr. Scott, mit dem ich dort zusammentreffen wollte, hatte mir schon tags zuvor seinen leichten Einspänner mit dem munteren Pony und einen seiner Diener geschickt. Rasch rollten wir durch die idyllischen Dörfer an der Gallastraße, deren Bewohner sich soeben von ihrem Lager erhoben und das übliche Morgenbad an der Straße verrichteten. Sobald die jungen Sonnenstrahlen den taublinkenden Palmenwald durchdrangen, fing es darin an lebendig zu werden, und ich genoß von neuem dieses reizend frische Morgenleben der Tropen, das mich schon so oft entzückt hatte. Da ich eine Stunde früher, als verabredet war, an dem Orte unserer Zusammenkunft eintraf, hatte ich noch Zeit genug, den herrlichen Wald mit Muße zu durchstreichen.

In Begleitung von Mr. Scott kam auch noch ein deutscher Landsmann mit, ein Hamburger, gegenwärtig in Singapore ansässiger Kaufmann, Herr Reimers. Er hatte zur Erholung einen Ausflug nach Ceylon und Bombay unternommen, und es traf sich recht hübsch, daß er noch am Tage vor

seiner Rückreise uns Gesellschaft leisten konnte. Zu Dreien fuhren wir noch eine kurze Strecke durch Palmengärten und hielten dann vor einer Hütte am Ufer des Kogallasees. Hier erwartete uns bereits ein Doppelkanoe, das die singhalesische Bemannung auf das Zierlichste mit Blumenguirlanden und Arkaden aus Kokosgeflecht dekoriert hatte. Diese Doppelkanoes, die auf den Landseen sowohl als auf den größeren Flüssen von Ceylon sehr beliebt sind, bestehen aus zwei ausgehöhlten parallelen Baumstämmen von 16—20 Fuß Länge, die 4—6 Fuß auseinander stehen und durch Querkanten fest verbunden sind. Über letztere sind Bretter gelegt. Rechts und links erheben sich die schlanken Stämmchen von einem halben Duzend junger Arekapalmen, die oben ein breites Schattendach aus Pandangmatten tragen. In den Zwischenräumen zwischen den Stämmchen bilden ausgespannte Blätter der Fächerpalme (Borassus) ein zierliches Gerüst. Die Bänke, die in diesem kleinen schwimmenden Gartenhäuschen beiderseits stehen, gewähren den angenehmsten schattigen Sitz, von dem aus man frei nach allen Seiten sieht. Sechs oder acht kräftige Ruderer finden entweder in dem vorderen oder in dem hinteren Teil der hohlen Baumstämme, der beiderseits frei vorragt, ihren Platz.

Der schmale Arm des Sees, von dem wir ausfuhren, öffnet sich in das weitere Hauptbecken durch ein Tor, welches durch drei mächtige nackte Felsblöcke halb gesperrt erscheint. Diese Granitblöcke heißen „die drei Brüder“ (Tunamalaja) und sind der Lieblingsaufenthalt zahlreicher großer Krokodile, die sich hier mit weit aufgesperstem Rachen sonnen. Kein Schwimmer würde ungestraft zwischen diesen furchtbaren Torwächtern hindurch kommen. Das Hauptbecken des Sees ist ringsum von dichten Waldmassen eingerahmt, über denen sich freundliche Hügel mit Palmen erheben. Einen besonderen Reiz desselben aber bilden die niedlichen Inseln, die zum großen Teil ebenfalls mit Kokospark geziert sind. Die edlen Palmen

bilden gewöhnlich auf jeder solchen kleinen Insel ein prachtvolles Riesenbukett, da ihre gewaltigen Fiederkronen möglichst viel Licht und Sonne zu gewinnen trachten. Die schlanken und zierlich gebogenen weißen Stämme streben daher nach allen Richtungen auseinander, so daß die außen stehenden fast horizontal sich über den Wasserspiegel neigen, während die mittleren vertikal zum blauen Himmel emporragen. Ein wahres Muster einer solchen Kokosstrauchinsel war das reizende kleine Gan-Duwa, das unmittelbar vor dem Rasthause von Belligemma die größte Zierde in dessen nächster Umgebung bildete.

Wir landeten an einer solchen kleinen Kokosinsel, um der glücklichen Familie, die mitten im Palmenbukett ihre einsame Hütte aufgeschlagen hatte, einen Besuch abzustatten. Drei kleine nackte Kinder, die munter zwischen den Felsen des Strandes mit Muscheln gespielt hatten, flohen bei unserer Annäherung erschreckt unter lautem Geschrei zu ihrer Mutter. Diese, ein hübsches junges Weib, mit einem vierten Kinde an der Brust, schien ebenfalls über den seltenen Besuch bestürzt und lief eilends mit ihren Kleinen zur Bambushütte. Hinter dieser trat jetzt ihr Mann hervor, der eben im Garten süße Pataten ausgegraben hatte: ein kräftiger junger Singhalese, ganz nackt, und nur mit einem schmalen Schurz um die Hüften. Mit natürlichem Anstande begrüßte er uns und fragte, ob er uns nicht mit einigen Kurumba (jungen Kokosnüssen) erfrischen könne. Als wir diese Frage dankend bejahten, kletterte er sofort auf einen der größten Stämme hinauf und warf uns ein halbes Duzend der schönsten goldgelben Früchte herunter, von jener feinen Spielart, die hier „Königs-Kokosnuß“ heißt. Der kühle, limonadenartige Trank wirkte bei der brennenden Sonnenglut wunderbar erfrischend. Dann präsentierte er uns auf einem großen Kaladiumblatt eine Traube von herrlichen süßen Bananen und führte uns in seinen kleinen Garten, in welchem eine Auswahl der edelsten Tropen-

gewächse kultiviert war. Auf unsere Frage, ob diese zum Unterhalte seiner Familie für das ganze Jahr ausreiche, erwiderte er, daß er außerdem auch noch Fische und Krebse aus dem See fange; und daß er von diesen und von dem Überschuß der Früchte noch eine hübsche Summe Geldes einlöse, für welche er Reis kaufe und einiges Hausgeräthe für seine Familie; mehr aber habe er niemals nötig. Beneidenswerte Familie! Auf Surer kleinen Kokosinsel lebt Ihr wirklich im Paradiese, und kein feindlicher Nachbar stört Euch in Eurem stillen, friedlichen Glück!

Wir ruderten nun noch weiter in den See hinaus und auf einen vorspringenden Felsen zu, über welchem die weiße Dagoba-Kuppel eines Buddhatempels aus dem dichten Gebüsch hervorragte. Eine steinerne Treppe führte durch letzteres zu dem Tempel hinauf, auf dessen Altar fromme Hände Jasmin und andere duftige Blumen geopfert hatten. Die rohe Malerei an den Tempelwänden und die große ruhende Buddha-statue in gelbem Gewande unterschied sich nicht von der gewöhnlichen Form. Die Wohnungen der Priester hinter dem Tempel lagen ganz idyllisch unter dem Schatten eines gewaltigen Boga und genossen den schönsten Blick auf den See; der senkrecht abfallende rote Felsen bildete eine natürliche Terrasse. Ein paar große Rittulpalmen (*Caryota*) sowie eine schöne Gruppe von Areca- und Talipotpalmen dienten nicht minder zum Schmucke des anmutigen Bildes, als die dichten Gehänge von Schlingpflanzen aller Art, die von den Kronen einiger mächtiger Kadzschubäume (*Anacardium*) herabfloßen.

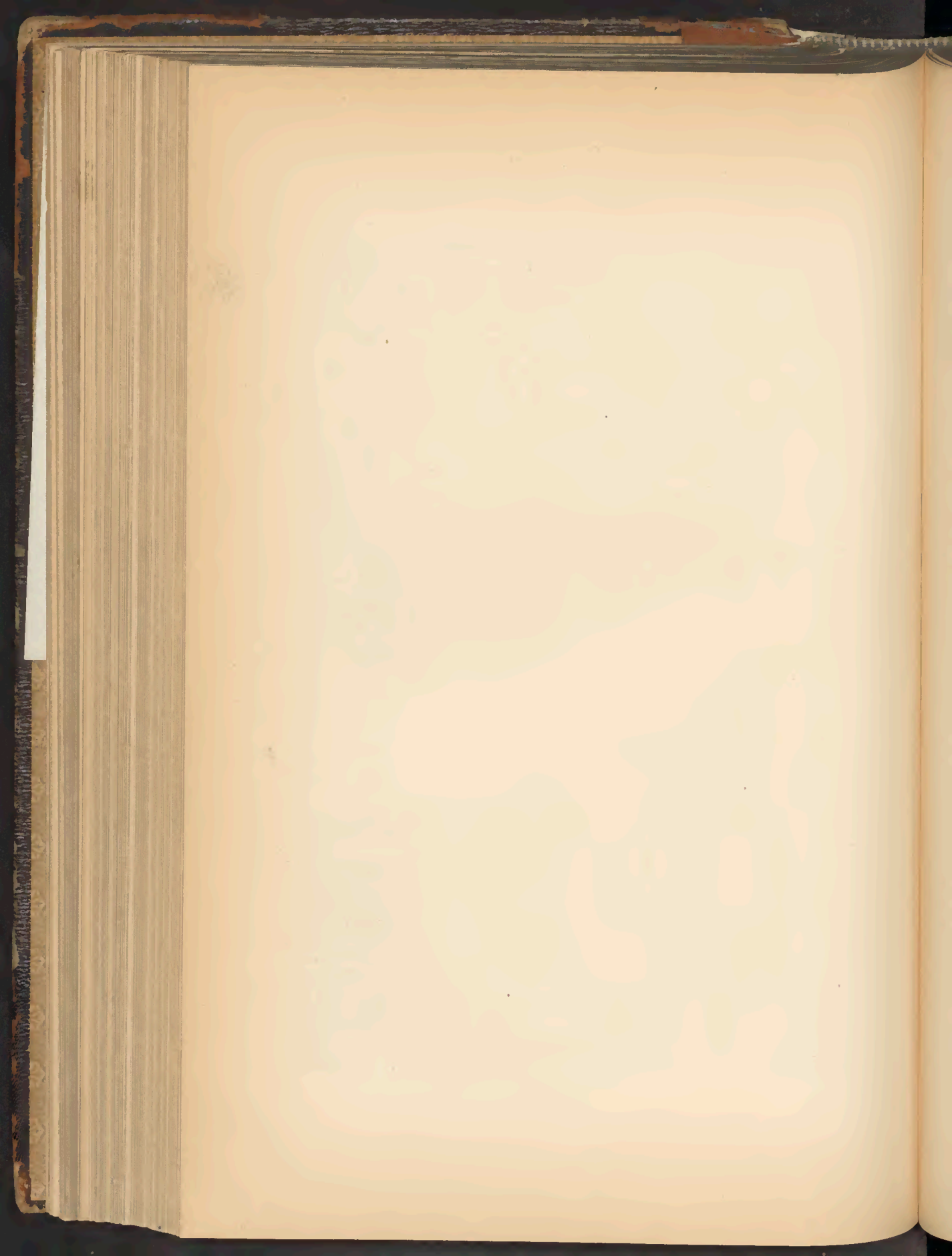
Es war glühend heiß geworden, als wir gegen Mittag zur Hütte des Häuptlings von Kogalla zurückruderten, und der unbewegliche Seespiegel warf die senkrechten Sonnenstrahlen wie eine polierte Metallplatte zurück. Wir wurden daher auf das angenehmste durch die Kühle überrascht, die wir in dem dämmerigen Raume der dichtbeschatteten Hütte vorfanden; und das opulente Diner, welches der gütige Mr. Scott in-



Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Benyamen-Baum bei Dena-Pitya.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.





zwischen durch seinen Diener hatte herrichten lassen, mundete uns unvergleichlich. Nach demselben unternahm ich, während meine Freunde eine Siesta hielten, noch allein eine Exkursion nach der anderen Seite des Sees. Ich besuchte dort einen zweiten größeren Buddhatempel und sammelte einige von den prächtigen Erdorchideen und Gewürzlilien (Marantazeen), mit denen die Ufer hier geschmückt waren. Auch diese Seite des Sees bereicherte mein Skizzenbuch mit einigen reizenden Motiven. Leider mußte ich diesen Genuß wieder mit meinem Blute bezahlen, da die lästigen Bluteigel im Grase des Seeufers überaus häufig waren.

Nicht minder prächtig, wenn auch weniger großartig als dieser Felsensee, der „Kogalla-Wewa“, war ein anderer See, den ich von Belligemma aus mehrmals besuchte, der „Kieselsee“, Boraku-Wewa. Ich verdanke die herrlichen Tage, die ich dort verlebte, dem zweiten Häuptling von Belligemma, dem trefflichen Aretsch. Derselbe besaß in der Nähe des Sees ein ausgedehntes Stück Feldland, das er teilweise mit verschiedenen Früchten, teilweise mit Vimongrass bepflanzt hatte, und auf welchem er 30—40 Arbeiter beschäftigte. Der Weg dahin führt von Belligemma nach Osten tief in das üppige Hügelland hinein, das sich viele Meilen weit bis zum Fuße des Gebirges hinzieht.

Das erste Naturwunder, das man auf diesem Wege findet, ist eine gewaltige Kokospalme, eine Meile von Belligemma entfernt, deren Stamm oben gabelförmig in drei Äste gespalten ist und somit drei Kronen trägt — eine sehr seltene Abnormität. Das zweite Wunder findet sich eine Meile weiter, am Polwattaflusse. Diesseits der Brücke, die über denselben führt, steht neben einem Buddhatempel ein prächtiger alter Banyanenbaum (*Ficus indica*) mit Lianenguirlanden phantastisch behangen; jenseits der Brücke aber, vor dem kleinen Dorfe Dena-Pitha (d. h. Rinderfeld) erhebt sich noch ein weit größerer Baum derselben Art, ein wahrer Riese seines Ge-

schlechts, ja vielleicht einer der größten dieser Wunderbäume, die überhaupt existieren. Seine ungeheure Krone, unter der ein ganzes Dorf mit mehr als hundert Hütten Platz und Schatten finden würde, stützt sich auf zahlreiche starke Stämme, von denen jeder einzelne für sich allein als mächtiger Baum Bewunderung verdient. Alle diese riesigen säulengleichen Stämme sind nichts als Luftpurzeln, herabgesenkt von horizontalen Seitenästen des mittleren Hauptstammes. Zwischen ihnen hängen viele kleinere Luftpurzeln herab, die noch nicht den Boden erreicht haben und die Entstehung des vielstämmigen Baumriesen erläutern. Tiefe Dämmerung herrscht beständig unter dem Schattendache der ungeheuren Krone, deren dichte Blättermassen keinen Lichtstrahl durchfallen lassen; es ist begreiflich, daß die buddhistischen Dorfbewohner nur mit scheuer Ehrfurcht sich dem heiligen Baume nahen.

Ein Naturwunder ganz anderer Art besitzt das Dorf Dena-Pitha in einer Frau von ungefähr 50 Jahren, der die Oberschenkel vollständig fehlen. Der Oberkörper ist kräftig und wohlgebildet; er ruht aber unmittelbar auf den Unterschenkeln, die am Hüftgelenke eingefügt sind. Diese seltene Mißbildung ist um so merkwürdiger, als die Frau drei wohlgebildete Kinder besitzt, welche gleich der Mutter an jedem Fuße nur vier Zehen haben. Leider wurde eine nähere Untersuchung nicht gestattet.

Wenn man die Straße von Dena-Pitha weiter ostwärts verfolgt, gelangt man nach ein paar Meilen zu einer der berühmten Edelsteingruben, die im vorigen Jahrhundert noch sehr ergiebig gewesen sein sollen. Jetzt scheinen sie ziemlich erschöpft zu sein. Doch wurde während meiner Anwesenheit daselbst ein Diamant gefunden, den der glückliche Finder nachher für 400 £ (= 8000 M.) verkaufte. Infolgedessen strömten zahlreiche neue Arbeiter in diese „Gem-Pits“. Als ich dieselben besuchte, waren etwa 160—180 Arbeiter in 30—40 tiefen Gruben mit Schlämmen und Sieben der Erde beschäftigt.

Der Weg nach Boralu führt schon vor Dena-Pitha ab, in nordöstlicher Richtung; bald durch den schönsten Palmenwald, bald durch üppiges Djungle, bald über hellgrüne Paddyfelder oder über Sumpfwiesen, auf denen schwarze Büffel im Schlamm liegen, bedeckt mit zierlich weißen Reihern. Nach einigen Meilen kommt man an den reizenden Boralusee, dessen Ufer der Weg teils in weitem Bogen umzieht, teils unmittelbar verfolgt. Die Ufer sind ringsum mit der üppigsten Vegetation geschmückt; dahinter erheben sich allenthalben dichtbewaldete Hügel. Eine kleine Insel, ebenfalls völlig mit Wald bedeckt, liegt einsam mitten im See. Die mannigfachen Landzungen, die vom Ufer in den See vorspringen, verleihen ihm besondere Anmut. Sein größter Reiz aber liegt in der vollkommenen Waldeinsamkeit und in der Abwesenheit aller menschlichen Kultur. Selbst der Fahrweg am Ufer verrät letztere nicht, da er ganz von hohem Gebüsch eingeschlossen wird.

Sowohl der See selbst, als seine Umgebung ist reich an Tieren. So oft ich ihn besuchte, traf ich am Ufer gesontt die großen grünen Rieseneidechsen von 6—7 Fuß Länge (*Hydrosaurus salvator*). Einmal wurde ich auch durch eine Riesenschlange von ungefähr 20 Fuß Länge überrascht (*Python molorus*). Leider flüchtete das Ungeheuer sofort vom Felsen herabgleitend in das Wasser, ehe ich noch mein Gewehr darauf richten konnte. Um so interessanter war die Jagd auf Affen, deren grunzende Stimme man überall hört. Sowohl von dem gelbbraunen „Milawa“ (*Macacus sinicus*), als von dem großen schwarzen „Wanderu“ (*Presbytis cephalopterus*) schoß ich hier mehrere schöne Exemplare. Am ergiebigsten war jedoch die Jagd auf Schwimmvögel; besonders verschiedene Arten von Wasserhühnern, Reihern, Ibis, Flamingos, Pelikane u. s. w. Diese kommen abends bei Sonnenuntergang in großen Schwärmen über den See geflogen, um ihre Nachtquartiere aufzusuchen; ich erlegte einmal in einer Viertelstunde ein halbes Duzend. Auch das Ufergebüsch mit den prächtigen

goldgelben Blütenkolben der *Cassia* und den purpurnen Rosen der *Melastoma* üppig geschmückt, ist reich an kleineren Vögeln.

Nicht weit vom nördlichen Ende des Sees entfernt, durch ein paar bewaldete Hügel getrennt, liegt der Waldgarten des *Kretsch*, ein ganz reizender Ort, an dem ich vier Tage zubrachte. Die einfache Rohrhütte, in der ich mich aufhielt, ist von der üppigsten Bananenpflanzung versteckt und liegt am Abhange eines steilen Hügels, der die herrlichste Aussicht über die grünen Wiesen, die dunkeln Waldmassen und die blauen Gewässer der umgebenden Hügellandschaft gewährt; den entfernten Hintergrund der letzteren bilden die blauen Bergketten des Hochlandes. Von den einzelnen Hütten der Waldbewohner, die allenthalben zerstreut liegen, ist nichts zu sehen, und der berauschende Eindruck der absoluten Waldeinsamkeit wird dadurch noch gesteigert, daß das Tierleben des Waldes in dieser abgelegenen Gegend sehr reich entwickelt ist. Ich schoß hier zahlreiche schöne Vögel, Affen, Flederfüchse, Rieseneidechsen u. s. w., einmal auch ein großes Stachelschwein von mehr als 3 Fuß Länge (*Hystrix leucura*). Auch an prächtigen Schmetterlingen und Käfern war kein Mangel. Die sumpfigen Wiesenflecken in der Nähe des Sees sind oft ganz bedeckt mit Riesene Exemplaren der merkwürdigen insektenfressenden Kannenpflanze (*Nepenthes distillatoria*). Die zierlichen, 6 Zoll langen Kannen, die an den Enden der Blätter hängen und durch einen niedlichen Deckel geschlossen werden, fand ich oft mit zahlreichen gefangenen Insekten gefüllt. Glänzende Prachtvögel (*Ampelidae*) und reizende Honigvögel (*Nectariniae*) spielen gleich den ähnlichen *Kolibris* in Menge um die Blumenkelche.

Den Wald selbst fand ich in keinem von mir besuchten Teile des Tieflandes von Ceylon so prachtvoll, großartig und mannigfaltig entwickelt, wie in der Umgegend von *Boralu*. Eine Wanderung rings um den blanken Riesensee führt durch den schönsten Teil desselben. An einigen Stellen bildet der Urwald ein so undurchdringliches Gewirr von Schlingpflanzen,

welche die modernden, übereinander gehäuften Riesenstämme umschlingen und umspinnen, daß man selbst mit Hilfe der Art keinen Schritt weit in dieses vegetabilische Chaos vordringen kann. Aristolochien, Piperaceen, wilde Wein- und Pfefferreben, Bauhinien und Bignonien schlingen sich überall zwischen dem Astwerke der Bäume so durcheinander, daß nur einzelne gebrochene Lichtstrahlen zwischen ihnen zum Boden gelangen. Die Stämme selbst sind mit parasitischen Farnen, Orchideen u. s. w. dicht bedeckt. Ich saß hier oft glückliche Stunden lang ganz allein mit meinem Skizzenbuche, in der Absicht, eins dieser Waldbilder zu fixieren; gewöhnlich aber kam ich zu keinem Resultate, weil ich nicht wußte, wo ich anfangen sollte; oder wenn ich angefangen hatte, nicht wie ich die Zauberpracht annähernd wiedergeben sollte. Auch die photographische Kamera half hier nicht. Denn die grünen Massen der verschlungenen und umspinnenen Baumgeflechte sind so undurchdringlich, daß sie in der Photographie nur ein unauflöseliches Wirrwarr von Ästen, Luftwurzeln, Blattmassen u. s. w. zeigen, während ihr unmittelbarer Anblick das Auge unendlich erfreut.

Auf den abgerundeten Hügeln, die unmittelbar seinen Garten umgeben, hatte der Aretsch Limongras kultiviert, ein sehr trockenes Gras, aus dem er durch einfache Destillation das duftende Limonöl gewann, ein sehr geschätztes Parfüm. Der zitronenartige Duft erfüllte die ganze Umgebung. Die Arbeiter, die mit der Destillation und mit der Besorgung der schönen Bananenpflanzung beschäftigt waren, wohnten in einem Duzend zerstreuter Hütten, die in tiefem Waldschatten, unter dem schützenden Dache mächtiger Brotfrucht- und Jackbäume ganz idyllisch gelegen sind; Gruppen von schlanken Areca- und Kokospalmen, hier und da auch Kittul- und Talipotpalmen, deren Fiederkronen hoch über die Laubmasse des Waldes sich erheben, verraten die Lage der ganz versteckten Bambushütten. Die Besuche in den letzteren und der Verkehr mit ihren harm-

losen Bewohnern lehrte mich die glückliche Existenz dieser einfachen guten und genügsamen Naturmenschen beinahe beneiden. Alle waren reine Singhalesen, von schön zimtbrauner Hautfarbe und zartem Gliederbau; die Kleidung beschränkte sich auf einen schmalen, weißen Lendenschurz. Die munteren hübschen Knaben waren mir beim Sammeln der Pflanzen und Insekten eifrig behilflich, während die schwarzäugigen, zierlichen Mädchen Blumenkränze flochten und meinen kleinen Ochsenkarren mit den schönsten Guirlanden schmückten. Wurde dann spät abends der schnellfüßige Laufochse eingespannt, und setzte sich der zweiräderige Karren, in dem ich neben dem Kretschki kaum Platz hatte, in rasche Bewegung, so machte es den munteren Kindern besonderes Vergnügen, uns noch eine Strecke weit zu begleiten. Während wir an den reizenden Ufern des Boralussees hinrollten, folgte oft ein Schwarm von 20—30 dieser anmutigen Gestalten, unermülich, laut rufend und Palmenblätter schwingend. Ich konnte die Ausdauer und Schnelligkeit ihres Laufes nicht genug bewundern.

Traten wir dann in den dunkeln Wald ein, so zündeten die Knaben Palmfackeln an, mit denen sie dem Wagen vorausliefen und den Weg erleuchteten. Bei einer plötzlichen Biegung des Weges wurden wir bisweilen von einem duftenden Blumenregen überschüttet, und ein helles Richern aus dem dichten Gebüsch verriet uns die Nekterei der kleinen Dryaden, die sich dahinter versteckt hatten. Unter den letzteren war ein Mädchen von ungefähr 16 Jahren, eine Nichte des Kretschki, deren vollendet schöne Körperform jedem Bildhauer hätte als Modell dienen können. Von den Knaben konnten mehrere mit Ganymed an Schönheit wetteifern. Einer von diesen schwang sich immer während des Fahrens auf die Deichsel des Karrens und sprang dann gewandt über den Zebu hinweg. Mit diesen und anderen Spielen begleiteten uns die munteren Kinder noch eine lange Strecke, bis eins nach dem anderen im Dunkel der Nacht verschwand. An die Stelle der

Fackeln traten jetzt unzählige prachtvolle Leuchtkäfer und Feuerfliegen; der herrliche Palmenwald erschien vollständig illuminiert, während ich mit dem Aretsch, voll der angenehmsten Erinnerungen, dem stillen Rasthause von Belligemma zueilte.

### XV. Matura und Dondera.

Der weiteste Ausflug, den ich von Belligemma aus unternahm, am Schlusse meines dortigen Aufenthaltes, führte mich nach der Südspitze von Ceylon, nach dem altberühmten Donner-Kap, Dondera-Head. In der Nähe desselben, nur ein paar Meilen westlich davon, liegt die Stadt Matura am Ufer des „blauen Sandflusses“ (Nilwella-Ganga). Der Weg von Belligemma nach Matura, den ich in einer leichten Kutsche am 18. Januar morgens in drei Stunden zurücklegte, ist die Fortsetzung der herrlichen Palmenstraße von Gaba nach Belligemma und bietet denselben Reichthum der üppigsten, anmutig wechselnden Szenerie.

Die Stadt Matura, die südlichste von allen Städten Ceylons, war unter der Herrschaft der Holländer im siebenzehnten Jahrhundert ein reicher und wichtiger Handelsplatz; insbesondere der Hauptsitz des Zimthandels der Südprovinz. Die meisten und ansehnlichsten Gebäude der Stadt sind noch jetzt holländischen Ursprungs, so auch das ausgedehnte „Fort“, welches nahe der Flussmündung auf dessen linkem (östlichem) Ufer liegt. Der stattliche Fluß ist hier ungefähr so breit wie die Elbe bei Dresden; eine hübsche, neue, eiserne Gitterbrücke verbindet beide Ufer. Am westlichen Ende derselben, auf dem rechten Ufer, liegt die alte holländische Sternschanze („Star-Fort“). In den winkligen Kasematten derselben nahm ich, der freundlichen Einladung einiger englischer Beamten folgend, für einige Tage Wohnung. Die drei munteren Junggefallen hatten es sich in den niederen vieleckigen Räumen des alten Forts, dessen mächtige Steinmauern die angenehmste Kühlung be-

wahrten, recht behaglich gemacht und ihre Wände theils mit Holzschnitten aus illustrierten europäischen Zeitungen, theils mit singhalesischen Waffen, Gerätschaften und Tierfellen recht malerisch ausstaffiert. Durch den alten holländischen Torweg, über dessen Bogen noch die Inschrift „Redoute van Eek“ prangte, tritt man in einen niedlichen Blumengarten; die einschließenden Innenseiten der Kasematten sind mit den schönsten Schlingpflanzen reich dekoriert, ebenso der Ziehbrunnen in der Mitte des Gartens. Ein paar zahme Affen und ein sehr komischer alter Pelekan, sowie mehrere kleine Vögel sorgten beständig für Unterhaltung.

Ein erquickendes kühles Bad und ein vortreffliches englisches Frühstück bei meinen freundlichen Wirten, das mir nach der Vegetarianerkost von Belligemma doppelt mundete, hatten mich schon in ein paar Stunden nach meiner Ankunft so restauriert, daß ich beschloß, noch denselben Tag zu einer Exkursion nach Dondera zu benutzen. Ich unternahm dieselbe im Wagen und in Begleitung des Häuptlings Slangakuhn, der vornehmsten singhalesischen Persönlichkeit, welche die Insel gegenwärtig noch besitzt. Er ist nämlich der letzte männliche Sprosse aus dem erlauchten Geschlechte der alten Rangkönige und hat seine Residenz in einem hübschen, verhältnismäßig sogar prächtigen Palaste in Matura, nahe der Flußmündung aufgeschlagen. Schon eine Woche zuvor hatte er mich in Belligemma aufgesucht, mit mehreren seltenen und schönen Vögeln beschenkt und eingeladen, ihn in Matura zu besuchen. Die Aufnahme, die ich hier bei ihm fand, war ebenso liebenswürdig als glänzend. Er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst nach Dondera zu führen. Seine Equipage, ein zierlicher Phaeton aus England, wurde von zwei schönen australischen Hengsten gezogen. Voraus lief als schneller Vorläufer und Ausrufer ein stattlicher schwarzer Tamil in silbergestickter Uniform mit rotem Turban.

Der reizende Weg von Matura nach dem fünf Meilen entfernten Dondera-Kap führt ostwärts zunächst eine Strecke

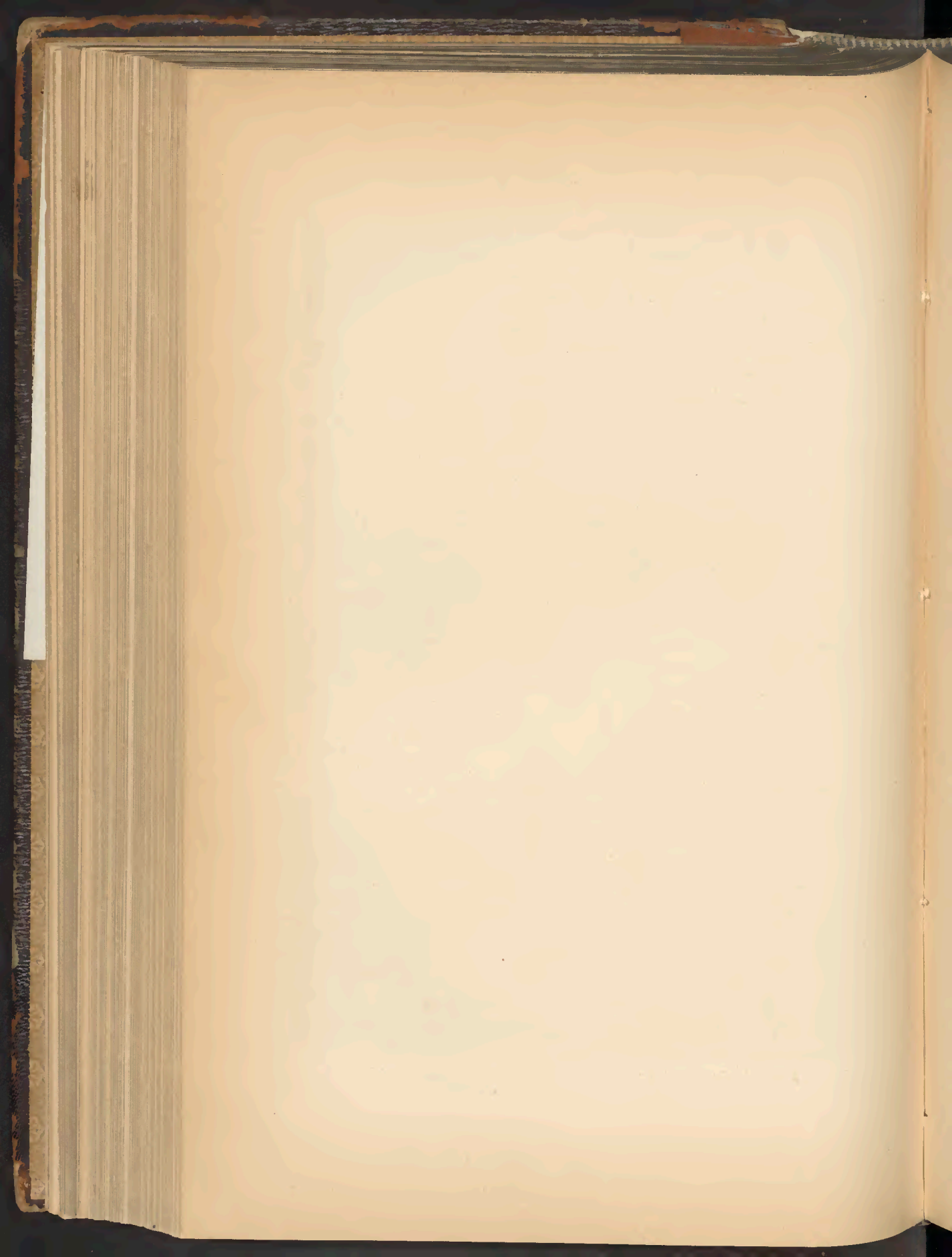




Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Jack-Brotbaum.



am linken Ufer des Nilwellaflusses hin, durch die Pettah oder die malerische „schwarze Stadt“, die sich hier östlich vom Fort hinzieht. Die bewaldeten Hügel zwischen Fluß und Seeufer sind mit den blühendsten Gärten und mit Villen geschmückt, die theils vornehmen Singhalesen, theils englischen Beamten angehören. Weiterhin führen wir wieder längs des Seeufers hin, abwechselnd durch Dschungel und durch Kokoswald. Der letztere erreicht hier bald seine östliche Grenze. Denn wenige Meilen weiter beginnen die öden, heißen und dünnen Küstenstriche mit Salz Sümpfen, die sich über Hambangtotte längs der Ostküste bis gegen Batticaloa hinziehen.

Dondera-Head, oder das Donner-Kap, erblickt man als weit vorspringende blaue Landzunge, mit Kokoswald geschmückt, schon lange, ehe man dasselbe erreicht. Es ist der südlichste Punkt von Ceylon und liegt unter  $5^{\circ} 56'$  nördlicher Breite. Seit mehr als zweitausend Jahren sind die Tempel, welche diese südlichste Landmarke zieren, ein vielbesuchter Wallfahrtsort gewesen, der berühmteste nächst dem Adams-Pik. Tausende von Pilgern bezeigen ihm alljährlich ihre Andacht. Abwechselnd, je nachdem die einheimischen Singhalesen oder die malabarischen Eroberer die Herrschaft behaupteten, waren die Tempel dem Buddha oder dem Wischnu geweiht. Noch vor dreihundert Jahren war der Haupttempel ein irdischer Prachtbau ersten Ranges, so groß, daß er vom Meere aus gesehen, wie eine ansehnliche Stadt erschien, mit Tausenden von Säulen und Statuen geschmückt, mit Gold und Edelsteinen aller Art reich verziert. Im Jahre 1587 wurde all diese Herrlichkeit von den portugiesischen Barbaren zerstört, die unermessliche Beute davon nach Hause schleppten. Noch jetzt läßt sich an den zahlreichen Säulenresten, die aus dem Boden der Ruinen hervorragen, der ungeheure Umfang des früheren Riesentempels ermessen. In einer Ecke desselben steht noch jetzt eine sehr große Dagoba, und in deren Nähe mehrere uralte kolossale Bogaha oder heilige Feigenbäume.

Überreste eines kleineren Tempels finden sich auf der Spitze der schmalen Landzunge, die den äußersten südlichen Vorsprung des Dondera-Kaps bildet. Es sind achteckige rote Porphyrsäulen, die einsam und verlassen auf den nackten Granitfelsen sich erheben, umtost von der Brandung, die mit gewaltigem Wogenschwallde ringsum schäumt. In den natürlichen Bassins zwischen diesen Felsen sammelte ich während der Ebbe viele hübsche Seethiere; allenthalben liegen schöne Korallen umher. Westwärts streift der Blick von dieser isolierten Felsenwarte aus längs des Kokosgesäumten Strandes bis in die Nähe von Matura, ostwärts gegen Tangalla hin; im Norden wird er durch dichte grüne Waldmassen gehemmt; im Süden hingegen schweift er frei und ungehindert über ungeheure Meeresräume. Das Phantasieschiffchen, das wir von hier aus mit vollen Segeln nach dem Südpol entsenden, stößt nirgends auf bekanntes Land, und es hat einen weiten, weiten Weg zu machen, ehe es jenseits desselben überhaupt wieder Land sieht. Es würde ungehemmt um die ganze südliche Halbkugel der Erde herumfahren, wenn nicht die ungeheuren Eismassen des Südpols ihm den Weg verlegten, und erst auf der nördlichen Halbkugel, in der Nähe von Acapulco in Mexiko, würde es den ersten Hafen wieder erreichen. Lange saß ich in Gedanken versunken auf dieser äußersten Südspitze von Ceylon, zugleich auf dem südlichsten Landpunkte, den ich jemals in meinem Leben erreicht habe. Ich wurde aus meinen Träumen erst wieder durch eine Schar von Buddhapriestern in gelber Toga geweckt, welche kamen, um den Häuptling und mich zum Besuche des festlich geschmückten Tempels einzuladen. Nachher besuchten wir noch eine seltsame uralte Ruine, die weiter oben mitten im Walde liegt, cyclopiisch aus gewaltigen Quadern gefügt. Erst spät am Abende fuhren wir wieder nach Matura zurück.

Der folgende Tag (der 19. Januar) wurde durch eine weite marine Exkursion ausgefüllt. Der Häuptling Slangakuhn hatte mir ein tüchtiges großes Segelboot mit acht Ruderern

gestellt, und mit diesem fuhr ich ein gut Stück gen Süden, weit über das Donner-Kap hinaus. Es war herrliches Sommerwetter, und der kräftige Nordostmonsun blähte das große vier-eckige Segel des Bootes so gewaltig, daß ein paar Bootsleute außerhalb auf dem Auslegerstamm hocken mußten, um das Umschlagen des Kanoes zu verhindern. Die Geschwindigkeit, mit der wir südwärts steuerten, kam derjenigen eines schnell laufenden Dampfschiffes gleich; ich schätzte sie auf 10—12 Seemeilen in der Stunde. Die Leichtigkeit, mit der diese schmalen singhalesischen Kanoes die Wellen durchschneiden, oder vielmehr über deren Kämme hinweggleiten, zeigte sich jetzt in glänzendem Lichte. Je weiter wir uns von der Insel entfernten, desto schöner traten die blauen Bergmassen des Hochlandes über den Kokoswäldern des flachen Küstenlandes hervor, alle wiederum überragend der stolze Adams-Pil.

Pfeilschnell über die schäumenden Wogen hinwegschießend mochten wir nach vierstündiger Fahrt ungefähr 40—50 Seemeilen vom Südkap Ceylons entfernt sein, als mitten im Ozeane ein breiter, glatter Streifen sichtbar wurde, der sich ungefähr in der Richtung des Monsuns von Nordost nach Südwest meilenweit hinzog. Ich hielt denselben für einen pelagischen Strom oder Korrente, eine jener glatten, schmalen Wasserstraßen, die im Mittelmeere wie im Ozeane häufig mitten durch den bewegten Wasserspiegel hindurchziehen und der geselligen Anhäufung ungeheurer Seetierschwärme ihren Ursprung verdanken. Als das Kanoe sich demselben näherte, bestätigte sich diese Vermutung, und ich wurde durch einen außerordentlich reichen und interessanten Fang belohnt. Eine dichte Masse der schönsten pelagischen Tiere, Medusen und Siphonophoren, Stenophoren und Salpen, Sagitten und Pteropoden, außerdem unzählige Larven von Würmern, Sterntieren, Krebsen, Mollusken u. s. w. schwammen da in dichtem Gewimmel durcheinander und füllten in kurzer Zeit alle mitgenommenen Glasgefäße vollständig aus. Ich bedauerte nur, deren nicht mehr mit zu

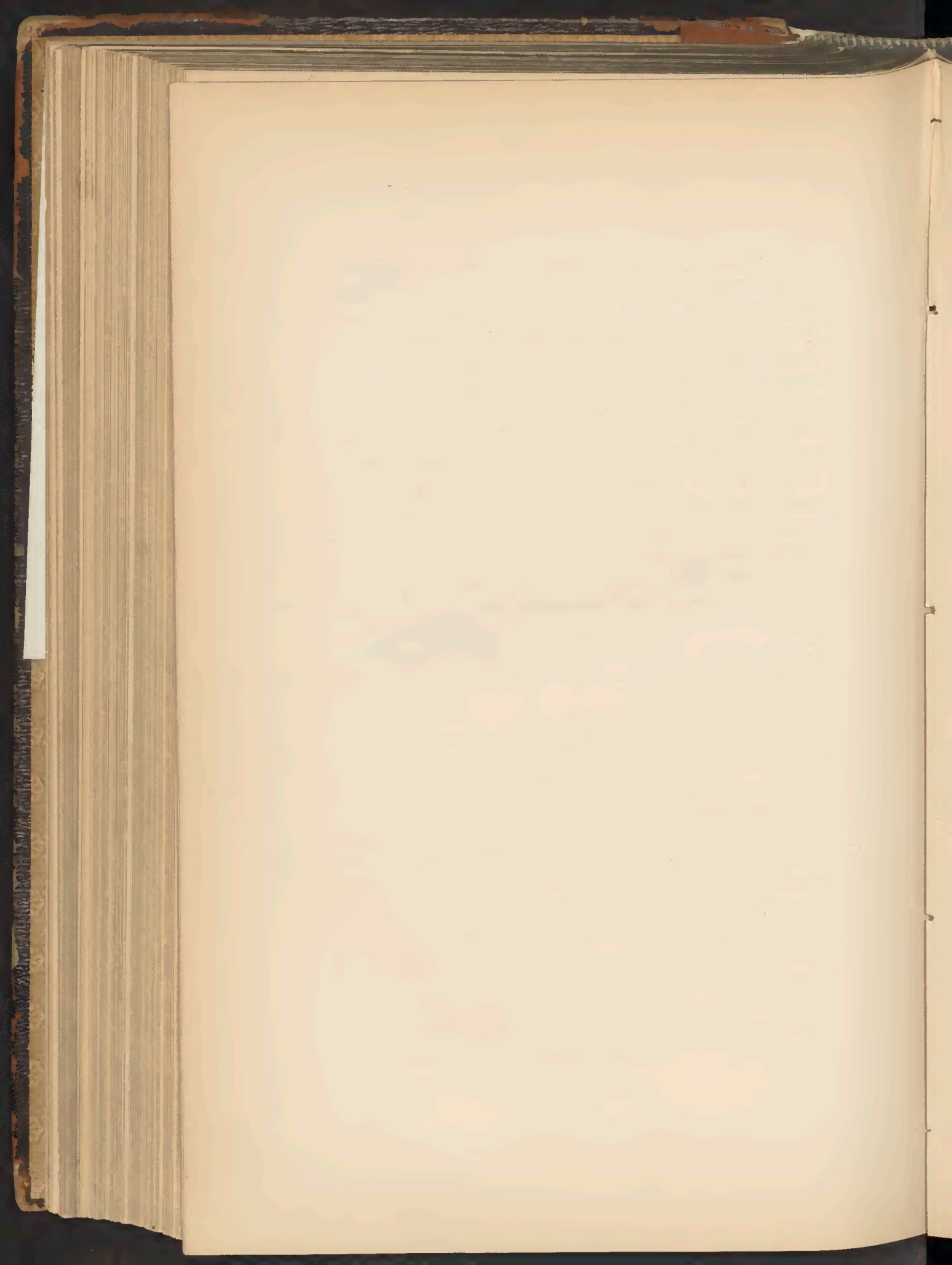
haben, um alle diese zoologischen Schätze (— darunter viele neue bisher noch nicht beschriebene Tierformen —) in genügender Menge einpacken zu können.

Reich beladen mit diesem wundervollen Fang, der mir interessante Arbeit auf Jahre hinaus versprach, kehrte ich erst gegen Abend nach Matura zurück. Es war ein schönes Andenken an den fünften Grad nördlicher Breite. Meine Singhalesen wußten den günstigen Nordostmonsun so geschickt zu benutzen, daß wir fast eben so rasch zurückgelangten und an der Mündung des Milwellaflusses landeten. Der Anblick dieser Mündung von der See aus ist sehr malerisch, da derselben unmittelbar eine Felseninsel vorgelagert ist, auf der sich zwei einzelne Kokospalmen erheben, die eine senkrecht, die andere weit übergeneigt. Die beiderseitigen Ufer des Flusses sind dicht mit Wald bedeckt. Am folgenden Tage unternahm ich noch eine Bootsfahrt auf demselben, auf der ich die unvergleichliche Üppigkeit dieser Urwaldmassen aufs neue bewunderte.

Nach Belligemma zurückgekehrt, stand mir noch eine der schwersten Aufgaben bevor, die ich während meines Aufenthaltes auf Ceylon zu lösen hatte: der Abschied von diesem reizenden Erdenflecke, auf dem ich sechs der interessantesten und glücklichsten Wochen meines Lebens zugebracht hatte. Noch jetzt wiegt in der Nacherinnerung der Gedanke daran so schwer, als ob ich von neuem scheiden müßte. Der traute Raum, der mir während dieser Zeit als Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer, als Laboratorium, Museum und Maleratelier gedient hatte, in dem ich eine Fülle der schönsten und wunderbarsten Eindrücke gesammelt hatte, war öde und leer. Born im Garten unter dem riesigen Tiefbaume standen schwer und vollbeladen die beiden mächtigen Ochsenkarren, die meine dreißig Kisten mit Sammlungen nach Punto-Galla bringen sollten. Draußen vor dem Tore harrete wieder dicht gedrängt die braune Bevölkerung des Dorfes, für die ich während dieser vierzig Tage ein Gegenstand stets wachsender Neugier und Bewunderung

geblieben war. Von allen angesehenen Bewohnern des Dorfes, an ihrer Spitze den beiden Häuptlingen, mußte ich persönlich Abschied nehmen. Mit betrübter Miene brachte mir der gute Sokrates zum letzten Male die besten seiner Bananen und Mango, Ananas und Kadschunüsse. Zum letzten Male kletterte Babua auf meine Lieblingspalme, um mir noch einmal die süße Kokos herabzuholen. Am schwersten aber wurde mir der Abschied von dem treuen Ganymedes. Der gute Junge weinte bitterlich und bat mich, ich solle ihn mit nach Europa nehmen. Vergebens hatte ich ihm schon vorher diesen Wunsch mehrmals abgeschlagen und ihm von dem eisigen Klima und dem grauen Himmel unseres öden Nordens erzählt. Er hielt meine Kniee fest umschlungen und versicherte mir, daß er mir überallhin ohne Wanken folgen wolle. Fast mit Gewalt mußte ich mich endlich losreißen und den harrenden Wagen besteigen, und als ich den lieben braunen Freunden den letzten Abschied mit dem Taschentuche zuwinkte, hatte ich fast das Gefühl des verlorenen Paradieses: „Schöner Edelstein! Bella Gemma!“

---

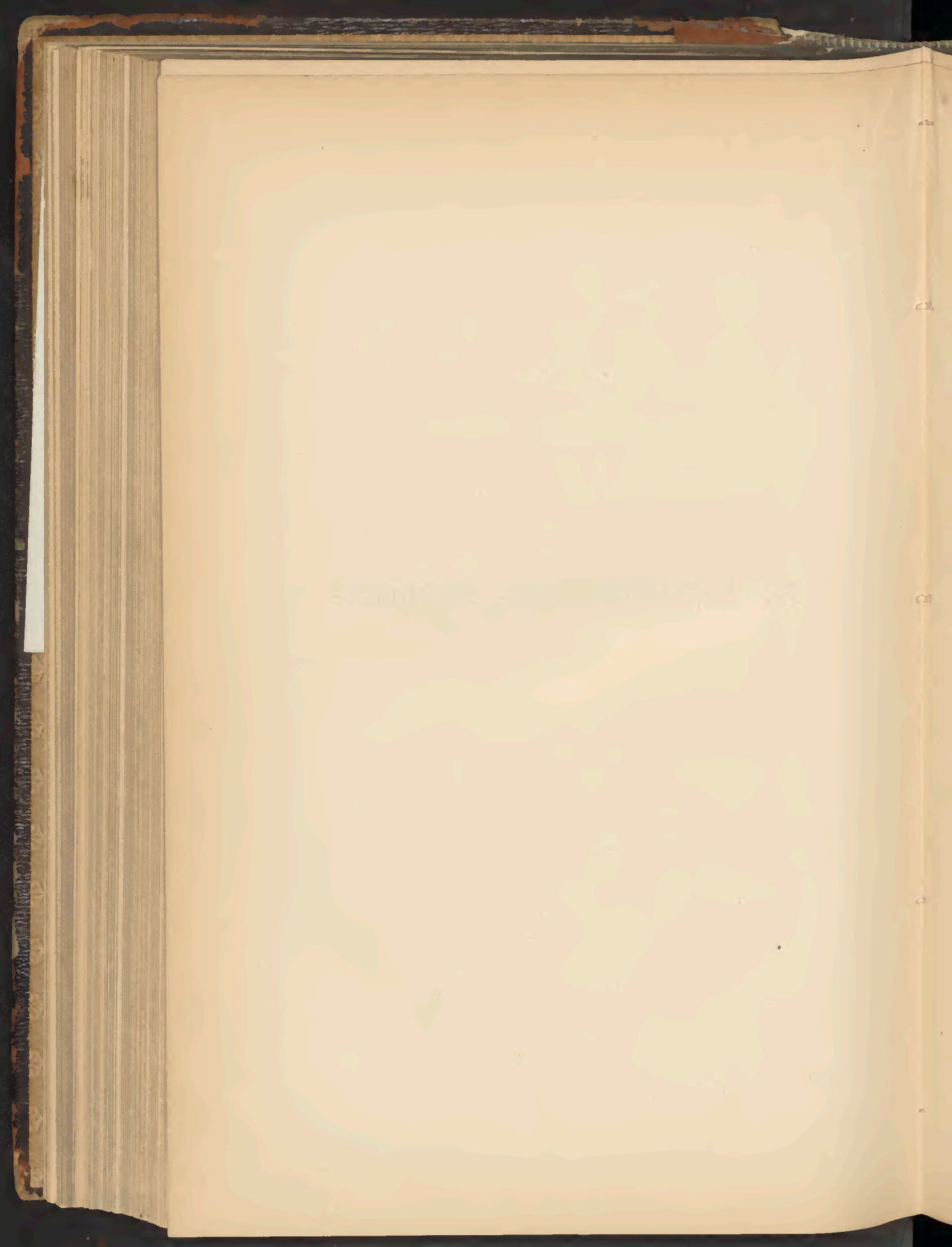




XVI.

Die Kaffee-Distrikte des Hochlandes.

---



## XVI. Die Gaffee-Distrikte des Hochlandes.

Den letzten Monat meines Aufenthaltes auf Ceylon hatte ich beschlossen, einem Besuche des Hochlandes zu widmen. Die Flora und Fauna desselben, wie sein Klima und sein gesamter Naturcharakter ist von demjenigen des Tieflandes so verschieden, daß beide zwei weit entfernten Weltteilen angehören könnten. Wenn man in einer einzigen Tagereise die sechstausend Fuß aus den Palmengärten des Unterlandes zu den Urwäldern des Oberlandes emporsteigt, so ist der Unterschied im Klima und in der Szenerie nicht geringer, als wenn man plötzlich aus den Urwäldern Brasiliens auf die Hochebenen von Peru, oder aus den Dattelhainen Agyptens auf die blumenreichen Matten unserer Alpen versetzt würde.

Das Hochland von Ceylon nimmt ungefähr den vierten Teil seines gesamten Flächeninhalts ein und hat eine durchschnittliche Höhe von 4—6000 Fuß über dem Meeresspiegel; nur die höchsten Erhebungen steigen bis 7000 und 8000 Fuß empor. Die nördliche Hälfte der Insel ist ganz flach. In der südlichen Hälfte erhebt sich das Oberland ziemlich steil und abgeschlossen als ein zusammenhängendes Bollwerk von Urgebirge, dessen östliche und südliche Gehänge weit schroffer sind als die westlichen und nördlichen. Der flache Ring des Unterlandes, welcher dasselbe umgibt und vom Meere trennt, ist auf der östlichen Seite doppelt so breit

als auf der westlichen. Eine Senkung der Insel um wenige hundert Fuß würde genügen, drei Viertel derselben unter Wasser zu setzen; das Hochland allein würde als letztes Viertel steil aus dem Spiegel des Ozeans sich erheben. Der gewaltige Felsenleib desselben besteht fast ausschließlich aus kristallinischen Gesteinen, ganz vorwiegend Gneis. An einzelnen Stellen ist dieser von Granit, an anderen von Trachyt und Basalt durchbrochen.

Noch im Anfange unseres Jahrhunderts war das Hochland von Ceylon zum größten Teile ganz unbekannt. Auf der Karte, welche 1813 der Regierungsingenieur Schneider veröffentlichte, sind nicht weniger als zwei Drittel vom ganzen Königreiche Kandy durch einen weißen Fleck bezeichnet. Als im Jahre 1817 Doktor Davy (der Bruder des berühmten Physikers) die erste gründliche Durchforschung desselben unternahm, stieß er auf unsägliche Schwierigkeiten. Der größte Teil des Gebirges war noch ganz unwegsam, mit einem zusammenhängenden und undurchdringlichen Mantel von ungeheuren Urwäldern bedeckt, die noch keines Europäers Fuß betreten hatte. Scharen von Elefanten, Bären, Leoparden, Wildschweinen, Hirschen u. s. w. waren die Beherrscher dieser Wälder; die Spuren menschlicher Existenz beschränkten sich auf die wilden Horden der Beddhas, die gegenwärtig ihrem Aussterben entgegengehen. Keinerlei gebahnte Wege führten durch diese Urwälder hindurch; keine Brücken überwölbten die wilden Bäche und Ströme, die in den unzugänglichen Schluchten des Gebirges zahllose Wasserfälle bildeten.

In verhältnismäßig kurzer Zeit, im Verlaufe von weniger als fünfzig Jahren, hat sich dieser Charakter des Hochlandes völlig verändert. Im Jahre 1825 legte der verdienstvolle Gouverneur Sir Edward Barnes die erste Kaffeepflanzung im Hochlande, in der Nähe von Peradenia an und wies nach, daß Boden und Klima daselbst für die Kaffeekultur außerordentlich günstig seien. Ermuntert durch sein Beispiel, angespornt teils durch die lockende Aussicht auf hohen Gewinn,

teils durch die eigentümliche Romantik des Hochlandlebens, drang jetzt ein ganzes Invasionsheer von Kaffeepflanzern in die Urwälder des Gebirges ein und verwandelte in weniger als zwanzig Jahren mit Hilfe von Art und Feuer den größten Teil derselben in einträgliche Kaffeepflanzungen. An den steilen Abhängen der Berge wurden ganze Wälder dadurch niedergelegt, daß die obersten Reihen der uralten Baumriesen mit der Art gefällt und auf die darunter stehenden an einer Seite eingeschnittenen Bäume gestürzt wurden. Der ungeheure Druck jener gewaltigen, durch Schlingpflanzen dicht verketteten Baummassen brachte auch diese letzteren zu Fall, und so setzte sich lawinenartig der Zusammensturz von oben nach unten bis zur Talsohle fort. Dann wurde der ganze niedergelegte Urwald angezündet und so der fruchtbarste Boden für die neuen Kaffeepflanzungen gewonnen. Der Ertrag derselben war so reichlich, und die ganze Kaffeekultur wurde durch zufälliges Zusammentreffen von glücklichen handelspolitischen und kommerziellen Verhältnissen so ausnehmend begünstigt, daß schon zwanzig Jahre nach dem ersten Anfang, 1845, die Kaffeespekulationen eine schwindelhafte Höhe erstiegen hatten.

Natürlich blieben die Rückschläge, die stets auf solche übertriebenen Spekulationen folgen, nicht aus. Wie bei den australischen und kalifornischen Goldminen, oder bei den Diamantenfeldern von Südafrika, verlockten die glänzenden Erfolge einzelner Glücklicher auch eine große Anzahl von Unternehmern, die weder Kapital noch Verstand und Kenntnisse genug hatten. Und so sollen in den fünf Jahren zwischen 1845 und 1850 mehr als fünf Millionen Pfund Sterling an Privatvermögen durch verunglückte Kaffeeeunternehmungen verloren worden sein. Auch machten sich, wie es bei allen Kulturpflanzen früher oder später geschieht, bald zahlreiche und gefährliche Feinde geltend, die den Kaffeepflanzungen großen Schaden brachten, teils Tiere, teils Pflanzen und Protisten: so namentlich die gefräßigen Golundaratten (*Golunda Elliotti*)

und die gefährlichen Kaffeeshildläuse (*Lecanium Coffeae*), ferner verschiedene vegetabilische Parasiten. In den letzten zehn Jahren wuchsen zunehmend die Verwüstungen durch den weit- aus gefährlichsten Feind, einen mikroskopischen Pilz, die *Hemileja vastatrix*; die durch ihn bewirkte Krankheit der Kaffeelblätter hatte gegenwärtig solche Dimensionen angenommen und hatte sich als so unheilbar erwiesen, daß in vielen Pflanzungen die Kaffeekultur ganz aufgegeben worden war; der Teestrauch und der Chininbaum (*Cinchona*) waren jetzt an die Stelle des Kaffeebaumes getreten und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge.

Mag nun in Zukunft mehr der Kaffee oder mehr der Tee oder mehr die *Cinchona* das Hauptobjekt der Pflanzungen in diesen sogenannten „Kaffeedistrikten“ der Insel bilden, so kann doch darüber kein Zweifel mehr bestehen, daß die klimatischen und Bodenverhältnisse des Hochlandes von Ceylon für die Kultur der genannten und vielleicht auch noch anderer höchst wertvoller Nutzpflanzen überaus günstig sind. Nicht lange mehr wird es dauern, und das ganze Hochland mit Ausnahme sehr weniger Stellen wird ein Kulturland ersten Ranges sein. Schon jetzt dehnt sich das Netz der Kaffeedistrikte alljährlich mehr bis in die entlegensten Teile des Gebirges aus, und ich mußte schon ziemlich weit wandern, um noch ein größeres Stück desselben in seiner ursprünglichen jungfräulichen Beschaffenheit kennen zu lernen. Aber selbst dort begegnete ich fast allenthalben in nächster Nachbarschaft der unberührten Urwälder jungen Rodungen, die soeben mit Feuer und Art urbar gemacht wurden.

Daß mein sehnlichster Wunsch, einen der wildesten und ursprünglichsten Teile des Hochlandes zu besuchen, in Erfüllung ging, verdanke ich hauptsächlich der freundschaftlichen Unterstützung von Dr. Trimen, des Direktors des botanischen Gartens von Peradenia. Bei meiner Anwesenheit daselbst verabredeten wir uns, Mitte Februar in Nurellia, der berühmten „Sommerfrische“ des Hochlandes, zusammen zu treffen und von

da aus gemeinschaftlich einen Ausflug nach Horton-Plains zu unternehmen. Es ist dies der wilde und selten besuchte südöstliche Teil des Plateaus, von welchem dasselbe am sogenannten „Ende der Welt“ überaus steil, fast 5000 Fuß hinabstürzt; hier wollten wir in das Hügelland von Billahuloja hinuntersteigen, von da westwärts nach Ratnapura, der „Stadt der Edelsteine“ wandern und endlich von hier auf dem malerischen „schwarzen Flusse“, dem Kalu-Ganga, bis zu dessen Mündung an der Westküste, bis Caltura, zu Boot fahren. Mein Freund Trimen übernahm es gütigst, alle nötigen Vorbereitungen zu dieser Expedition zu treffen. Da wir über eine Woche in völlig menschenleeren Gegenden zu kampieren hatten, und zwar in dem kältesten und wildesten Teile des Hochgebirges, so mußte zum Tragen der Lebensmittel, Decken, Betten, Zelte u. s. w. ein Transport von mindestens zwanzig Kulis eingerichtet werden. Ich selbst beschloß inzwischen, die erste Hälfte des Februar für den Besuch des westlichen Gebirgssteiles und insbesondere des weltberühmten Adams-Pik zu verwenden.

Nachdem ich Ende Januar von Punto-Galla nach Colombo zurückgekehrt war, traf ich in Whist-Bungalow die nötigen Vorbereitungen für diese Unternehmung. Indessen wurde fast die ganze erste Woche des Februar durch die Teilnahme an einem seltenen und höchst merkwürdigen Schauspiel weggenommen, das man gegenwärtig wohl nur noch in Ceylon — und auch da nur noch sehr selten — sehen kann, durch einen „Elefantenkorral.“ Man versteht darunter den Fang und die Zähmung einer ganzen Herde wilder Elefanten, welche durch gezähmte Elefanten betört und gefesselt werden. Früher, als die wilden Elefantenherden in Ceylon noch sehr zahlreich und lästig waren, und als die zahmen Elefanten noch vielfach zum Wegebau und zu anderen Arbeiten verwendet wurden, fanden solche Korral's ziemlich häufig statt. Gegenwärtig hat ihre Zahl und Bedeutung sehr stark abgenommen; und da

jetzt ein solcher Korral nur mit großen Kosten und Schwierigkeiten herzustellen ist, kommt er nur noch selten, bei besonders feierlichen Gelegenheiten zustande. Diesmal wurde die Veranlassung dazu durch den Besuch der beiden Söhne des Prinzen von Wales gegeben, die gelegentlich der Rückkehr von ihrer Weltumsegelung ein paar Wochen in Ceylon zubrachten. Nicht weniger als 3000 Treiber waren volle drei Monate hindurch beschäftigt, die wilden Elefanten aus den Urwäldern zusammenzutreiben und nach dem Korral von Lambugama hinzutreiben; hier war ein besonderes Dorf aus Blockhäusern, ein „Korraltown,“ für die zahlreichen Gäste dieses interessanten Schauspiels erbaut worden; in den ersten drei Tagen des Februar fand der merkwürdige Fang und die Fesselung der wilden Elefanten statt. Ich spare jedoch die Beschreibung desselben auf eine spätere Gelegenheit, da sie mich hier zu weit von meinem eigentlichen Gegenstande hinwegführen würde.

Aus demselben Grunde übergehe ich hier auch den ersten Teil meiner Hochlandsreise, von Peradenia über Gampola und Nawala-Pitha nach Dickoya. Ich wanderte von Dickoya über Blair-Athol, wo ich bei Mr. Lane gastfreundliche Aufnahme fand, nach St. Andrews, der höchst gelegenen Kaffeepflanzung in der südwestlichen Ecke des Hochlandes, unmittelbar am Fuße des Adams-Pit. Die gelungene Besteigung dieses merkwürdigsten Berggipfels der Insel werde ich im nächsten Kapitel schildern.

In St. Andrews verlebte ich ein paar sehr interessante Tage bei dem freundlichen Besitzer dieser schönen Pflanzung, Mr. Christie, und lernte durch ihn die schwierigen Verhältnisse der Cinchona- und Kaffeekultur kennen. Von hier wendete ich mich in nordöstlicher Richtung gegen den Mittelpunkt des Hochlandes, um einige Tage in Nurellia zuzubringen, dem beliebten und vielbesuchten Sanitarium der Engländer. Der Weg von St. Andrews bis Nurellia beträgt 45—50 englische Meilen. Noch vor wenigen Jahren führte



der größere Teil desselben durch dichte Wälder; jetzt sind dagegen meistens Kaffee- und Cinchonapflanzungen an deren Stelle getreten. Ich legte diesen Weg, von schönem und nicht allzuheißem Wetter begünstigt, in zwei starken Tagemärschen zurück, nur von zwei schwarzen Tamil-Kulis begleitet, die mein Gepäck trugen. Am ersten Tage (am 12. Februar) wanderte ich 24 englische Meilen, von morgens sechs bis abends acht Uhr; am zweiten Tage 20 Meilen. Da die genannte Jahreszeit in diesem Teile der Insel die kühlfte ist, und die Temperatur mittags im Schatten nur 24—26° R betrug, konnte ich auch die Mittagsstunden mit Unterbrechung durch eine einstündige Rast, zum Marschieren benutzen. Als bestes Erfrischungsmittel benutzte ich dabei wieder nasse Tücher, die ich unter dem breittrempigen Solahut über Kopf und Nacken trug und in den allenthalben reichlich fließenden Bächen jede Viertelstunde auffrischte.

Da ausgedehnte Pflanzungen, die nur aus Massen einer einzigen Kulturpflanze bestehen, meistens in den Tropen kaum weniger langweilig sind als unsere einförmigen Kornfelder und Weinberge, so hatte ich mich vor dieser tagelangen Wanderung durch die Kaffeeplantagen etwas gefürchtet. In dessen erwies sich dieselbe weit unterhaltender, als ich gedacht hatte. Das Terrain des Hochplateaus wird vielfach von tiefen Schluchten eingeschnitten, in denen schäumende Bäche, oft in schönen Wasserfällen und von prächtigster Farn- und Djungle-Vegetation bekränzt, herabstürzen. Viele dieser Schluchten sind bereits von guten neuen Brücken überwölbt. An anderen hingegen wird deren Stelle einfach durch einen Baumstamm vertreten, der von einem Ufer zum anderen hinübergelegt ist. Bisweilen ist daneben eine Viane seilartig ausgespannt, die als Geländer zum Festhalten dient. Bisweilen ist man gezwungen, ganz frei über den hochschwebenden Baumstamm hinüber zu balancieren, wobei man allerdings nicht an Schwindel leiden und sich nicht durch das Toben des wilden Bergbaches

irre machen lassen darf, der tief unten schäumend über zackige Felsen dahin strömt. Alte Turnkünste, seit vielen Jahren nicht geübt, wurden bei dieser Gelegenheit wieder aufgefrischt und kamen mir sehr zu statten.

Dann und wann wird auch unser Weg, der wechselnd bergauf, bergab geht, durch ein größeres tiefes Thal geschnitten, an dessen steilen, unzugänglichen Felswänden noch ein Rest des alten Urwaldes stehen geblieben ist. Der Anblick seiner mächtigen Riesenstämme, die säulengleich hoch emporsteigen und vor deren breiten Schirmkronen gewaltige Gienmassen dicht verschlungen herabhängen, läßt uns die unvergleichliche Vegetationspracht ahnen, die hier dem unaufhaltsamen Fortschritte der menschlichen Kultur zum Opfer gefallen ist. Auf kurze Strecken ist auch unser Pfad mit der Art mühsam mitten durch das Dickicht selbst gehauen, und wir können die mannigfaltigen Baumformen näher betrachten, die dasselbe zusammensetzen, hauptsächlich verschiedene Vorbeer- und Myrtenarten, Rubiaceen u. s. w. Meist sind die Blätter dieser Gebirgsbäume von einem dunkeln, bräunlichen oder schwärzlichen Grün, trocken und lederartig. Die schönsten Guirlanden verschiedenartiger Kletterpflanzen schlingen sich von Stamm zu Stamm, während die Stämme selbst mit den seltenen Blüten zahlreicher Orchideen und Bromelien auf das prächtigste geschmückt sind. Unter den Gien zeichnet sich besonders der kletternde Pandang aus (*Freycinetia*), aus dessen schraubenförmig gewundenen Blätterbüscheln glühend feuerrote Blütenähren hervorragen. Von den schönen Palmen des Tieflandes ist hier nichts mehr zu sehen; aber ihre Stelle wird ersetzt durch die wundervollen Baumfarne, eines der zierlichsten und anmutigsten Produkte der Tropenflora. Im Grunde der schattigen Schluchten ragen armsdiel kohlschwarze Stämme solcher Farnbäume (*Alsophila*) 20—30 Fuß, bisweilen noch höher empor, während ihre flach ausgebreitete Fiederkrone aus vielfach eingeschnittenen Wedeln von 8—12 Fuß



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Tamil-Mädchen (Dravida).



Länge sich zusammensetzt. Eine Masse der verschiedensten kleineren Farnkräuter und ihrer zierlichen Cousinen, der feinen Selaginella, wuchert daneben allenthalben über den Klippen in reicher Fülle.

Während diese anmutigen Waldschluchten den verschlungenen Fußpfad durch die Hügellandschaft der Kaffeedistrikte vielfach unterbrechen und ihre üppige Felsenvegetation häufig den schönsten Vordergrund für ein Landschaftsbild liefert, ist auch der Blick auf den entfernten Hintergrund durch die blauen Gebirgsketten oft nicht wenig gehoben, und namentlich ragt der schlanke Keel des Adams-Pik weit über seine Nachbarn hervor. Besonders im Hügellande von Maskilia, dessen Bach reich an schönen Wasserfällen ist, bildet der Pik darüber einen sehr stattlichen Hintergrund.

Übrigens ist auch der Anblick der Kaffeepflanzungen selbst ganz hübsch. Während die Kaffeebäume im Tieflande, wo die Singhalesen sie einzeln neben ihren Hütten kultivieren, zu schlanken Stämmen von 20—30 Fuß Höhe emporwachsen, werden sie dagegen in den Plantagen des Hochlandes jetzt meistens des reicheren Ertrages wegen stark verschnitten und in Gestalt flacher Sträucher, nur 3—4 Fuß hoch, gezogen. Die schönen, dunkelgrünen, glänzenden Blätter bilden ein dichtes Dach, auf welchem die Büschel der duftenden weißen Blüten und der dunkelroten kirschenähnlichen Beeren anmutig zerstreut sind. Auf ausgedehnten Strecken findet man jetzt, mit dem ursprünglich herrschenden Kaffee abwechselnd, den duftigen Teestrauch und den schlanken Cinchonabaum, beide ebenfalls mit zierlichen weißen Blüten geschmückt. Die großen Blätter der Chinarindenbäume sind in der Jugend prächtig rot gefärbt; ihre geraden Stämmchen zeichnen sich durch sehr festes und zähes Holz aus, und ein solches Stämmchen, das ich mir am Adams-Pik selbst ausgegraben hatte, lieferte mir für meine ganze Gebirgsreise den besten Wanderstab.

Die unterhaltendste Staffage in den Hochlandsplantagen

bilden die schwarzbraunen Arbeiter derselben, die sogenannten Tamil-Kulis. Dieselben gehören zu der echten Rasse der Dravida, die früher noch mit der arisch-indischen Bevölkerung vereinigt, neuerdings aber mit Recht ganz davon abgetrennt worden sind. Von den eigentlichen Singhalesen sind sie ganz verschieden und halten sich auch völlig von ihnen getrennt. Ihre Tamilsprache hat gar nichts mit dem Pali der letzteren gemein, so daß die neueren Linguisten überhaupt keine Verwandtschaft zwischen beiden herausfinden können. Die meisten Anthropologen halten die Tamils oder „Malabaren“ für die Reste der Urbevölkerung Vorder-Indiens, welche erst durch die von Norden kommenden Arier mehr und mehr verdrängt wurde. In Ceylon hingegen traten die ersteren nachweislich als Eroberer auf, welche die arischen, früher eingedrungenen Singhalesen zunehmend verdrängt haben. Gegenwärtig ist nicht allein der ganze Norden der Insel und ein großer Teil des Ostens vorwiegend von Tamils bewohnt, sondern auch im zentralen Hochlande haben sie sich auf Kosten der trägen und weichlichen Singhalesen überall ausgebreitet, dank ihrer größeren Tüchtigkeit und Arbeitsfähigkeit. Eine sehr große Anzahl von Tamilen oder sogenannten Malabaren (schon vor 30 Jahren 50 000, jetzt wohl weit über 200 000) kommt alljährlich während der Winterzeit über die Adamsbrücke von der Koromandelküste nach Ceylon auf sechs bis acht Monate herüber, um in den Pflanzungen zu arbeiten, und kehrt für den Rest des Jahres mit ihren Ersparnissen in die festländische Heimat zurück.

Die Tamilen sind in Hinsicht auf Körperbau, Gesichtsbildung, Hautfarbe und Charakter von den eigentlichen Singhalesen nicht weniger verschieden als bezüglich ihrer Sprache, ihres Kultus, ihrer Sitten und Gewohnheiten. Während die letzteren größtenteils an Buddha glauben, sind die ersteren hingegen meistens Anhänger des Sivakultus. Die Hautfarbe der Tamilen ist stets viel dunkler, kaffeebraun bis schwarzbraun,

diejenige der Singhalesen hingegen zimtbraun bis hell gelblichbraun. Das lange Haar ist in beiden Rassen durchgängig schwarz und schlicht oder schwachlockig (niemals wollig). Der Bart ist hingegen bei den Tamilen weit schwächer entwickelt als bei den Singhalesen; die Gesichtsbildung weicht viel bedeutender von der mediterran-europäischen ab, als bei den letzteren. Die Stirn ist niedriger, die Nasenflügel sind breiter, die Lippen dicker und aufgeworfener, das Kinn stärker. Der Blick ist ernst und finster. Selten sah ich Tamilen lachen und niemals so heiter, als es oft die Singhalesen sind. Der Skelettbau der Tamilen ist schlanker und kräftiger als der der Singhalesen. Das Muskelsystem der ersteren ist weit besser entwickelt als das der letzteren: wie sie denn auch mit Leichtigkeit und Ausdauer die schweren Arbeiten verrichten, zu den diese nicht zu gebrauchen sind. Der auffallend weiche und oft weibliche Typus der Körperbildung, der besonders bei den männlichen älteren Singhalesen sich geltend macht, fehlt den Tamilen ganz, und selbst das weibliche Geschlecht erscheint hier weit kräftiger und nerviger. Dabei ist übrigens der Körperbau der Tamilen keineswegs besonders robust und starcknochig; vielmehr schlank und zierlich. Die Proportionen des Körpers entsprechen durchschnittlich so sehr den künstlerischen Anforderungen der Schönheit, daß man die Dravida in dieser Hinsicht keineswegs zu den niederen Menschenrassen zählen darf. Vielmehr nähern sich viele auffallend dem griechischen Ideale. Da die Kleidung derselben in den Pflanzungen sich beim männlichen Geschlechte auf einen leichten Turban und einen schmalen Tendenschurz (gleich einer Schwimmhose) beschränkt, beim weiblichen Geschlechte auf eine kurze Schürze und ein locker umgeschlungenes Busentuch oder ein kurzes, weißes Jäckchen (— überdies während der heißen Arbeit oft entfernt —), so hat man bei der Wanderung durch die Pflanzungen stets Gelegenheit, die Schönheit ihres Körperbaues zu bewundern. Dazu kommt noch, daß ihre Bewegungen durch eine gewisse natürliche An-

mut ausgezeichnet sind und daß die mannigfache schwere Arbeit in den Plantagen sie in den verschiedensten Stellungen zur Anschauung bringt. Wie viel mehr könnte hier an diesen natürlichen und ungefälschten Modellen ein Bildhauer für das Verständnis der Schönheit und des Ebenmaßes der menschlichen Figur gewinnen, als in den Ateliers unserer Kunstakademien, wo die mühsam ausgesuchten Modelle des verkümmerten Kulturmenschen in künstlich erzwungenen Stellungen nur ein dürftiges Surrogat liefern!

Der freundlichen Einladung eines der angesehensten Pflanzer des Hochlandes, Mr. Talbot, folgend, übernachtete ich am 13. Februar in Wallaha. Da im Gebirgslande von Ceylon (mit Ausnahme einzelner vielbesuchter Punkte) weder Hotels noch Rathhäuser existieren, so ist der Reisende fast ausschließlich auf die Gastfreundschaft der englischen Pflanzer angewiesen, und diese wird auch allenthalben mit einer unbegrenzten Freigebigkeit gewährt, als ob sie selbstverständlich wäre. Allerdings liegt auch die große Mehrzahl der Pflanzungen so isoliert inmitten einsamster Wildnis, daß jeder Besuch willkommen ist; ein fremder Gast aber, der unmittelbar aus Europa kommt und frische Neuigkeiten aus dem geliebten Mutterlande erzählen kann, wird zu den erfreulichsten Überraschungen gerechnet. Ich zähle die gastfreundliche und herzliche Aufnahme, die ich hier allenthalben fand, zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen. Nichts ist wohltuender, als der unvergleichliche britische Komfort: ein kühles Bad, ein vortreffliches Abendessen, ein anregendes Gespräch bei einem guten Glase Wein, und endlich ein weiches Bett, nachdem man zehn bis zwölf Stunden bergauf, bergab durch die steinigen und sonnigen Fußpfade der Kaffeepflanzungen gewandert ist, dabei vier bis sechs Stunden in einer Hitze, welche diejenige unserer schlimmsten „Hundstage“ übertrifft. Nur bisweilen wird dieser Genuß etwas getrübt durch die Strenge der britischen Gesellschaftsetikette, die einzelne wohlherzogene Pflanzer selbst mitten in



der Wildnis des tropischen Hochlandes nicht verleugnen können. So gedenke ich noch mit Schrecken eines Abends, als ich höchst ermüdet nach Sonnenuntergang in eine ganz einsame Pflanzung kam und der gastfreie Hausherr mir deutlich zu verstehen gab, daß er mich bei dem bald beginnenden Diner in schwarzem Frack und weißer Krawatte zu sehen erwarte. Meine aufrichtige Beteuerung, daß ich dieses „black evening dress“ unmöglich in meinem kleinen Tornister auf dieser wilden Hochgebirgstour mit mir führen könne, vermochte nicht zu hindern, daß mein Wirt selbst mir zu Ehren dieselbe anlegte, und daß auch die Frau Gemahlin, die dritte und letzte Person an unserem Gesellschaftstische, in feierlichem Diner-Kostüm erschien.

Abgesehen von diesen und einigen anderen steifen Formalitäten, die uns zwanglosen Deutschen sehr sonderbar vorkommen, habe ich von meinem Aufenthalte bei den britischen Pflanzern im Hochlande von Ceylon nur die angenehmsten Eindrücke bewahrt. Das einsame Leben dieser Leute ist voll harter Arbeit und vieler Entbehrungen, und man würde gar sehr irren, wenn man sie etwa mit den Sklavenbaronen des tropischen Amerika vergleichen und annehmen wollte, daß sie mühelos durch die Arbeit ihrer Hunderte von schwarzen Tamils ein reiches Vermögen erwürben. Hier heißt es vielmehr: tätig sein, denken und aufpassen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Überall fand ich die Pflanzler schon mit Tagesanbruch bei der Arbeit; ein großer Teil des Tages wird durch den Besuch des weit ausgedehnten Kulturlandes weggenommen, durch die Instruktion der vielen Diener und Aufseher, durch Berechnungen, Korrespondenz u. s. w. Denn ein großer Teil des guten Erfolges hängt von umsichtiger Berechnung ab, wenn auch die Glücksverhältnisse der Lage, des Wetters u. s. w. dabei eine große Rolle spielen. Da in der Regel die Pflanzungen durch weite Entfernungen von einander getrennt sind, ist der nachbarliche Verkehr sehr beschränkt, und besonders die Frauen sind meistens auf sich selbst angewiesen. Viele werden für

diese Entbehrungen nur teilweise durch die ungebundene Freiheit entschädigt, deren sie sich auf ihrem ausgedehnten Besitze erfreuen, und durch den unmittelbaren Verkehr mit der großartigen Natur, die allerdings einem dafür empfänglichen Gemüte hier hohe Genüsse darbietet.

Das „Bungalow“ oder das eigentliche Wohnhaus des Pflanzers ist in der Regel ein einstöckiges, steinernes Gebäude mit breitem Schattendache und freundlicher Veranda, von einem hübschen Garten umgeben und innen mit all dem britischen Komfort ausgerüstet, den die Umstände nur irgend gestatten. In nächster Umgebung stehen gewöhnlich (ebenso auch in der Pflanzung streckenweise verteilt) kleine Gebüschchen von australischem *Eucalyptus globulus*, der seiner austrocknenden und gesunden Nachbarschaft wegen besonders geschätzt wird. Um das zierliche Bambusgitter der Veranda ranken sich schöngeformte violette Passionsblumen, prächtige rosenrote Bougainvillien, bunte insektenförmige Orchideen und andere blumengeschmückte Kletterpflanzen.

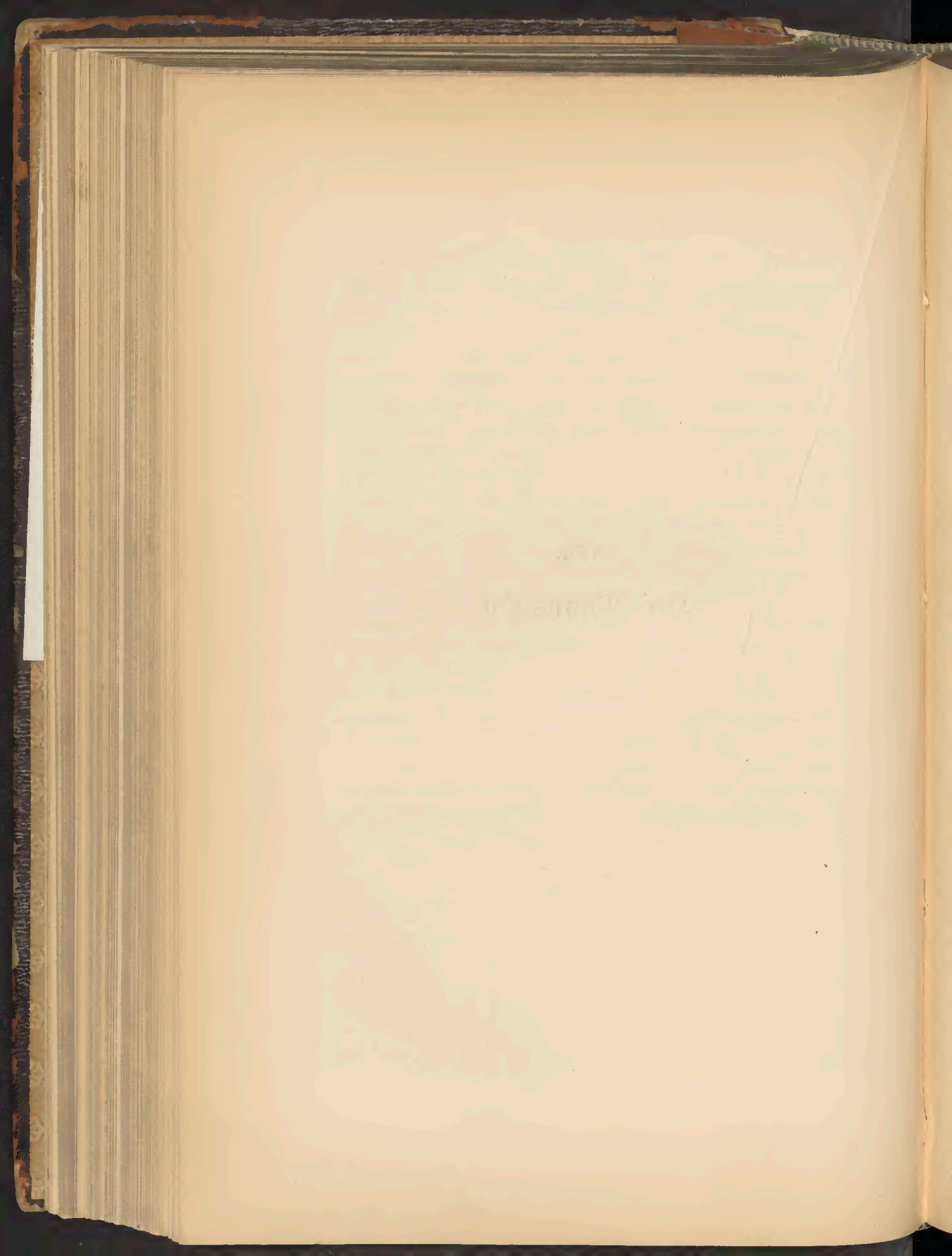
Die Wohnhütten der Tamilen, die oft ein kleines Dorf zusammen bilden, stehen gewöhnlich in weiterer Entfernung, in der Nähe der Kaffeemagazine. Neuerdings ist viel für Anlage guter Wege geschehen, und bei der zunehmenden Ausdehnung der Pflanzungen wird bald der größte Teil des Hochlandes von solchen durchschnitten und für Wagen zugänglich sein.

---

XVII.

Der Adams-Pif.

---

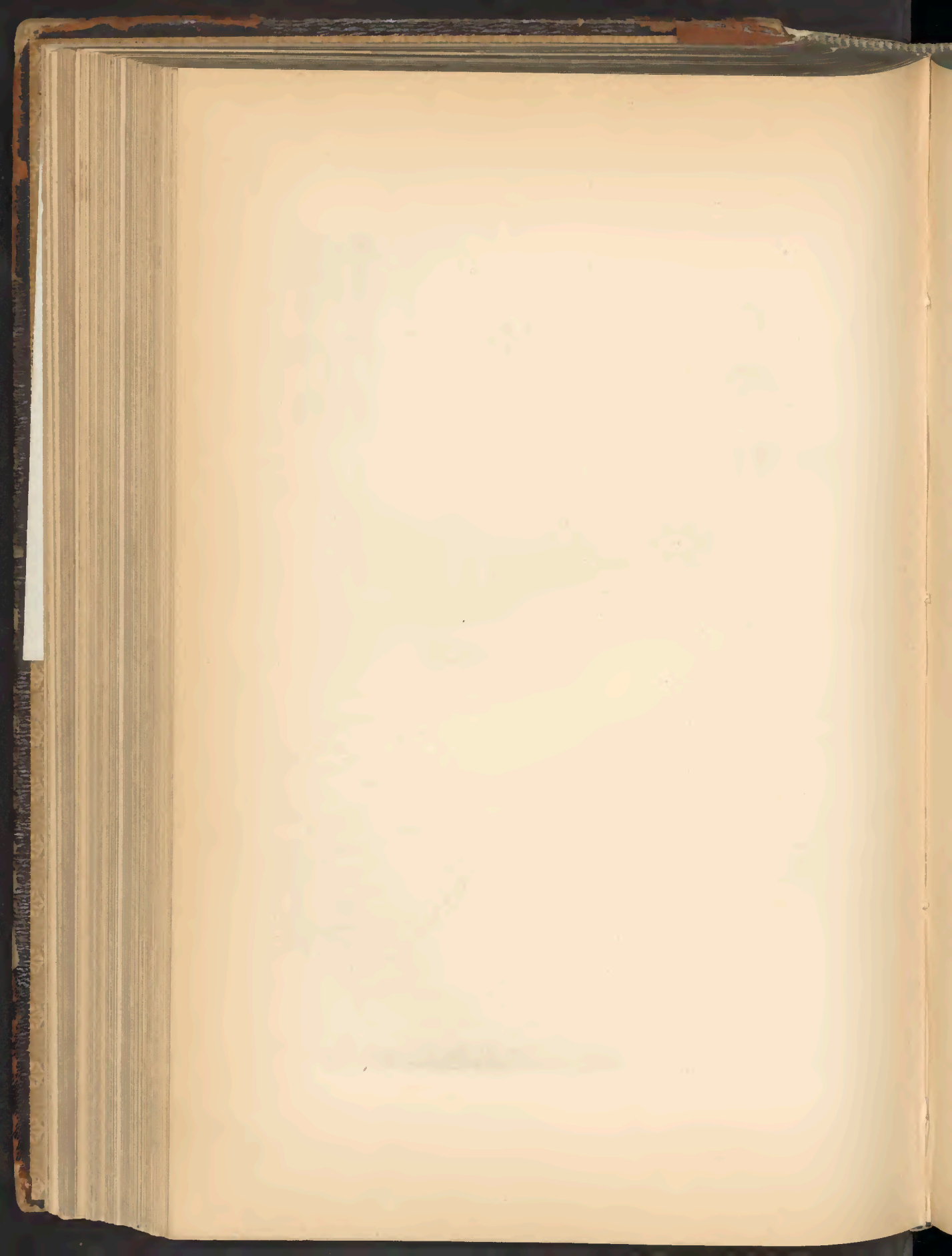




Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Adampik vom Totapella gesehen.



## XVII. Der Adams-Pik.

Unter den hervorragenden Berghöhen, die seit grauem Altertum besondere Gegenstände der Bewunderung und Verehrung für die Menschen gewesen sind, nimmt der weltberühmte Adams-Pik auf Ceylon eine der ersten Stellen ein. Denn seit mehr als zwei Jahrtausenden verherrlicht ihn die Sage bei den größten Kulturnationen Asiens als Schauplatz der ältesten und wunderbarsten Ereignisse. Wie schon der Name sagt, ist seine Geschichte mit dem Schicksale des Mannes verknüpft, der nach dem Mythos der mosaischen Schöpfungsgeschichte als erster Mensch erschaffen und gemeinsamer Stammvater der ganzen Menschheit wurde. Aber nicht allein der Adam der mosaischen Legende, der von hier sowohl in das Christentum als in den Islam als erster Mensch herübergenommen wurde, spielt auf dem sagenumwobenen Adams-Pik eine hervorragende Rolle, sondern auch Buddha, der Gründer der weitestverbreiteten Weltreligion, und Siva, sein mächtiger brahmanischer Rivale. Wie Ceylon selbst lange Zeit als das eigentliche Paradies galt, und wie es hinsichtlich seiner wunderbaren Naturpracht wirklich den Namen eines irdischen Paradieses verdient, so ist auch die Geschichte von Adam und Eva, den ersten Paradiesbewohnern, mit derjenigen seiner merkwürdigsten Bergspitze verwebt; und wie die mannigfaltigsten Schling- und Kletterpflanzen in unübertroffener

Schönheit und Fülle die gewaltigen Baumriesen von Ceylon mit phantastischem Schmuck umranken, so hat die erfindungsreiche religiöse Dichtung die kegelförmige Spitze des Adams-Pik oder des Samanala mit einem Kranze von wunderbaren Legenden umspinnen.

In erster Linie verdankt der Adams-Pik diese hervorragende Rolle offenbar seiner ausgezeichneten Lage und Gestalt. Spitz wie ein schlanker Zuckerhut erhebt sich sein Felsenkegel an der südwestlichen Ecke des zentralen Gebirgslandes, hoch alle benachbarten Berggipfel überragend. Allerdings ist er nicht der höchste von allen. Denn der Pedura-Talla-Galla, im Centrum des Hochlandes bei Nurellia gelegen, übertrifft ihn um volle tausend Fuß und erreicht 8200 englische Fuß Meereshöhe. Aber der Pedura bildet gleich den allermeisten Bergen von Ceylon eine rundlich gewölbte Gneißkuppe von wenig auffallender Form und tritt neben seinen gleich gestalteten Nachbarn wenig hervor. Im Gegensatz dazu macht sich der schlanke Kegel des Adams-Pik um so mehr geltend, als seine flachgewölbten Nachbarkuppen bedeutend niedriger sind. Er krönt gewissermaßen als südwestlicher Eckurm die steile Gebirgsmauer des Hochlandes, das als zusammenhängende Urgebirgsveste in der Südhälfte der Insel emporsteigt. Weithin ist daher der Pik auch bei klarem Wetter sichtbar und bildet auf viele Meilen Entfernung die ersehnte Landmarke, welche dem Seefahrer die Nähe der immergrünen Wunderinsel ankündigt. Häufig ist sein isolirtes Haupt mit einer einzelnen Wolke, wie mit einem Hute bedeckt, und dann erinnert er an einen Vulkan mit seiner Rauchsäule, an den Vesuv mit seiner Pinienwolke.

Hervorragende Berggipfel, welche in ähnlicher Weise, bald mehr durch isolierte Lage, bald mehr durch auffallende Gestalt sich bemerkbar machen, sind in vielen verschiedenen Ländern seit altersgrauer Vorzeit Gegenstand phantasiereicher Dichtung und abergläubischer Verehrung geworden. Oft haben



auch besondere, an solche isolierte Bergspitzen geknüpft Naturerscheinungen, oder die mit ihrer Ersteigung verknüpften Gefahren Veranlassung gegeben, sie mit einem Gewande von geheimnisvollen Sagen oder religiösen Mythen zu schmücken. Wir brauchen bloß an unsern Brocken im Harze, oder an die Schneekoppe im schlesischen Riesengebirge zu denken. In Neapel ist der feuerspeiende Vesuv, in Sizilien der gewaltige Ätna, in Griechenland der heilige Götterberg Olympus, in Arabien der einsame Sinai der Mittelpunkt eines solchen Sagenkreises geworden. Kein Wunder, daß bei dem phantasiereichen Volke der alten Inder, inmitten der großartigsten Pracht der Tropennatur, der imposante Pik von Ceylon frühzeitig eine ähnliche Bedeutung gewann.

In den alten einheimischen Annalen der Singhalesen, in dem berühmten Geschichtswerk des Mahavanso, tritt der Adams-Pik schon vor mehr als zwei Jahrtausenden auf und zwar als Samanala, oder Samanta-Kuta, als die Burg des Wächtergottes Saman. Zuerst wird er erwähnt in der Legende des frommen Heldenkönigs Dutu Gamani, 150 Jahre vor Christi Geburt. Die Priester, welche dessen Sterbebett umstehen, preisen seine vielen guten Werke; sie erzählen das Wunder vom Reiskorn, welches der gute König als Almosen verteilt hatte, und das von den Priestern auf dem Gipfel des Wächterberges noch unter 900 andere Priester verteilt werden konnte.

Die Burg des Wächtergottes gilt in dieser uralten Sage bereits als berühmtes Heiligtum, und dies gestattet den Schluß auf ein noch viel höheres Alter des betreffenden Kultus. In der That spielt derselbe bereits in den ältesten Legenden des Buddhismus eine Rolle, wie die schöne Insel selbst in der mächtigsten Religion des Ostens. Als Buddha inmitten eines furchtbaren Gewittersturmes herniederfährt, betritt er die grüne Insel unter Donner und Blitz; er verzagt das wilde Heer der bösen Geister, die bis dahin Lanka-

Diva, die glückselige Insel, beherrscht hatten, und schlägt selbst inmitten dieses Paradieses seinen Sitz auf. Hier verkündigt er zuerst sein Evangelium vom Nirwana und lehrt die Menschen ihr Glück in der Entfagung suchen: ohne Wunsch zu leben, um ohne Furcht zu sterben. Hier ist es, wo der Pessimismus, die in unseren Tagen wieder auflebende Philosophie des Unbewußten, zuerst klaren Ausdruck fand:

„Resignation, dies herbste aller Worte,  
Eröffnet uns allein des Friedens Pforte!“

Andächtig lauscht das zusammengeströmte Singhalesenvolk der Heilsbotschaft des Mensch gewordenen Gottes. Die berauschte Pracht der umgebenden Tropennatur, die uns armen Nordländern als der verkörperte Paradiesgarten erscheint, hindert die Eingeborenen nicht, auf alles Glück derselben Verzicht zu leisten; und dem Beispiele seiner versammelten Fürsten und Adelsgeschlechter folgend, wird bald das Volk zur Buddhalehre bekehrt. Als bleibende Denkmäler seines Besuches hinterläßt Buddha bei seiner Himmelfahrt nicht allein eine Handvoll seines Haupthaares, sondern auf besonderes Gebet des Königs auch den Eindruck seines Fußes. Dieser heilige Fußtapfen, der wundertätige Sripada, blieb an dem Punkt zurück, auf dem der Fuß des Buddha die Erde zum letzten Male berührte, auf der höchsten Felsenspitze des Samanala.

Seit dieser Zeit, also seit mehr als 2000 Jahren, entwickelte sich dieses Heiligtum zu einem Wallfahrtsorte ersten Ranges, zu welchem in zunehmendem Maße die gläubige Buddhistenwelt des ganzen Ostens zusammenströmte. Aber ehe sie dahin gelangten, mußten die frommen Pilger sich durch dichte Urwälder hindurcharbeiten, reich an Elefanten, Bären, Leoparden und anderen wilden Tieren; sie mußten zahlreiche Bäche und Ströme durchkreuzen, die in wilden Schluchten als brausende Wasserfälle herabstürzen; sie mußten an senkrechten Felswänden emporklettern, die allein dem

fliegenden Vogel zugänglich erschienen. Freilich, je größer diese Gefahren und Beschwerden, desto höher das Verdienst der gläubigen Wallfahrer. Auch sorgten kluge Priester schon frühzeitig dafür, daß ein Opferbecken auf dem Gipfel die reichen Spenden der wohlhabenden Pilger aufnahm, und daß ein verheißungsvoller Segendenkranz das Verdienst dieses Peterspennings in gehöriges Licht setzte.

Schon im zehnten Jahrhundert nach Christi Geburt hatten die Wallfahrten auf den Adams-Pik eine solche Ausdehnung erlangt, daß der fromme König Khirti Nissunka Wijeha Chako, von der beschwerlichen Pilgerfahrt zurückgekehrt, es für nötig fand, besondere Zugangswege für dieselbe durch die ganze Insel anzulegen und allenthalben freie Herbergen für die Pilger zu errichten, Tschultris oder Ambalams. Dreihundert Jahre später wurde an Stelle des alten, äußerst mühsamen und gefährlichen Pilgerpfades ein bequemerer Weg angelegt und über die wildesten Bergströme eine Anzahl von Brücken gebaut, stark genug, um selbst Pferde und Elefanten zu tragen. Über dem heiligen Fußtapfen des Buddha selbst erhob sich ein kleiner Tempel.

Der „Sripada“, oder der heilige Fußtapfen in der Felsenspitze des Samanala, ist aber nicht allein Gegenstand höchster Verehrung für die Buddha-Religion, der fast zwei Drittel der Inselbevölkerung, die eigentlichen Singhalesen, zugetan sind. Vielmehr wird derselbe in gleicher Weise als wundertätige Reliquie auch von den brahmanischen Anhängern der Hindu-Religion verehrt, zu der sich ungefähr ein Drittel der Geplonbewohner bekennt, die schwarzen Tamilen oder Malabaren, jene Eroberer dravidischen Stammes, die von der indischen Halbinsel über die Adamsbrücke herüberkamen. Nach ihrer Legende ist es der Gott Siva, der bei seiner Himmelfahrt hier seine Spur hinterlassen hat.

Wieder eine andere Bedeutung wird dem Sripada von den mohammedanischen Arabern beigelegt, die schon sehr früh-

zeitig auf ihren unternehmenden Handelsfahrten gegen Osten Ceylon kennen lernten. Nach der arabischen Legende, die aus der älteren buddhistischen hervorsticht, rührt der heilige Fußtapfen vom Stammvater des Menschengeschlechts, von Adam, her. Als derselbe nach dem Sündenfalle aus dem Paradiese vertrieben wurde, ergriff ihn ein Engel beim Arm und setzte ihn auf dem Gipfel des nach ihm nunmehr benannten Ceylon-Piks nieder. Gleichzeitig büßte Eva, die schöne Verführerin, ihre Schuld auf dem weit entfernten einsamen Berggipfel Arafath, oberhalb des heiligen Mekka in Arabien. Wenn Adam hier wirklich all' den endlosen Jammer vorausfah, den sein Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntnis für das arme Menschengeschlecht bis auf den heutigen Tag zur Folge hatte, dann ist es freilich kein Wunder, daß sein stehender Büsserfuß sich tief in den harten Gneißfelsen der Bergspitze einbohrte und daß seine reuevollen Tränen einen kleinen See bildeten. Noch heute wird diese heilige Blut von den andächtigen Pilgern als wundertätiges Medikament gegen die verschiedensten Übel getrunken.

Der Islam hat übrigens diese Adams-Legende gleich vielen anderen Sagen aus der christlichen Mythologie entnommen. Denn sie findet sich bereits drei Jahrhunderte vor Mohammed in dem berühmten Kopten-Manuskripte über „die Glaubensweisheit“, aus dem vierten Jahrhundert nach Christus, welches Tertulianus dem großen Gnostiker Valentinus zuschreibt. Hier wird zum ersten Male der heilige Fußtapfen des büßenden Adam erwähnt und erzählt, wie der Erlöser der Jungfrau Maria mittheilte, er habe einen besonderen Engel als Wächter über denselben angestellt.

Auch die chinesischen Ceylonpilger haben zum Theil diesen Mythos adoptiert und beziehen den heiligen Fußtapfen auf Twan-Koo, den ersten Menschen, während Andere ihn dem Buddha zuschreiben. Hingegen leiten ihn die ersten christlichen Eroberer der Insel, die Portugiesen, vom heiligen Thomas

ab, dem Apostel, der hier zuerst das Christentum gepredigt habe. Wiederum eine andere Deutung gewann er schon frühzeitig bei den Persern. Hier ist der Urheber desselben Alexander der Große, dessen Funderzug für das ganze Morgenland eine reiche Sagenquelle wurde. Der persische Dichter Aschref aus Herath, der selbst eine Pilgerfahrt auf den Adams-Pik unternommen hatte, beschreibt in einem blumenreichen Epos den fabelhaften Seezug Iskanders oder Alexanders nach Serendib (der alte Name der Insel bei den Arabern). Der macedonische Eroberer besteigt, am Ende der Welt angelangt, die höchste Bergspitze der wundervollen Paradiesinsel und hinterläßt daselbst als bleibendes Denkmal den Eindruck seines gewaltigen Fußes. Freilich wissen die griechischen Geschichtsschreiber nichts von einer solchen Umschiffung Indiens und von dem Besuche Alexanders auf Ceylon; aber nichtsdestoweniger gewann auch dieser persische Mythos eine weite Verbreitung.

So ist es denn eine gar seltsame und wunderliche Gesellschaft, welche die erfindungsreiche Sage auf dem himmelanstrebenden Gipfel des blauen Ceylons-Piks versammelt. Da streiten sich um die Ehre ihres Fußstapfens der indische Gott Buddha mit dem christlichen Apostel Thomas, der brahmanische Gott Siva mit dem singhalesischen Wächtergott Saman, der macedonische Welteroberer Alexander mit dem semitischen Urbater des Menschengeschlechts, mit Adam. Dieser Letzte aber hat in dem schwierigen Wettkampfe den Sieg gewonnen; denn nach ihm wird der weltberühmte Berg noch heute endgültig benannt, und er ist es ja auch, der so vielen anderen wichtigen Punkten der uralten Paradiesinsel seinen Namen hinterlassen hat. Denn die Adamsbrücke ist es, die Ceylon früher mit dem indischen Festlande in Verbindung setzte und auf der die indischen Tiere und Pflanzen in früheren geologischen Perioden ebenso auf die Insel hinüberwanderten, wie später die malabarischen Eroberer, die schwarzen Tamilen.

Adamsgarten ist das prachtvolle, blumenreiche Paradies, das sich am Fuße des Berges ausbreitet, und Adamsfrucht die herrliche Paradiesfeige oder Banane, die zu den edelsten Geschenken der reichen singhalesischen Flora gehört; sie bildete die Nahrung der ersten Menschenkinder, der Adamiten von Ceylon. Die kostbaren Edelsteine, an denen die Insel reich ist, sind Adamsstränen. Eine dunkle Felsenhöhle unterhalb des Berggipfels ist Adamshaus, von ihm selbst mit eigenen Händen aus Felsplatten erbaut; und die prachtvollen Rhododendronbäume, die dasselbe beschatten und mit ihren blutroten Riesenblumen überschütten, sind Adamsrosen. Der schöne Teich endlich am Fuße des Berges, dessen kristallklares Wasser ein Felsenquell direkt aus dem Paradiese herleitet, ist das heilige Adamsbad.

Angeichts dieses blumenreichen Sagengewandes, das den stolzen Adams-Pik vom Fuße bis zum Gipfel umhüllt, und das über drei Welttheile seinen mystischen Schatten ausbreitet, dürfen wir wohl mit Zug und Recht behaupten, daß der heilige Wächterberg einer der merkwürdigsten Berggipfel unserer Erde sei; selbst ganz abgesehen von der unbeschreiblichen Naturpracht, welche die Tropensonne in verschwenderischer Fülle über seine Gestalt ausgießt. Wer daher in Ceylon war und den Adams-Pik nicht bestieg, begeht eigentlich eine größere Unterlassungssünde, als derjenige, der in Rom war und den Papst nicht gesehen hat. Trotzdem wird aber der wunderbare Berg in der That nur selten bestiegen; und unter hundert Europäern, die dort lebten oder sich vorübergehend dort aufhielten, ist wohl kaum einer auf seinen Gipfel gelangt. Freilich ist aber diese Pilgerfahrt auch heute noch keine Kleinigkeit, und sie erfordert mancherlei Vorbereitungen und Hilfsmittel.

Die erste Besteigung des Adams-Pik, über die wir eine ausführliche Beschreibung besitzen, ist diejenige des arabischen Gelehrten Ibn Batuta, aus dem Jahre 1340. Derselbe

wurde durch einen Sturm von den flachen Koralleninseln der Malediven nach Ceylon verschlagen; er sah den hohen Berg der Insel schon neun Tage lang, wie eine gewaltige blaue Rauchsäule aus dem Meer emporsteigen. Den Ort, an dessen zintreichem Gestade er landete, nennt er Battala, die Residenz eines ungläubigen Königs; es ist höchst wahrscheinlich das heutige Putalam, einige Tagereisen nördlich von Colombo, an der Nordwestküste. Von dem Könige gastfreundlich aufgenommen, reich beschenkt und nach seinen Wünschen befragt, äußert er als höchsten Wunsch, den Fußtapfen seines Altvaters Adam auf dem Gipfel des heiligen Berges zu sehen. Der König sichert ihm hierfür seine Unterstützung zu und läßt ihn in einem Palankin bis an den Fuß des Gebirges tragen, begleitet von 10 Kriegern seiner Leibwache, 15 Trägern von Lebensmitteln, 4 Brahmanen-Priestern und 4 frommen Büßern, die jedes Jahr die Pilgerfahrt unternahmen und als Führer dienten.

Die Reise des arabischen Doktors geht zunächst längs der Küste nach Süden, dann ostwärts in das Innere der Wunderinsel hinein. Hier kommt er zur Residenzstadt des Kaisers, Kankar, die zwischen hohen Bergen und am Ufer eines großen Teiches liegt, in welchem Rubine und andere Edelsteine gefunden werden. (Vielleicht an der Stelle des heutigen Kandy?) Er sieht den prächtig geschmückten Kaiser auf einem weißen Elefanten reiten, dessen Kopf mit sieben großen roten Rubinen verziert ist, jeder größer als ein Hühnerei. Die Frauen gehen gleich den Männern fast unbekleidet, sind aber mit prachtvollem Rubinenschmuck an Armen und Beinen geziert. Hinter Kankar beginnt der eigentliche Gebirgsweg, reich an Beschwerden und Gefahren. Zwei verschiedene Gebirgspfade führen zum Pik hinauf, nach Adam und Eva bezeichnet, als „Babaweg und Mamaweg“. Nur der Pilger kann das ganze Verdienst der beschwerlichen Pilgerfahrt in Anspruch nehmen, der beide Wege gewandert ist.

Der Babaweg, nach Vater Adam so benannt, ist weit rauher und beschwerlicher als der Mamaweg, der der Mutter Eva geweiht ist. Es scheint fast, daß ersterer der nördliche, letzterer der südliche von den beiden Pfaden ist, die auch gegenwärtig noch allein auf den Gipfel des Samanala hinaufführen.

Ibn Batuta schlägt auf der Hinreise den schwierigen Babaweg (von Norden herauf) ein, auf der Rückreise den sanfteren Mamaweg (nach Süden hinab). Auf dem ersteren gelangte er zunächst an den berühmten Affenteich Buzuta. Die großen schwarzen Affen, die in dichten Scharen die Urwälder an seinen Ufern bewohnen, haben lange Schwänze und Bärte wie Männer (offenbar der schwarze Wanderuh, den auch ich in großen Scharen hier antraf). Nach der Versicherung der Pilger werden dieselben von einem alten König beherrscht, der eine Krone von Blättern trägt, einen langen Stab als Szepter führt und stets von vier mächtigen, mit Knütteln bewaffneten Trabanten begleitet wird. In diesen Wildnissen wimmelt es von den bösen Sandblutegeln, der größten Plage von Ceylon. Um sie zu entfernen, betupfte man sie schon damals, wie noch heutzutage, mit Limonensaft. Viele Pilger sollen den massenhaften Bissen dieser kleinen Teufel unterliegen und an Verblutung sterben. Durch dichte Wälder, an verschiedenen Teichen und wilden Höhlen heiliger Einsiedler vorüber, zwischen Felsenschluchten und über Wasserfälle hinauf gelangte der arabische Gelehrte zur Iskander-grotte. Diese Höhle, zu Ehren Alexanders des Großen benannt, enthält herrliches, erquickendes Quellwasser. Über ihr steigt jäh die eigentliche Felsenpyramide des Wächterberges empor; er ist einer der höchsten Berggipfel der Welt; die Wolken liegen tief unter den Füßen des hinaufklimmenden Pilgers. Die senkrechten Felswände sind nur dadurch zu ersteigen, daß schon seit alters her Stufen in dieselben eingehauen und neben denselben lange eiserne Ketten angebracht



sind, an denen sich der Hinaufkletternde festhält. Ibn Batuta zählte zehn verschiedene solcher Ketten; die letzte heißt die „Kette der Erkenntnis“, weil man hier durch den plötzlichen Blick in einen ungeheuren Abgrund überrascht wird. Endlich gelangte er wohlbehalten auf den Gipfel des spitzen Felskegels und konnte hier Adams Fußtapfen seine Verehrung bezeigen. Er fand ihn 11 Spannen lang, und umgeben von 9 Nischen oder Opferbecken, in denen die frommen Pilger reiche Gaben von Gold und Silber, von Rubinen und anderen Edelsteinen niederlegten.

Auch die Rückreise des arabischen Doktors, auf dem weniger gefährlichen Mamawege, ist nicht ohne Interesse. Auch hier kommt er wieder an Edelsteingruben und Teichen vorüber, besonders aber an dem berühmten Lebensbaume des Paradieses, der nie ein Blatt verliert. Da ein jeder, der ein solches Blatt gegessen hat, sich völlig wieder verjüngt, so ist er stets von Pilgerscharen umlagert, die vergeblich auf das Abfallen eines Blattes warten. Höchst wahrscheinlich war dieser Lebensbaum einer von jenen uralten mächtigen Buddha-bäumen oder heiligen Feigenbäumen, den Bogaha (*Ficus religiosa*); sie werden noch heute überall in den Ländern des Buddhaaltus als heilige Wunderbäume verehrt, weil Buddha sich unter ihrem kühlen dichten Schatten am liebsten niederließ. Noch heute stehen sie überall neben den Dagoba, den glockenförmigen Reliquientempeln. Jede dieser heiligen Dagoba umschließt eine Reliquie des Gottes; leider ist dieselbe nur niemals sichtbar, da der geschlossene weiße Kuppelbau weder Türen noch Fenster besitzt.

Vom Adams-Biß reiste Ibn Batuta nach der großen Handelsstadt Dinara, wahrscheinlich dem heutigen Matura, berühmt durch einen ungeheuren Prachttempel. Tausend brahmanische Priester verrichteten hier den Gottesdienst, während fünfhundert vornehme Jungfrauen vor einem goldenen Götzenbilde bei Tag und Nacht Gesänge und Tänze aufführten. Von da gelangte er längs der Küste nach Kali,

vermutlich dem heutigen Calatura, und von hier nach Kalambu, damals schon der schönsten und größten Stadt der Insel. Es ist die heutige Hauptstadt Colombo. Eine Reise von drei Tagen nach Norden führte den arabischen Pilger von hier nach seinem Ausgangspunkte Battala zurück.

An diese Pilgerfahrt des Ibn Batuta, die älteste, von der wir genau unterrichtet sind, schließt sich als zweite schon neun Jahre später diejenige eines päpstlichen Legaten, des Florentiner Minoritenpaters Johannes de Marignola, an. Er war früher Professor in Bologna gewesen und trat 1339 im Auftrage des Papstes Benediktus XII. eine Gesandtschaftsreise nach Indien und China an. Auf der Rückreise, 1349, besuchte er auch Ceylon und führte eine Pilgerfahrt auf den heiligen Berg aus, „den höchsten nach dem Paradiese“. Er schildert ausführlich insbesondere die Lebensweise der buddhistischen Mönche und Büsser, die in großer Zahl in den Höhlen und Wildnissen am Abhange des Berges wohnen.

In unserem Jahrhundert wurde der Adams-Pik zuerst 1817 von einem Europäer bestiegen, von dem britischen Militärarzte John Davy, einem Bruder des berühmten Physikers Sir Humphry Davy. Er führte die Besteigung von der Südseite aus, über Ratnapura und Palabatula, und das ist auch der Weg, den die meisten folgenden Reisenden einschlugen, von Deutschen insbesondere der Prinz Waldemar von Preußen, in dessen Begleitung der Naturforscher Hoffmeister war, später Friedau, Königsbrunn, Schmaroda, Ransonet und andere. Dieser südliche Weg hat den Vorzug, daß man in aller Bequemlichkeit auf guten Wegen bis nach Ratnapura, der berühmten Stadt der Edelsteine, fahren kann, und von hier noch über Gillimalle nach Palabatula, das unmittelbar am Fuße des jäh aufsteigenden Gebirgsstocks liegt. Aber der Bergpfad von hier hinauf ist äußerst steil und beschwerlich, und man ist genötigt, nahezu 7000 Fuß auf demselben ununterbrochen aufwärts zu steigen.

Bequemer und weniger anstrengend hat sich in neuerer Zeit die Erstbeigung von der Nordseite gestaltet. Diese wurde zuerst 1819 von dem Engländer Sawers ausgeführt. Er war der erste Europäer, der eine Nacht auf dem Gipfel zubrachte. Auch dieser Bergpfad war damals noch äußerst beschwerlich aus Mangel an Wegen und Brücken. Sawers brauchte nicht weniger als fünf volle Tagereisen, um von Ambegamma, am Nordfuße des Pik in bedeutender Höhe gelegen, die kurze Strecke bis auf den Gipfel zurückzulegen. Undurchdringliche Urwälder, steile Felsgehänge, jähe Abgründe, wilde Bergbäche und Wasserfälle ohne Brücken erschwerten das Vordringen außerordentlich.

In den letzten vierzig Jahren ist das ganz anders geworden. Der vordringenden Kaffeekultur ist der größte Teil jener herrlichen Urwälder zum Opfer gefallen und hunderte von englischen Pflanzers-Bungalows sind allenthalben in den ausgedehnten Kaffee-, Tee- und Cinchonapflanzungen zerstreut. Gutgebaute Pfade, zum Teil sogar bequeme Fahrwege, führen von einer Pflanzung zur anderen, und über die Bergströme und Abgründe sind sichere Brücken geschlagen. Seit einigen Jahren führt selbst eine kleine Eisenbahn, — ein südlicher Zweig der Colombo-Kandy-Bahn, — von Peradenia über Gampola nach Nawala-Pitha, und von hier kann man in einem Postomnibus südwärts in 4—5 Stunden bis nach Dickoya gelangen. Besteres ist aber nur einen Tagemarsch von den südlichsten Pflanzungen entfernt, die gegenwärtig schon bis unmittelbar an den nördlichen Fuß der Pikpyramide hinaufgehen.

Diesen bequemeren Weg schlug auch ich auf Anraten meiner dortigen Freunde ein, als ich im Februar das Gebirgsland von Ceylon besuchte. Gut mit Empfehlungen ausgestattet, fuhr ich von Peradenia am 10. Februar in einer Strecke ununterbrochen bis Dickoya, und wanderte von da zu Fuß durch die südwestlichen Kaffeedistrikte des Hochlandes nach

St. Andrews. Es ist dies die höchst gelegene Pflanzung unmittelbar am nördlichen Fuß des Adams-Pik, und an ihren gastfreien Besitzer, Mr. Christie, war ich schon vorher besonders empfohlen.

Der südliche Felsenabsturz des Samanala erhebt sich so steil aus der blühenden Ebene, in der am Ufer des herrlichen schwarzen Flusses, noch nicht hundert Fuß über dem Meerespiegel, die Singhalesenstadt Ratnapura liegt, daß der rüstige, von hier aus emporklimmende Wanderer in einem Tage bis auf den Gipfel des heiligen Pilgerberges gelangen kann. Für die harten Beschwerden dieser anstrengenden Bergpartie wird man dabei durch den großen Genuß entschädigt, welchen der schnelle Wechsel der verschiedenartigen über einander aufsteigenden Vegetationszonen gewährt. Allerdings ist dieser Wechsel nicht so auffallend, wie bei manchen höheren Bergen der heißen Zone, wie z. B. beim Pik von Teneriffa, bei dessen gelungener Besteigung ich vor sechzehn Jahren die einzelnen Pflanzengürtel in der That so regelmäßig geschieden fand, wie es Alexander von Humboldt schon früher beschrieben hatte. Aber der schneebedeckte Gipfel des Pik von Teneriffa erreicht auch fast die doppelte Höhe des Adams-Pik, und wir bleiben daher auf letzterem, wie auf allen Hochgipfeln von Ceylon, noch weit unter der Schneegrenze. Dahingegen ist andererseits hier, unter dem siebenten Grade nördlicher Breite, die unergleichliche Pflanzenpracht der Äquatorialzone in ungleich größerer Fülle und Mannigfaltigkeit entwickelt, als in dem reizenden Tale von Drotava, an dem subtropischen Gestade der kanarischen Inseln.

Bei der beständigen Temperatur von 22—26° R und bei der nahezu vollkommenen Feuchtigkeit der heißen Luft, welche in der südwestlichen Küstenzone von Ceylon herrscht, stellt dieselbe ein großartiges natürliches Treibhaus dar, dessen wundervolle Produkte von keiner anderen Gegend der Erde übertroffen werden. Hier finden wir vereint in der herrlichsten

Entwicklung die edelsten und großartigsten von allen Gewächsen, die Palmen und Pisange, die Bambusen und Benyanen. Fast jede von den singhalesischen Hütten, die in dieser Kokosregion allenthalben zerstreut sind, ist von einem Kranze solcher prächtigen Tropenbäume geschmückt. Da wetteifert die stolze Kokos- mit der schlanken Arecapalme; der eichenartige Brotfruchtbaum mit dem zierlichen Melonenbaum. Die Pfefferrebe klettert um die Wette mit dem indischen Wein an den schlanken Stämmen empor und hängt in reizenden Festons und Kränzen von ihren Ästen herab. Unten aber bilden die riesengroßen Blätter der Bananen und Kaladien, die handförmigen Blätter der Kaffaven die schönste Umzäunung der idyllischen Gärten, in denen prachtvolle Blumen neben den nützlichsten Kulturgewächsen gepflanzt werden.

Sobald wir uns aus diesem üppigen Paradiesgarten zu den Vorbergen des Hochlandes erheben und die erste Stufe desselben emporsteigen, treten andere Kulturpflanzen an die Stelle der erstgenannten. Die wasserreichen Täler erscheinen terrassiert und mit einem zarten Sammetteppich belegt, dessen leuchtendes Grün dasjenige des schönsten englischen Rasenbeetes übertrifft. Es ist der junge Reis, der Paddy, der diese maigrünen Saatfelder bildet. In ihrer Umgebung und an den trockenen Stellen zwischen ihnen stehen Fruchtgärten, in denen die Orangen und Guahaven gedeihen, daneben die zottige Zuckerpalme, der Kittul, und die wundervolle Riesenschirmpalme, der Talipot.

Einige hundert Fuß höher verlassen wir diese zweite Palmenzone und treten nun aus der niederen Bergregion in die heiligen Säulenhallen eines Urwaldes, der die höchste Baumpracht unserer gemäßigten Zone ebenso weit oder noch mehr überflügelt, als diese letztere die kümmerlichen Birken- und Föhrenwälder der nördlichsten Waldgürtel hinter sich läßt. Da wandern wir stundenlang aufwärts in einem Naturtempel, dessen schlanke glatte Baumsäulen kerzengerade und un-

verzweigt sich zu 80—100 Fuß Höhe erheben, ehe sie sich zu einer mächtigen dunkelgrünen Krone ausbreiten. So dicht ist das undurchdringliche Schattendach derselben, daß selbst die mächtige Tropensonne nur hie und da einen schwachen Lichtstrahl verstohlen in die tiefe Dämmerung fallen läßt, welche die kühlen Tempelhallen erfüllt. Garcinien, Dillenien, Terminalien und verschiedene Rubiazeen sind es, die nebst wunderbaren Fikus-, Ebenholz-, Sandelholz- und vielen anderen Waldbäumen dieselben zusammensetzen. Die prachtvollen seltsamen Blüten von schmarogenden Orchideen und Gewürznelken zieren ihre Stämme. Kletternder Pandanus (*Freycinetia*), *Purtada* und andere Schmarogerbäume winden sich an den hohen Stämmen kühn empor, schwingen sich in stolzen Bogen von einem Baum zum andern und bilden die Turngerüste für die munteren Scharen der Affen und Eichhörnchen, die hier ihre bewunderungswürdigen gymnastischen Künste zeigen. Prächtige, metallglänzende, goldiggrüne Waldtauben, Papageien und Bienenfresser fliegen scharenweise hoch oben zwischen den Kronen hin, während unten am rauschenden Waldbache große blaugrüne Eisvögel mit der Fischjagd beschäftigt sind. Zwischen den braunen Luftpurzeln der Schmarogerpflanzen hängen auch zahlreiche grüne von den Baumästen herab. Sobald wir diese letzteren aber erfassen wollen, entchlüpfen sie uns zwischen den Händen, denn es sind zierliche Baumschlangen, die sich mit ihrem dünnen Peitschenschwanz an einem Baumast aufgehängt haben. Auch die niedlichen kleinen Laubfrösche, die sich in den weißen Blumenkelchen der großen Vilien verstecken und da ihre glockenähnliche Silberstimme ertönen lassen, sind schön grün bemalt, und so tragen auch noch viele andere Tiere des Waldes auf der immergrünen Wunderinsel deren herrschende Charakterfarbe, entsprechend Darwins Gesetze der gleichfarbigen Zuchtwahl.

Wie gerne würden wir in dem kühlen Schatten dieser erhabenen Urwälder länger weilen und an den rauschenden

Wasserfällen ihrer Bäche die zierlichen Farne und Selaginellen oder die seltsam gestalteten Balsaminen und Begonien sammeln, die deren Ufer schmücken; oder zwischen den pfeilförmigen Niesenblättern der Arazeen die großen Nachtfalter und bunten Spinnen jagen; oder zwischen dem wirren Wurzelgeflecht der umgestürzten Baumriesen die goldglänzenden Prachtkäfer (*Buprestis*), zwischen ihrem abgefallenen Laube die wunderbaren ast- und blattgleichen Heuschrecken suchen, die stabförmigen Gespenstschrecken (*Phasma*) und die wandelnden Blätter (*Phyllium*). Aber leider drängt unsere Zeit; und leider lassen uns auch hier wieder die zahllosen kleinen Landblutegel nicht zu vollem Genuße gelangen.

Während dieser stolze Hochwald auf den steilen südlichen und westlichen Gehängen des Adams-Pik noch jetzt einen zusammenhängenden immergrünen Mantel bildet und an 4- bis 5000 Fuß emporsteigt, ist er dagegen an der nördlichen und östlichen Seite jetzt größtenteils den vordringenden Kaffeepflanzungen zum Opfer gefallen. Er besteht hier nur noch in den steilen unzugänglichen Felsenschluchten siegreich den Vernichtungskampf, mit dem ihn Art und Feuer des feindlichen Pflanzers bedroht. Höher hinauf hingegen, oberhalb 5000 Fuß, ist auch jetzt noch der grüne Waldmantel des Pilgerberges unverfehrt, und gerade die charakteristische Gipfelpyramide, welche sich gegen 2000 Fuß hochweit über alle Nachbarn erhebt und über Land und Meer hinweg für den nahenden Schiffer das untrügliche Wahrzeichen der Insel bildet, gerade diese Landmarke ist noch jetzt bis zur höchsten Spitze hinauf von einer zusammenhängenden grünen Decke umschlossen.

In diesem obersten Gürtel, zwischen 5000 und 7000 Fuß, zeigt aber der Urwald eine ganz andere Zusammensetzung und Physiognomie, als in den zauberhaften grünen Tempelhallen, die wir soeben verlassen haben. Dieser Unterschied ist schon von ferne sichtbar, indem das matte, ins Graue spielende

Grün der oberen Zone weit blasser erscheint, als das intensive Dunkelgrün des unteren Waldgürtels. Das rührt hauptsächlich davon her, daß die lederartigen Blätter der immergrünen Bäume hier oben meistens matter auf ihrer Oberseite gefärbt sind, hingegen filzig oder silberweiß auf der Unterseite. Ihre dunklen Stämme sind knorrig, oft sehr winkelig verzweigt, und von gelben Moosen dicht umhüllt. Die Waldbäume, die hier oben an die Stelle der vorher genannten der unteren Zone treten, gehören vorzugsweise zu den Familien der Myrten und Vorbeern, zu den Gattungen *Eugenia* und *Syzygium*, *Tetranthera* und *Actinodaphne*. Aber auch die indische Magnolie, die schöne *Michelia*, sowie das herrliche baumförmige *Rhododendron* spielt in denselben eine große Rolle und nicht minder das Lieblingsfutter der wilden Elefanten, die merkwürdige *Willustau*, die *Manthazee* *Strobilanthus*. Die Elefanten gehen derselben fast bis zum Gipfel des Pik nach, und wir waren nicht wenig erstaunt, ihre festgetretenen Pfade noch eine halbe Stunde unterhalb des Gipfels zu finden. Unser Gastfreund, Mr. Christie, hatte selbst noch im vorigen Jahre hier oben einen mächtigen Elefanten geschossen, dessen kolossaler Schädel unter den Jagdtrophäen in seinem Bungalow eine hervorragende Stelle einnahm. Es ist höchst überraschend, die frischen Spuren dieser schwerfälligen Kolosse an steilen, wenn auch dichtbebuschten Felsenabhängen zu finden, an denen sich der kletternde Wanderer nur mit Mühe emporarbeitet.

Auch Leoparden sind in diesen Walddickichten des Hochgebirges noch jetzt sehr häufig, und nicht minder der gefürchtete Rippenbär (*Ursus labiatus*). Diese Räuber leben hauptsächlich von der Jagd auf Elkhirsche (*Russa hippelaphus*), die noch in großen Scharen hier zu finden sind. Auch der große graue Affe des Hochlandes, *Presbytis ursinus*, fällt dem grimmen Leoparden hier oft zum Opfer. Wir sahen die schönen Felle beider in einem kleinen Bazar, den ein spe-



kulativer Araber mitten am Pilgerwege errichtet hatte, ungefähr eine Stunde oberhalb St. Andrews.

Die Hütten, die diesen bunten Pilgerbazar bildeten, waren höchst malerisch im Grunde einer tief eingeschnittenen Schlucht gebaut; am Ufer eines rauschenden Gebirgsbaches, der in kühnen Sprüngen über steile Felsen an der Nordwestseite der Pitkpyramide hinabstürzt. Nichts kann den romantischen Reiz dieser wilden Bergbäche in den Urwäldern des Gebirges von Ceylon übertreffen. Bald stürzen sie sich in ungezähmter Kraftfülle tobend und schäumend über senkrechte Felswände herab; bald springen sie im gemäßigten Laufe sprudelnd und rauschend über die Steinblöcke ihres Granitbettes; bald bleiben sie vor einer Quermauer, die das letztere riegelartig durchsetzt, stehen und sammeln ihre klaren Wassermassen zu einem kleinen Teich oder Seebecken an, in dem der Himmel das Spiel seiner ziehenden Wolken abspiegelt. Allenthalben aber sind diese herrlichen Gewässer von einem üppigen grünen Rahmen eingefasst, dessen Reize weder Feder noch Pinsel vollkommen wiederzugeben vermögen.

Wohl die höchste Zierde dieser wasserreichen kühlen Bergbachbetten sind die prächtigen Baumfarne, eine der edelsten Vegetationsformen, von deren Schönheit uns die verkrüppelten Exemplare in unseren Treibhäusern kaum eine annähernde Vorstellung geben können. Sie ersetzen im Hochlande den Schmuck der Palmen, der fast ausschließlich auf das heiße Tiefland beschränkt ist. Aus einiger Entfernung sind beide zum Verwechseln ähnlich. In beiden trägt der schlanke, ungeteilte, hoch aufstrebende Stamm eine einfache Krone von riesengroßen Fiederblättern; diese Wedel sind aber bei den Farnbäumen viel zarter und feiner, viel tiefer eingeschnitten und viel mehr fiederig zusammengesetzt, als bei den derberen und robusteren Palmen. Neben diesen Farnbäumen (*Alsophila*) sind es aber auch niedere, stammlose Farnkräuter (*Angiopteris*), die durch die kolossale Größe ihrer 15—20 Fuß langen Wedel

an den Ufern dieser Bergbäche unser höchstes Erstaunen hervorrufen.

Ein anderer Schmuck derselben besteht in den reizenden Lianen, in den mannigfaltigen Schling- und Kletterpflanzen, die in üppigster Fülle Stamm, Äste und Zweige der Bäume bedecken. Bald hängen sie gleich den zierlichsten Ampeln von den Kronen senkrecht herab, bald schlingen sie sich rings von Zweig zu Zweig, wie bei einem schön geputzten Weihnachtsbaum; bald umhüllen sie die mächtigen alten Baumstämme mit einem dichten grünen Mantel, und bisweilen erscheint dieser letztere mit prachtvollen Blumen wie mit leuchtenden Edelsteinen verbrämt. Besonders sind es unter diesen Lianen die Orchideen, Ingwer, Gewürzlilien, und die kletternden Pandangs (*Freycinetia*), die durch die Farbenpracht und seltsame Form ihrer großen Blütenähren unser Entzücken erregen.

Bald sollten wir aber den Nutzen dieser Lianengeflechte im Urwalde noch näher kennen lernen. Denn nachdem wir oberhalb des Wasserfalls auf einem Baumstamme über den tosenden Bach glücklich hinüber balanciert waren, führte uns unser schmaler und beschwerlicher Pilgerpfad in ein Dickicht hinein, dessen Baum- und Strauchmassen durch erstaunliche Lianengeflechte zu einer geradezu undurchdringlichen Mauer verwebt waren. Keinen Schritt weit konnten wir seitlich von dem glatt getretenen Wege abweichen, der nur durch Tausende von Pilgern gangbar erhalten wird. Über eine Stunde stiegen wir so in einem grünen Tunnel empor, dessen mächtiges Schattendach keinen Sonnenstrahl durchdringen ließ und uns durch seine kühle Dämmerung die heiße Mühe des jähen Kletterns wesentlich erleichterte. Aber nicht allein dieses kostbare Schattendach bilden die mächtigen Netze der verwebten Lianenstricke über unsern Häuptern, sondern auch fürmliche Leiterprossen am Boden zum Anklammern der Füße, und zu beiden Seiten biegsame, aber feste Treppengeländer, an denen wir uns mit den Händen emporziehen.

Mitten in diesem reizenden immergrünen Gange begegneten wir einer Pilgerschar von etwa dreißig schwarzen Tamilen oder Malabaren; bei der geringen Breite des steilen Waldpfades blieben sie ehrerbietig stehen, um uns aufwärts Klimmende erst vorüber zu lassen, und so fanden wir Gelegenheit, die Schönheit ihres schlanken und doch kräftigen Körperbaues aus nächster Nähe zu bewundern; um so mehr, als die Kleidung der meisten sich auf einen weißen Turban und einen roten Bendenschurz beschränkte. Alle Lebensalter waren unter dieser Pilgerschar vertreten, vom reizenden jugendlichen Knaben und zierlichen Mädchen bis zum zitternden Greise und der welken Matrone; und die kräftigen Frauen trugen selbst teilweise einen Säugling am Busen oder ein einjähriges Kind reitend auf der Schulter. Denn es gilt sowohl bei diesen brahmagläubigen Tamilen, als bei den buddhagläubigen Singhalesen für höchst verdienstlich und gottgefällig, die Pilgerfahrt auf den heiligen Berg schon in frühester Jugend zu unternehmen; nicht allein glauben die frommen Pilger sich dadurch Gesundheit und langes Leben zu sichern, sondern auch Schutz vor bösen Geistern und Vergebung für zukünftige Sünden.

Ein interessantes Schauspiel ganz anderer Art überraschte uns, als wir eine Viertelstunde später abermals einen rauschenden Waldbach überschritten, und durch einige prachtvolle Balsaminen verlockt, einen kleinen Seitenabstecher im Flußbett aufwärts machten. Bei einer plötzlichen Biegung desselben standen wir vor einem reizenden Bassin, das von hohen Urwaldriesen eingeschlossen und mit kühnen Guirlanden phantastisch verziert war. Eine Herde von großen grauen Gebirgsaffen (*Presbytis ursinus*), deren lebhafteste Stimmen wir schon unmitttelbar vorher gehört hatten, trieb da ihr munteres Spiel, wurde aber durch unsere unvermutete Erscheinung so erschreckt, daß sie eilends auf die entgegengesetzte Seite flüchtete. Dabei benutzten die kühnen Seiltänzer die überhängenden Bienen als

Klettertaue, mit erstaunlicher Geschicklichkeit sich von einem Baum zum andern schwingend.

Als wir etwas weiter oberhalb aus dem schattenspendenden Dickicht heraustraten, standen wir unmittelbar vor einer hohen Felsenwand, in der eine lange Treppe von eingehauenen Stufen aufwärts führte. Am oberen Rande derselben bemerkten wir auf einer vorspringenden Plattform mehrere Ambalam's oder Pilgerherbergen. Wir hatten schon weiter unten einige derselben passiert. Diese Gruppe war aber weit ansehnlicher und bildete die letzte Hauptstation auf dieser Nordseite des Pikkogels. Viele Pilger sind schon hier von den Beschwerden des steilen und steinigigen Weges so ermüdet, daß sie daselbst übernachteten, obgleich man von hier bis zum Gipfel kaum mehr als eine starke Stunde zu klettern hat, freilich sehr mühselig. Andere Pilger rasten hier nur ein paar Stunden und erquicken sich an feilgebotenen Früchten oder an Körry und Reis, den sie sich selbst am offenen Feuer bereiten. Ein großes solches Feuer flackerte gerade am oberen Felsrande unter einem Zelte von hohen Bäumen; eine Schar von braunen Singhalesen war malerisch rings um daselbe gelagert.

Nach kurzer Rast bei diesem Ambalam und erquickt durch den Genuß einiger saftiger Bananen, brachen wir auf, um die letzte und steilste Strecke unserer Pilgerfahrt zu vollenden. Es beginnt nun jener berüchtigte und gefürchtete Teil der höchsten Pikkopyramide, an welchem auf lange Strecken Treppentufen in den nackten, jähren, oft senkrecht aufsteigenden Felsenabhängen angebracht sind, und zur Seite derselben mächtige eiserne Ketten, an denen man sich beim Aufwärtsklimmen festhalten muß. Manche von diesen Riesenketten, von frommen Pilgern gestiftet, sind wohl über tausend Jahre alt; die verwitternden und verrostenden Ringe werden aber stets durch neue ersetzt. Starke eiserne Plöcke, in den nackten Gneisfelsen tief eingetrieben, halten von Strecke zu Strecke die klirrenden Ketten fest.

Für Bergwanderer, die zum Schwindel geneigt sind, ist dieser Kettenpfad freilich kein passender Weg, und wir mußten um so mehr die Kletterkünste der schwarzen Tamilfrauen bewundern, die, mit Säuglingen und Kindern beladen, oft dazu noch einen Korb mit Lebensmitteln auf dem Kopfe, hier frei hinauf und hinab balancierten, mit den beweglichen Zehen der nackten Füße sich gleich Vierhändlern anhaltend. Aber wenn diese Himmelsleiter auch sehr beschwerlich ist und höchst gefährlich ausieht, so ist sie das doch nur an wenigen Stellen. Denn wenn man, wie es oft geschieht, auf den schlüpfrigen Steinstufen ausgleitet, oder wenn die trügerische Kette den Händen entschlüpft, so stürzt man nicht in eine jähe Tiefe, um unten zerschmettert liegen zu bleiben, sondern man fällt in eine weiche grüne Bette, in dem höchstens einzeln hervorragende Baumäste uns einige unsanfte Rippenstöße erteilen. So undurchdringlich ist auch hier die zauberhafte Fülle der wuchernden Tropenvegetation, und so dicht werden die Laubmassen durch schlingende Ranken verwebt, daß aus der jähen Tiefe vielfach die wogenden Blätterkissen der hohen Baumkronen bis zum Fuße des Wanderers heranreichen und bei unvorsichtigem Fehltritte den Fallenden in ihren weichen Armen auffangen.

Endlich war auch diese letzte Prüfung glücklich überstanden. Nachdem wir die oberste Kettentreppe erklimmen hatten, erblickten wir unmittelbar über uns die nackte Felsenspitze des Wunderberges, und auf derselben den weltberühmten Buddhatempel, das Endziel unserer mühsamen Pilgerfahrt. Wenige steile Stufen noch, und wir standen am Eingang in das ehrwürdige Heiligtum, ehrerbietig begrüßt von den alten weißbärtigen Buddhapriestern, die hier als Wächter daselbe hüten und die Opfer der Wallfahrer entgegennehmen. Sie wohnen indessen hier oben nur 4—5 Monate, vom Januar bis April oder Mai. Während des übrigen Jahres ist der Samanala wegen der täglichen überaus heftigen Regengüsse ganz unzugänglich.

Der oberste Gipfel des Adams-Pik entspricht ganz den Vorstellungen, die wir uns als kleine Kinder von hohen Bergspitzen zu machen pflegen; wir denken sie uns so spitz zulaufend, wie einen Zuckerhut, und begreifen nicht, wie ein Haus da oben stehen kann. In der That ist die oberste Gneiskuppe des Samanala so zugespitzt, daß nur das kleine Heiligtum darauf Platz findet, welches sich baldachinartig über dem heiligen Fußtapfen wölbt. Und auch unmittelbar am Fuße dieses heiligen Felsblockes, 20 Fuß tiefer, ist der Raum so beschränkt, daß neben der schmalen hinaufführenden Treppe nur ein paar enge Priesterwohnungen neben einander stehen, winzige einstöckige Steinhütten. Dieser ganze enge Raum ist umfriedigt von einer niedrigen weißen Mauer, mit zwei Eingangspforten, einer im Norden, der anderen im Süden. Die schönste Einfassung derselben aber bilden die prachtvollen Rhododendronbäume, die sich zu unsern nahe verwandten Alpenrosen ähnlich verhalten, wie der tropische Riesensambus zu unserem zarten Grashalm. Jeder Zweig dieser knorrigen, 30—50 Fuß hohen Bäume trägt ein schimmerndes Ballbukett, eine mächtige Rosette von dunkelgrünen Blättern, aus deren Mitte 20—30 große, prachtvoll scharlachrote Rosen hervorleuchten.

Nachdem wir die schmale Treppe hinaufgestiegen und unter das Dach des kleinen, halboffenen, baldachinartigen Tempelchens getreten waren, standen wir vor dem Sri pada, vor dem ehrwürdigen Heiligtume, das seit mehr als zweitausend Jahren der Gegenstand andächtiger Verehrung für so viele Millionen frommer Pilger gewesen ist. Der heilige Fußtapfen an sich erscheint nicht geeignet, diese Anbetung zu rechtfertigen. Es ist eine einfache, länglich runde Vertiefung in der obersten Fläche der Felsenkuppe,  $5\frac{1}{4}$  Fuß lang,  $2\frac{1}{2}$  Fuß breit. Es gehört viel Einbildungskraft dazu, um in diesem flachen Felsenbecken auch nur annähernd den Abdruck eines menschlichen Riesensfußes zu erkennen. Unsere Paläontologen,

die aus den fünfzehigen und vierzehigen Fährtenabdrücken im bunten Sandstein und Keuper mit voller Sicherheit auf die Existenz der Reptilien, Vögel und Säugetiere schließen, die dort im Meeresschlamm vor Millionen von Jahren luftwandelten, würden sich schwerlich bereit finden, den Sripada hier als Abdruck eines Wirbeltierfußes gelten zu lassen. Indessen der feste Glaube vermag viel; und um der ringenden Phantasie skeptischer Pilger zu Hilfe zu kommen, haben die Buddhapriester schon seit langer Zeit dem verwaschenen Umriß des Fußtapfens mit einer leistenförmigen Gipseinfassung nachgeholfen, die an einem Ende durch vier einspringende Rämme die Spalten zwischen den fünf Zehen angeben soll. Leider ist jedoch diese künstliche Nachhilfe so mangelhaft, daß man daraus nur auf eine recht plumpe Form des Fußes schließen kann. Um unsere kritischen Bedenken etwas zu beschwichtigen, machte einer der Priester darauf aufmerksam, daß der Abdruck ursprünglich vollkommen scharf und erst durch die Berührungen der zahllosen Pilger mit Lippen und Händen verwischt worden sei; und darin kann der fromme Mann wohl recht haben, wenn man sich erinnert, wie die Erzfüße des Apostels Petrus in der Peterskirche zu Rom durch das gleiche Verfahren gelitten haben.

Rings um den heiligen Fußtapfen war der rötliche Gneißfels mit den duftigen Blumen bestreut, die die Singhalesen gewöhnlich als Opfer vor ihren Buddahatempeln darzubringen pflegen; die großen, weißen und gelben, aromatischen Blüten des Tempelbaumes (Plumiera) und des Jasmin, die roten Rosen der Melastomen und des Rhododendron. Diese und andere Opferblumen, sowie Betelblätter, Arcanüsse und Reishaufen lagen auch in kleinen Telfennischen außerhalb des Tempelchens, sowie auf der grünen Balustrade, welche dessen unteren Teil umgibt. Auf der letzteren erheben sich zwölf kleine grüne Säulen, die das vorspringende Ziegeldach des Tempelchens mit zwei goldenen Knäufen tragen.

An den vier Ecken ist dasselbe, gleich einem verankerten Luftballon, an vier starken, in dem Felsboden befestigten Eisenketten angelegt, damit es nicht von den heftigen, oft über die Pikspitze hinsegelnden Windstößen fortgetragen wird.

Während der sechs Stunden, die wir auf dem Gipfel des Adams-Pik zubrachten, sahen wir mehrere Pilgerscharen dasselbst ihre Andacht verrichten; abwechselnd buddhistische Singhalesen und brahmanische Tamilen. Auch ein paar arabische Mohammedaner kamen dazwischen herauf, und beteten mit derselben Andacht den Sripada als Fußabdruck des Urvaters Adam an, mit welcher unmittelbar vorher die schwarzen Malabaren denselben als Reliquie des Siva, und die braunen Singhalesen als Andenken von Buddha verehrt hatten. Die gegenseitige friedliche Duldbung, welche diese drei verschiedenen Religionen hier oben gegeneinander seit mehr als tausend Jahren üben, ist in der That erhabend; sie ist in vieler Beziehung beschämend, namentlich für die verschiedenen christlichen Sekten, die sich mit größter Intoleranz beflehen. Man denke nur an die blutigen Kämpfe der griechischen und römischen Christen am heiligen Grabe in Jerusalem; oder an die widerwärtigen Beweise von gehässiger Unduldsamkeit, die wir selbst gegenwärtig noch jedes Jahr in unserem Vaterlande erleben müssen.

Die Andachtsübungen der Pilger selbst waren meist einfach und bescheiden: tiefe Verbeugungen und Gebete vor dem Sripada, Streuen von Blumen und Räuchern mit aromatischen Gewürzen, Anbrennen von Kerzen und Anschlagen kleiner Glocken, endlich Geschenke an die Priester, bestehend in Reis, Betel, verschiedenen anderen Nahrungsmitteln, Silber- und Kupfermünzen. Wunderlicher Weise gilt auch das Opfer von alten abgetragenen Kleidungsstücken als verdienstlich; solche hingen in großer Zahl an dem Treppengeländer. Aus dem Munde der Betenden ertönte oft wiederholt der Ruf Sadu, Sadu! (Heilig, Heilig! Amen, Amen!) Die Mehrzahl der



ankommenden Wallfahrer verweilte nur sehr kurze Zeit auf dem Gipfel und stieg alsbald wieder hinab, nachdem die Andacht beendigt war.

Weit interessanter und erhebender, als diese Andachtsübungen der Pilger und die Zeremonien der Priester, war für uns das großartige Panorama, welches die unbeschränkte Aussicht von diesem isolierten Berggipfel darbietet. Mit einem Blick überschauen wir hier den größten Teil der immergrünen Insel, die in so vieler Beziehung zu den schönsten und merkwürdigsten der Welt gehört. Allerdings ist das Großartigste an unserem Panorama gerade diese Vorstellung, und die Erinnerung an die tausend herrlichen und interessanten Bilder, mit denen unsere Streifzüge durch dies irdische Paradies uns bereichert haben. Indem wir hier den Schauplatz derselben von einem Punkte aus rings überschauen, durchflogen wir gewissermaßen das Inhaltsverzeichnis des Skizzenbuches, das wir hier mit Feder und Pinsel gesammelt haben.

Hingegen ist der malerische Wert dieses merkwürdigen Panorama nicht so groß, als er von manchen Reisenden geschildert wird. Denn so weit das Auge auch nach allen vier Himmelsgegenden reicht, sieht es nichts als ewig grünes Waldgebirge, Ketten über Ketten getürmt, Täler an Täler gereiht. So üppig ist der wunderbare Pflanzenwuchs von Ceylon, daß derselbe alles andere überwuchert und verdeckt. Höchstens kann man an der helleren und dunkleren Farbe des immergrünen Inselmantels unterscheiden, ob mehr fruchtreiches Kulturland oder mehr dichter Urwald denselben zusammensetzt. Selbst in den fruchtreichen Kulturtälern des Saffragam, am südlichen Fuße des Adams-Pik, unmittelbar zu unseren Füßen, sind die zahlreichen Dörfer und Pflanzungen von den hochragenden Kronen der Palmen, der Mango, Brotfruchtbäume u. s. w. vollständig verdeckt; und ebenso können wir auch in den zahlreichen Plantagen der nördlich vor uns liegenden Caffeedistrikte die Bungalows und Hütten nicht unterscheiden.

Die einzigen Gegenstände, welche die immergrüne Inseldecke unterbrechen, sind die glitzernden Silberfäden ihrer zahlreichen Bäche und Ströme; und die größeren Wasserflächen, die in weiter Entfernung den Sonnenglanz spiegelnd zurückwerfen, die Salzseen von Hambangtotte im Südosten, der indische Ozean im Westen.

Indessen ist es vielleicht gerade diese grüne Einförmigkeit, die sanfte Wellenform der gerundeten Gebirgsrücken, der Mangel phantastischer Felsformen, überhaupt die Abwesenheit aller schroffen Gegensätze, welche dem ausgedehnten Panorama vom Samanala seine eigentümliche einfache Größe und Erhabenheit verleihen. Nicht wenig trägt dazu die wundervolle reine und frische Bergluft bei, die majestätische tiefblaue Kuppel des indischen Himmels, und die lautlose Stille der Umgebung — der Ausdruck des paradiesischen Friedens und des harmlosen Naturlebens, das die wundervolle Insel überhaupt charakterisiert. Man lernt hier begreifen, wie diese isolierte Bergspitze der einigende Mittelpunkt andächtigen Gottesdienstes für mehrere ganz verschiedene Religionsformen werden konnte.

Der treffliche Monograph von Ceylon, Sir Emerson Tennent, überwältigt von diesem Eindruck der Samanala-Aussicht, meint, daß es vielleicht das großartigste Gebirgs-panorama in der Welt sei, da kein anderer Berg von gleicher oder größerer Höhe eine ebenso freie und unbegrenzte Rund- sicht über Land und Meer gestatte. Das ist indessen ein Irrtum. Der schneebedeckte Pik von Teneriffa, der fast die doppelte Meereshöhe erreicht, und den ich am 26. Novbr. 1866, ebenfalls vom schönsten Wetter begünstigt, bestieg, ist nicht allein in Bezug auf die chorologische Reihenfolge seiner mannigfaltigen Pflanzengürtel weit interessanter, sondern gewährt auch ein weit umfassenderes und großartigeres Panoramata. Ich überblickte von seinem Gipfel nicht allein die ganze Gruppe der kanarischen Inseln, sondern das Auge

schweifte von da ungehemmt über den atlantischen Ozean bis zum afrikanischen Festlande von Marocco hinüber.

Ich hatte die Absicht gehabt, auf dem Gipfel des Pit zu übernachten, um die Phänomene beim Untergang und Aufgang der Sonne, insbesondere den Wechsel seines kegelförmigen Schattens zu beobachten. Allein ich war durch den mehrmonatlichen Aufenthalt in dem feuchtheißen Treibhausklima des Küstenlandes so verwöhnt, daß mich schon um Mittag bei  $15^{\circ}$  R empfindlich froh, trotzdem ich mich fest in Plaid und Wolldecke gewickelt hatte. Da nun das Thermometer während der Nacht hier um diese Jahreszeit auf  $3-4^{\circ}$  sinkt, und da der kühle Nordostmonsun durch die Fugen der Wände der elenden und schmutzigen Priesterwohnungen freihindurchstrich, verlor ich die Lust, auf dem harten Felsboden der letzteren zu übernachten. Zum Glück machte am Nachmittag auch das Wetter allen Zweifeln ein Ende. Die strahlende Reinheit des sonnigen Morgenhimmels war schon gegen Mittag durch Ansammlung zahlreicher kleiner Haufwolken getrübt worden, die aus den dampfenden Tälern aufstiegen. Gegen 2 Uhr ballten sich dieselben zu dichten Nebelmassen, welche schleierartig die Bergketten eine nach der andern verhüllten. Nur dann und wann tauchte noch ein grünes Berghaupt aus dem wogenden Nebelmeer für kurze Zeit auf. Die Aussichten auf einen klaren Abend schwanden bald ganz, und die zunehmende Kühle bestimmte uns, schon gegen 4 Uhr aufzubrechen und unsern steilen Rückweg nach St. Andrews anzutreten.

Vor dem Aufbruche jedoch verrichteten auch wir auf dem Gipfel des heiligen Berges noch ein andächtiges Opfer der Weihe. Es war der 12. Februar, der Tag, an dem Charles Darwin vor 73 Jahren das Licht der Welt erblickte; es war der letzte Geburtstag des großen Reformators der Naturwissenschaft; denn 2 Monate später wurde er uns durch den Tod entzissen. Vor dem heiligen Sripada stehend, hielt

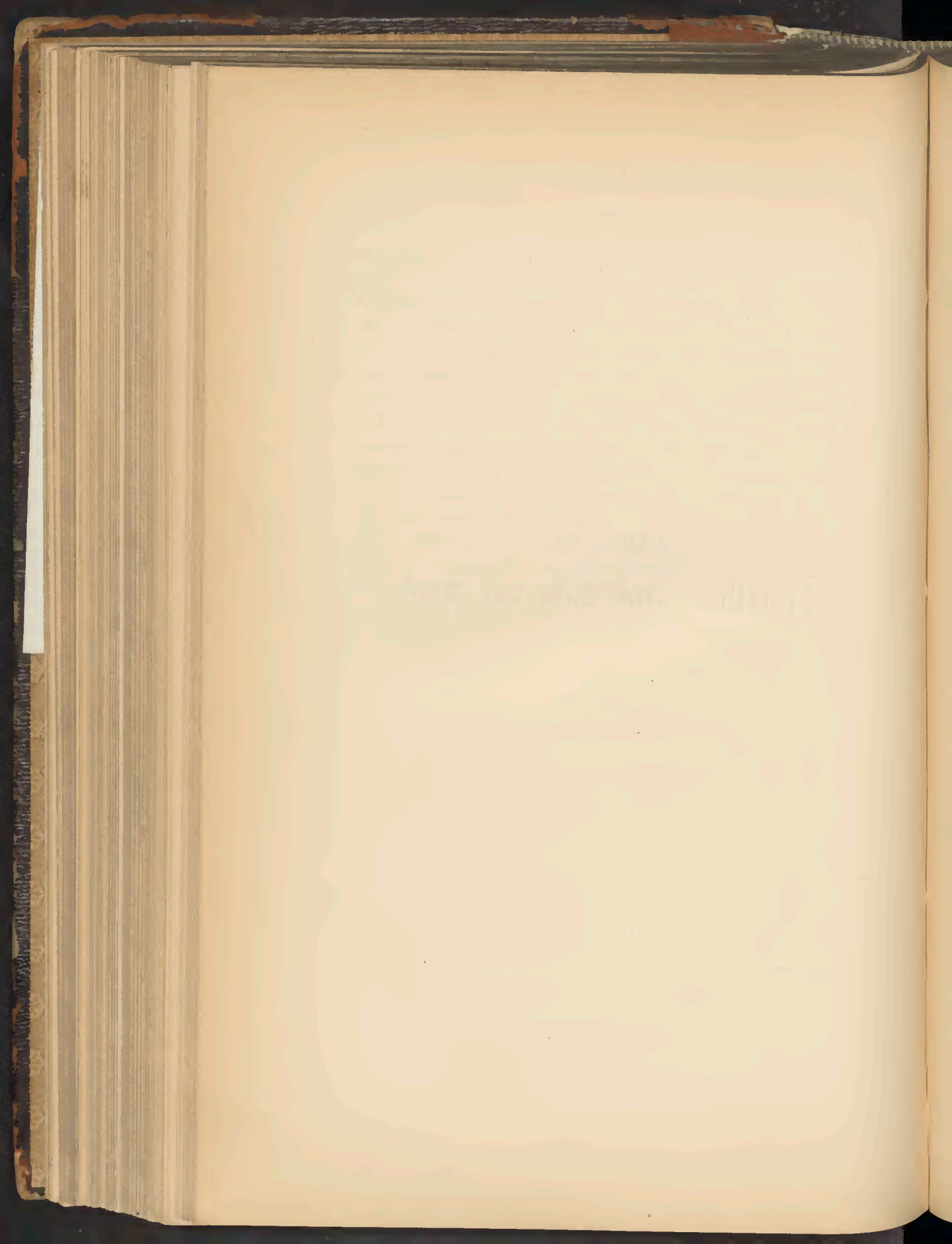
ich eine kurze Ansprache an meine Wandergesährten, in der ich auf die Bedeutung des Tages hinwies; eine Flasche Rheinwein, die letzte, die wir mit hinaufgenommen, wurde auf Darwins Wohl geleert. Der Brief, in dem ich dies meinem hochverehrten Freunde meldete, unter dem Baldachin des Sripada geschrieben, war der letzte, den er von mir empfing. So endete auch meine Pilgerfahrt auf dem Adams-Pik mit einer heiligen Erinnerung. Der Rückweg im Nebel, besonders das Hinabklettern an den jähren Felswänden, war noch beschwerlicher als das Hinaufsteigen; ich fühlte es nachher noch mehrere Tage in den Knien. Sehr ermüdet langte ich nach Sonnenuntergang wieder in St. Andrews an, aber höchst befriedigt von den reichen Eindrücken der Pilgerfahrt, einer der dankbarsten unter allen meinen Wanderungen auf Ceylon.

---

XVIII. XIX.

Nurellia. Am Ende der Welt.

---



### XVIII. Nurellia.

Der weitaus besuchteste und bekannteste Ort des Hochlandes von Ceylon, die beliebteste „Sommerfrische“ der Insel, ist Nurellia (geschrieben Numara-Ellya, d. h. die „Lichtstadt“). Dieser Ort liegt inmitten eines muldenförmigen elliptischen Hochtales von 1—2 Stunden Ausdehnung, das rings von 1500 bis 2000 Fuß hohen Bergketten eingeschlossen ist. Das Plateau selbst liegt 6000 bis 6200 Fuß über dem Meere. Klima und Szenerie sind völlig verschieden von denjenigen des Tieflandes und erinnern vielmehr an das Gebirgsland von Mitteleuropa. Wenn auch um Mittag bisweilen die Tropensonne eine Hitze von 20—25° R hervorruft, so sind doch die Nächte beständig kühl, und im Frühjahre findet man nicht selten morgens das Gras mit Reif bedeckt und die Wassergefäße, die man zur Kühlung vor das Fenster gestellt hatte, mit einer dünnen Eisschicht überzogen. An den meisten Tagen wird abends und morgens Feuer in den Kaminen gemacht, die überall in den niedrigen steinernen Häusern angebracht sind.

Wenn man bedenkt, daß Nurellia unter 7° nördlicher Breite liegt, so erscheint eine mittlere Jahrestemperatur von 12—13° R bei nur 6000 Fuß Meereshöhe auffallend niedrig. Sie ist wohl, wie die unverhältnismäßig niedere Temperatur des Hochlandes überhaupt, vorwiegend der isolierten Lage von

Ceylon und der überaus starken Verdunstung bei Tage, wie der nächtlichen Abkühlung durch Wärmestrahlung zu verdanken. Die Luft ist beständig feucht. Dichter Nebel erfüllt das ganze Hochtal oft tagelang. Die Regenmenge ist überaus groß; zahlreiche Quellen und Bäche, die überall von den Berghängen in reicher Fülle herabstürzen, begünstigen die üppigste Vegetation und speisen den kleinen See, der einen großen Teil der Südhälfte des Plateaus einnimmt.

Dieses Übermaß von kühler Feuchtigkeit, von Nebel- und Wolkenbildung, Regen und Sturm verstärkt den ernstesten und melancholischen Eindruck, welchen die einförmige Gestalt der einschließenden Bergketten, die düstere Farbe ihrer schwarzen Wälder und des braungrünen Moorbodens der Sumpfwiesen unten im Tale hervorbringt. Man fühlt sich oft unwillkürlich fünfzig Breitengrade weiter nördlich, nach dem Hochlande von Schottland versetzt, und genau dieselbe düstere Stimmung, die mich vor wenigen Jahren (im Herbst 1879) beim Durchstreifen des letzteren erfaßt hatte, überkam mich auch zu wiederholten Malen in dem Hochmoore von Nurellia. Ja, ich glaube, daß sich aus dieser auffallenden Ähnlichkeit in Klima und Szenerie mit Schottland auch großenteils die ausgeprägte Vorliebe der britischen Kolonisten für Nurellia erklärt. Das Feuer im Kamin zaubert ihnen hier nicht weniger die Reize der entfernten nordischen Heimat vor, als draußen der Zug der grauen Nebelwolken, die sich von den schwarzen Bergwäldern auf das feuchte dunkle Moor und den blanken Spiegel des eiskalten Sees herabsenken.

Zwar war dies entlegene und verborgene Hochtal von Nurellia, mitten im höchsten Teile des waldigen Oberlandes, den Eingeborenen des heißen Unterlandes schon seit mehreren Jahrhunderten bekannt; und ein alter Sandylkönig soll schon im Jahre 1610 hier vor den portugiesischen Eroberern eine sichere Zuflucht gefunden haben. Allein den ersten Besuch von Europäern erhielt es erst im Jahre 1826. Es waren englische



Offiziere, die sich auf der Elefantenjagd zufällig hierher verirren: sie gaben von der erfrischenden Kühle und Schönheit des Gebirgstales eine so begeisterte Schilderung, daß der damalige Gouverneur, Sir Edward Barnes, sich alsbald daselbst ein Bungalow baute und eine Gesundheitsstation für die britischen Truppen gründete, welche schon 1829 eröffnet wurde.

In der That wirkt die kühle Gebirgsluft von Nurellia auf den europäischen Organismus, der durch längeren Aufenthalt im heißen Unterlande erschlaft ist, ganz wunderbar erfrischend; und wenn man jetzt mit Hilfe von Eisenbahn und Postkutsche innerhalb vierundzwanzig Stunden von Colombo hier hinauf gelangt, so fühlt man sich mit einem Schläge wie umgewandelt. Das ungewohnte Vergnügen des Frierens und der einseitigen Erwärmung am Kaminfeuer, das behagliche Gefühl, mit dem man wieder beim Ausgehen den längst entwöhnten Überrock und Plaid antut, und sich abends einmal wieder die warme Bettdecke bis über die Ohren zieht, wirken als Kontrast zu den nackten Gewohnheiten des heißen Unterlandes so anheimelnd, daß man allenthalben in den Städten des letzteren mit Begeisterung Nurellia preisen hört. Würden wir direkt aus unserem frostigen Norddeutschland dahin versetzt, so würden wir von der überraschenden Ähnlichkeit nur wenig erbaut sein!

Im allgemeinen wird die Bedeutung von Nurellia als Gesundheitsstation sicher stark übertrieben; denn das feuchte und kalte Klima, dessen Temperatur an klaren Wintertagen zwischen Morgen (3—4°) und Mittag (20—25°) nicht selten um mehr als 20° R innerhalb sechs Stunden springt, disponiert natürlich leicht zu starken Erkältungen und ist für viele Leiden, insbesondere katarrhalische und rheumatische, nichts weniger als zuträglich. Auch hörte ich von vielen einzelnen Erkrankungen, die der plötzliche Klimawechsel zwischen Colombo und Nurellia herbeigeführt hatte. Trotzdem erhält sich, teils durch künstliche

Reklame, teils infolge sekundärer Verhältnisse, sein hoher Ruf als klimatischer Kurort beständig und ist sogar fortwährend im Wachsen. Die Zahl der englischen Landhäuser oder „Cottages“, welche den grasigen Talboden, und den Fuß der waldigen Gehänge bedecken, nimmt von Jahr zu Jahr bedeutend zu, und es kann nicht lange mehr dauern, so wird Nurellia eine ansehnliche Stadt sein, allerdings nur während des dritten oder vierten Teils des Jahres bewohnt, während der trockenen Monate Januar bis April. Später während der Dauer des Südwestmonsuns, läßt der ununterbrochene triefende Regen keinen längeren Aufenthalt mehr zu.

Der letztere Umstand macht es auch zweifelhaft, ob Nurellia sich, wie viele hoffen, bleibend zur Errichtung einer großen Erziehungsanstalt für die in Ceylon geborenen Kinder der Europäer eignen wird. Dazu kommt noch die enorme Teuerung der Wohnungen und Lebensmittel. Nirgend in Ceylon hat mein schlanker Venenser Geldbeutel so schwer geblutet, wie in dem schlechten Rasthause von Nurellia. Beispielsweise mußte ich für jedes Hühnerei 50 Pfennige zahlen, für ein Pfund Butter 2 Mark, eben so viel für jede Flasche schlechtes Bier u. s. w. Obwohl daher jeder europäische Gentleman in den heißen Küstenstädten von dem heimlichen Verlangen beiseelt ist, die trockene, kühle Frühjahrsaison in Nurellia zuzubringen, besinnt er sich doch mehr als einmal, ob sein Portemonnaie diese starke Erleichterung ertragen kann.

Sehr amüßant zu beobachten ist es, wie die Anpassung an die Vorstellung, in einem „Badeorte erster Klasse“ zu leben, hier unter dem 7. Grade nördlicher Breite ganz dieselben Kulturauswüchse und Modekrankheiten hervorruft, wie 50 Breitengrade weiter nördlich in den vornehmen Bädern von Nord-europa. Das starke Geschlecht wetteifert mit dem schönen in Produktion der elegantesten, teuersten und geschmacklofesten Toiletten. Die kleinen Kinder erscheinen oft in Kleidungen, welche lebhaft an diejenigen ihrer vierhändigen Stammver-

wandten im Affentheater erinnern. Die reichsten und vornehmsten Residenten suchen sich in ihren modernen Equipagen auf den Promenadenanlagen ebenso durch Glanz der Ausstattung zu überbieten, wie innerhalb ihrer Cottages durch Luxus des Mobiliars. Daher entwickeln sich auch bereits mitten zwischen den Bananen- und Reishandlungen der Singhalesen jene charakteristischen Luxusläden unserer Badeorte, in denen raffinierte Schwindler durch zehnfach übertriebene Preise den eleganten Badegästen die wohlverdiente Strafe für ihre Modenarrheiten angeheihen lassen. Mir kam dieses europäische Badetreiben mitten im wilden Hochlande von Ceylon, wo zahlreiche Elefanten, Bären und Leoparden noch jetzt die Wälder in wenigen Stunden Entfernung bevölkern, um so komischer vor, als ich noch ganz von den Erinnerungen an mein primitives Singhalesenleben in dem erst kürzlich verlassenen Belligemma erfüllt war.

Die Illusion, hier in einem europäischen Badeorte sich zu befinden, wird um so größer, als auch die Mittagstafeln von Nurellia sich möglichst denjenigen der letzteren anzupassen suchen. Da bekommt man zu seiner großen Überraschung frische Kartoffeln in der Schale, gewürzt mit frischer Butter, zu essen, ferner frische grüne Erbsen und Bohnen, Kohl u. s. w. Alle diese edlen europäischen Gemüse gedeihen in den Gärten und auf den Äckern von Nurellia fast eben so gut wie daheim bei uns; und die Kartoffeln (— für die germanische Rasse natürlich die Hauptsache! —) können bei guter Düngung (mit Knochenmehl) sogar viermal im Jahre auf demselben Acker geerntet werden! Leider muß man dafür auch das Vier- bis Sechsfache zahlen! Es ist aber sehr unterhaltend bei Tische, den Enthusiasmus zu vernehmen, mit dem hier der kühle Brite von den vortrefflichen Kartoffeln und Erbsen, von dem warmen Überrock und dem Kaminfeuer spricht. Man sieht, der Hauptreiz des Lebens liegt überall in der Kontrastwirkung!

Die große Ähnlichkeit, welche das gelobte Land von

Murellia mit Nord-Europa besitzt und die ihm die warme Sympathie der europäischen Kolonisten von Ceylon einbringt, ist übrigens zum großen Teile nur oberflächlich und zeigt bei genauerem Zusehen mancherlei Differenzen. Das gilt sowohl von dem Klima, als von der Vegetation, den beiden Hauptfaktoren, die den Charakter jedes Landes bestimmen. Was das Klima betrifft, so zeichnet sich nicht allein Murellia, sondern auch das übrige Hochland von Ceylon durch ganz eigentümliche Verhältnisse aus, die durch die insulare Lage, frei im indischen Ozean und unterhalb der Südspitze des vorderindischen Festlandes bedingt sind. Die beiden Passatwinde, der trockene Nordost-Monsun des Winters ebensowohl als der nasse Südwest-Monsun des Sommers, führen infolge der lokalen Verhältnisse hier beide Niederschläge herbei, nur mit dem Unterschiede, daß die schweren Regenmassen des letzteren weit bedeutender und anhaltender sind, als die des ersteren. Daß auch die sogenannte „trockene Jahreszeit“ hier (ebenso wie an der Küste von Südwest-Ceylon) ihren Namen nur euphemistisch führt, davon konnte ich mich aus eigener Erfahrung genügend überzeugen. Während meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes im Hochlande kamen häufig (besonders nachmittags) starke Regengüsse, bisweilen von solcher tropischen Gründlichkeit, daß ich trotz Regenschirm und Regenmantel keinen trockenen Faden am Leibe behielt.

Auch die Flora von Murellia, die auf den ersten Blick überraschend viel Ähnlichkeit mit unserer nordeuropäischen hat, zeigt bei genauerer Betrachtung sehr wesentliche Unterschiede. Die braungrünen subalpinen Moorwiesen, welche die Talsohle größtenteils bedecken, sind zwar auch, wie bei uns vorzugsweise aus Riedgräsern und Binsen zusammengesetzt (Carices und Juncaceae) und darin finden sich überall viele liebe alte Bekannte zerstreut: Veilchen, Glockenblumen, Ranunkeln, Maiblümchen, Baldrian, Hornkraut, Knöterich, Brombeeren, Fingerhut u. s. w. Aber daneben und dazwischen

entdecken wir auch viele eigentümliche Blumen, die uns ganz fremd sind, so z. B. prachtvolle große Balsaminen von höchst origineller Blütenform, phantastische bunte Orchideen, scabiosenähnliche Restiazeen, große violette Gentianen mit gelben Staubfäden (*Exacum*), besonders aber hohe Tobelien mit roten, mehrere Fuß langen Blütentrauben. Folgen wir dem Laufe der Bäche aber aufwärts und dringen in die schattigen Schluchten ein, so entdecken wir sofort einige tropische Charakterpflanzen, die unsere europäischen Illusionen zerstören; vor allen die herrlichen Farnbäume (*Alsophila*), die mächtigen Schirmfarne (*Angiopteris*), die merkwürdigen Willustauden (*Strobilanthus*) und die prachtvollen baumartigen Alpenrosen (*Rhododendron arboreum*): letztere 20—30 Fuß hohe, knorrige Bäume, deren Äste die schönsten Riesenbuketts von blutroten großen Blüten tragen.

Noch größere Verschiedenheiten zeigt der Wald, der mit seinen dichten, dunkelgrünen Laubmassen aus der Entfernung fast wie Nadelwald aussieht. Er setzt sich aus sehr vielen Baumarten zusammen, die größtenteils zu den Familien der Myrten, Lorbeeren, Heidekräuter, Guttabäume und Mangnoliazeen gehören. Obwohl die zahlreichen Spezies dieser Bäume nach Blütenbau und Frucht zu ganz verschiedenen Familien gehören, sehen sie sich doch auffallend ähnlich im äußeren Habitus und Wachstume. Die lederartigen Blätter sind dunkelgrün oder braungrün, unten oft filzig. Der säulenförmige gerade Stamm gleicht oft ganz den südeuropäischen Pinien und geht oben in zahlreiche Gabeläste aus, die eine breite, flache Schirmkrone tragen. Auffallend pinienähnlich sind namentlich die hohen Guttabäume (*Calophillum*), von denen zahlreiche Prachteremplare Stämme von 80—90 Fuß Höhe und 10—12 Fuß Dicke bilden, ausgezeichnet durch die spirale Drehung ihrer Rindenrinde. Sehr groß ist auch in diesen Wäldern des kühlen Hochlandes, ebenso wie in denjenigen des heißen Tieflandes, die Menge und Mannigfaltigkeit

der Schmarotzer, der Kletter- und Schlingpflanzen; nur sind es hier größtenteils andere Arten und Gattungen als dort. Außerdem kommen aber hier dazu noch dichte Mäntel von Laubmoosen an den Baumstämmen.

Viele Wälder in der nächsten Umgebung von Nurellia sind jetzt zugänglich gemacht durch breite bequeme Promenadenwege oder wenigstens durch passable Fußpfade, und der zivilisierte zahme Badegast, der hier nachmittags gemächlich lustwandelt, kann sich dabei mit dem schauerlichen Gedanken füzeln, daß nachts an derselben Stelle, kaum eine Stunde von seiner Wohnung entfernt, wilde Elefanten seinen Weg gekreuzt, oder Leoparden ein wildes Schwein erlegt haben. Freilich ist die üppige Übermacht der wilden Vegetation auch hier so groß, daß die Forstaufseher beständig mit der Art nachhelfen müssen, um die Waldpfade leidlich gangbar zu erhalten.

Die vier Tage, die ich in Nurellia verweilte, verwendete ich dazu, um interessante Ausflüge nach allen vier Himmelsgegenden zu machen. Am 16. Februar bestieg ich den höchsten Berg der Insel, den östlich gelegenen Pedro-Talla-Galla und feierte auf der Spitze desselben meinen achtundvierzigsten Geburtstag. Diese höchste Bergspitze von Ceylon erreicht 8200 Fuß Meereshöhe und liegt mithin nur 2000 Fuß höher als das Plateau von Nurellia. Sie führt ihren Namen: „Matten-Gewebe-Berg“ von den vielen Binsen, die auf ihrem wasserreichen Fuße wachsen und zum Weben von Matten verwendet werden.

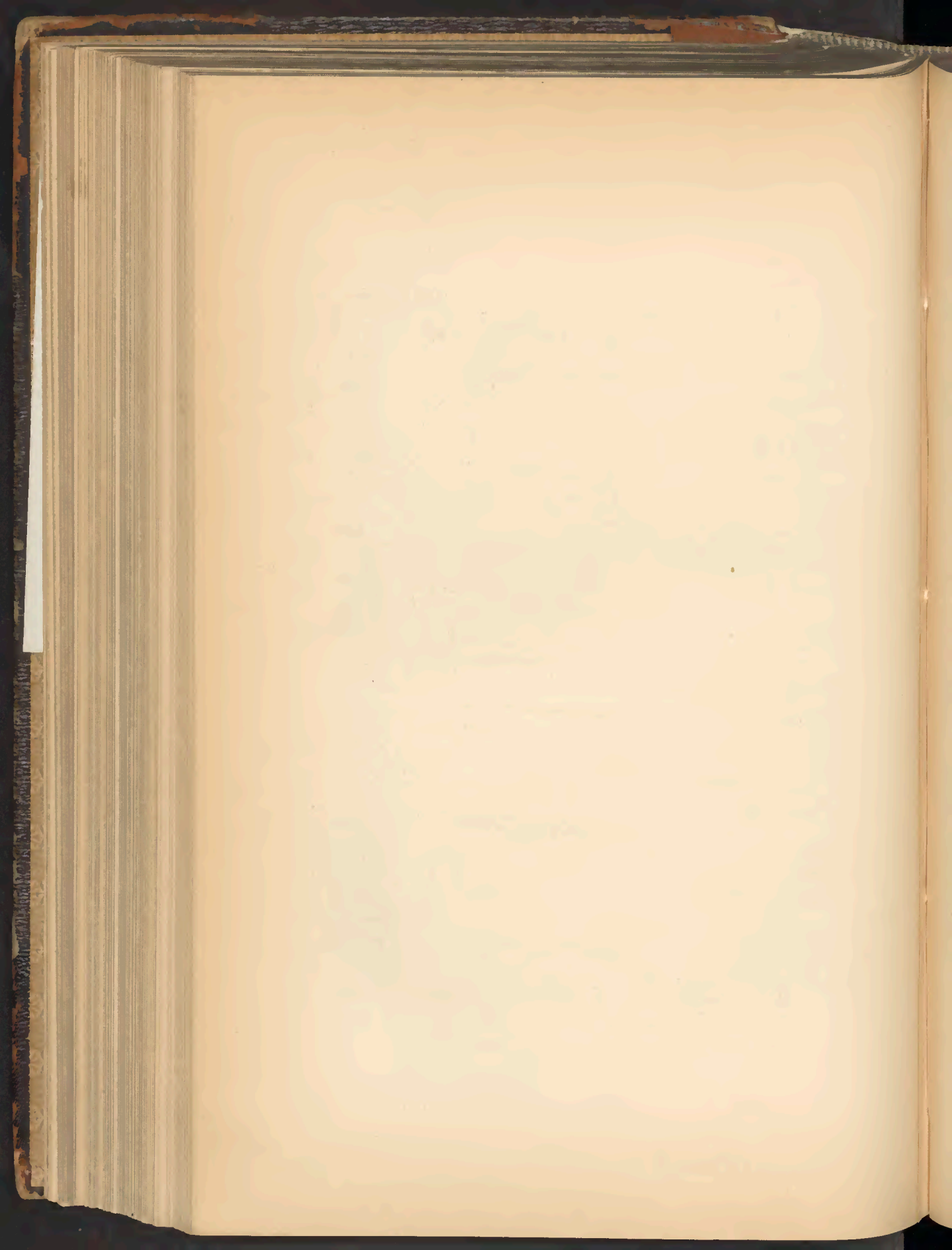
Es war ein prächtiger, sonniger Frühlingmorgen, als ich in zwei Stunden von Nurellia hinaufstieg, nur von einem Tamilkuli begleitet, der mein Malzeug und den Proviant trug. Der enge Pfad führt anfangs ziemlich steil, später sanfter aufwärts; fast bis zur Spitze durch dichten Wald, mehrmals über rauschende Bergbäche und kleine Wasserfälle. Das Merkwürdigste, was ich beim Hinaufsteigen fand, war einer der großen, berühmten Regenwürmer des Hochlandes von



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Aussicht vom Rambodde-Pass.





Ceylon; sie sind die Riesen ihres Geschlechts, fünf Fuß lang, zoll dick und von schöner himmelblauer Farbe. Außerdem traf ich hier zum ersten Male den prächtigen Waldhahn des Gebirges (*Gallus Lafayetti*) den ich später „am Ende der Welt“ sehr häufig fand. Auch der große aschgraue Affe des Berglandes (*Presbytis ursinus*) zeigte sich, war aber so scheu, daß ich nicht zum Schusse kommen konnte. Die dichte, mit langem rotgelben Moospelze verbrämte Walddede des Pedura geht fast bis zu dessen Gipfel hinauf. Eine eigentlich alpine, oder selbst subalpine Vegetation fehlt auf Ceylon. Die Schneelinie würde hier erst bei 14—15 tausend Fuß Höhe beginnen.

Die freie Aussicht von dem baumlosen Gipfel ist großartig und umfaßt den größten Teil der Insel bis zum Meere hin, von dem westlich und östlich ein schmaler Silberstreifen sichtbar ist. Im Osten erhebt sich der schöne Namuna-Pik über den Tälern von Badula, während im Westen der Adams-Pik alle anderen Höhen überragt. Wie auf dem letzteren, so ist auch hier das imposante Panorama insofern einförmig, als der größte Teil desselben von dunkelgrünen, dichtbewaldeten Bergmassen eingenommen wird, durchzogen von den dünnen Silberfäden zahlreicher Bäche und Ströme, aber nur hier und da von kleinen Stücken heller grünen Kulturlandes unterbrochen. Es ist mehr das Gefühl der Erhabenheit, das inmitten dieser unendlichen Waldeinsamkeit das Gemüt umfängt, und die Vorstellung, eine der schönsten und reichsten Inseln der ganzen Welt von einem Punkte aus zu überschauen. Während am frühen Morgen die Rundsicht vom Pedura noch ganz rein und klar war, stiegen bald nachher zahlreiche Nebel aus den Tälern auf und ballten sich zu dichten Wolkenmassen. Ich folgte dem interessanten Spiele derselben mehrere Stunden, wie ich denn überhaupt kaum irgendwo in unseren Gebirgsländern so merkwürdige Wolkenstudien machen konnte, wie im Hochlande von Ceylon.

Am 17. Februar, ebenfalls einem ausnehmend schönen Frühlingstage, wanderte ich von Nurellia auf guter Fahrstraße fünf Meilen südwärts, über die Brücke von Uda-Bussilawa nach dem südöstlichen Rande des Plateaus. Ich bestieg hier einen Berggipfel, der eine prächtige Aussicht nach Süden auf den Hakgalla gewährt. Dieser „Kieferberg“ besitzt unter allen Bergen, die ich auf Ceylon gesehen habe, die schönste Form und gleicht durch die edle Komposition seiner Massen und den feinen Schwung seiner Linien dem berühmten Monte Pellegrino bei Palermo. Die waldigen, tief eingeschnittenen Schluchten dieser Gegend, in denen hohe Wasserfälle herabrauschen, zeichnen sich durch den Reichthum an prächtigen Baumfarnen aus.

Den folgenden Tag machte ich von Nurellia aus nordwärts eine Exkursion in die Gegend von Rambodde, auf der Hauptfahrstraße, welche von Kandy hier heraufführt. Der Weg steigt zunächst zwei Stunden aufwärts zur Höhe des Ramboddepasses, ungefähr 7000 Fuß über dem Meere. Der Sattel dieser Passhöhe gewährt einen prächtigen Doppelblick, südwärts auf den ganzen Talkessel von Nurellia, im Hintergrunde der schön geformte Hakgalla, darunter der blanke Spiegel des Sees; nordwärts auf die waldigen Schluchten des Kotmallitales und darüber hinaus auf die weiten Hügelflächen des Bussilawadistriktes. Unter den vielen Berghauptern des letzteren erhebt sich in der Mitte vor allen stattlich der Doppelkegel des Alla-Galla. In vielen Schlangenwindungen senkt sich hier die Fahrstraße steil abwärts gegen Rambodde, und ich folgte ihr mehrere Meilen weit, bald der zahlreichen hübschen Wasserfälle mich erfreuend, die von beiden Seiten in den engen Talboden herabstürzen, bald der üppigen Buschvegetation und besonders der schönen Baumfarne, welche die Bachufer säumen. Der herrliche Hochwald, der die Berglehnen hier noch vor wenigen Jahren bedeckte, ist jetzt fast allenthalben den Kaffeepflanzungen gewichen. Die Straße war besäet mit sehr zahlreichen großen Ochsenkarren, jeder mit vier

starken, weißen Zebu bespannt, die Proviant und Luxusartikel nach Nurellia hinauffschleppten.

Am 19. Februar benutzte ich den schimmernden Sonntagsmorgen, um in aller Frühe die Bergkette zu besteigen, welche die Westseite des Nurelliabedens begrenzt. Ich hatte von der Höhe die schönste Aussicht auf den Adams-Pik und die zwischenliegenden Bergketten von Dimbula. Zu Mittag folgte ich der Einladung des Gouverneurs, der tags zuvor mit seiner Gemahlin nach Nurellia gekommen war und in dem freundlichen, von einem hübschen Garten umgebenen „königlichen Landhaus“, der „Queen's Cottage“, an der westlichen Talseite residierte. Hier konnte ich einen ausserlesenen Flor von Rosen, Veilchen, Tulpen, Nelken und anderen europäischen Gartenpflanzen bewundern, die in schönster Blüte standen; auch üppige Kirschbäume und andere europäische Obstbäume. Sie bekommen hier reichen Blätter- und Blüten schmuck, tragen aber niemals Früchte.

Ich traf hier mit Dr. Trimen zusammen, der inzwischen alle Vorbereitungen für unsere Hochgebirgsreise vollendet hatte, und noch am selben Nachmittage traten wir unsere Tour „an das Ende der Welt“ an. Wir fuhren jedoch für heute nur zwei Stunden weiter südwärts, bis Hakgalla, wo die Fahrstraße und die menschliche Zivilisation überhaupt aufhört. Hier befindet sich in 6000 Fuß Höhe, unmittelbar am südlichen Fuße der vorher erwähnten prächtigen Gebirgskuppe, ein botanischer Garten für tropische Gebirgspflanzen, eine Filiale des großen Peradeniagartens, und gleich diesem von Dr. Trimen dirigiert. Wir benutzten einige Abendstunden, um denselben zu durchwandern und die Pflanzschulen für die verschiedenen Cinchona- und Kaffeesorten zu mustern, sowie die prachtvollen Baumfarne und Pothospflanzen, von denen hier Riesensexemplare gezüchtet werden. Man genießt von den Terrassen dieses höchstgelegenen Gartens von Ceylon eine schöne Aussicht auf die stattliche Felspyramide des Namuna-Pik, der sich ost-

wärts über den Tälern von Badula isoliert erhebt. Wir übernachteten im Hause des schottischen Gärtners, dem äußersten Vorposten europäischer Kultur in diesem Teile des Hochlandes.

### XIX. Am Ende der Welt.

Die ausgedehnte und unbewohnte Hochebene, die sich von Nurellia südwärts bis gegen den Rand des großen Zentral-Plateaus von Ceylon ausdehnt, und an deren nördlicher Grenze der Hafgallagarten als vorgeschobener Posten ganz isoliert liegt, führt ihrem Entdecker, Lord Horton, zu Ehren den Namen Horton-Plain's. Der größte Teil derselben ist noch heute mit dichtem Wald bedeckt, abwechselnd mit trockenen oder sumpfigen Grasflächen, den sogenannten Patnas. Die Beherrscher dieser Wildnisse sind Leoparden, Bären und wilde Elefanten. Der wellenförmige Rücken des Plateaus wird von zahlreichen Bächen durchschnitten, zwischen denen sich flach gewölbte Hügel erheben, hier und da auch einzelne höhere Berge von 7000 bis gegen 8000 Fuß Meereshöhe. Am südlichen Rande fällt das Plateau fast überall äußerst steil ab, und der wildeste Teil dieses schroffen Absturzes führt den charakteristischen Namen „World's End“, das Ende der Welt. Gegen 5000 Fuß hoch fallen die jähren Felswände hier anscheinend senkrecht hinab und gewähren einen wunderbaren Blick in die üppigen Täler des südlichen Tieflandes, die sich unmittelbar zu ihren Füßen ausdehnen. Dieser merkwürdige Ort ist als der wildeste Teil der ganzen Insel berühmt, wird aber nur selten von Europäern besucht.

Nicht weit von diesem romantischen Punkte liegt, mitten in der einsamen Wildnis, eine unbewohnte, dickwandige Steinhütte, welche die Regierung als Zufluchtsort für durchreisende Beamte hat errichten lassen: „Horton Plain's Resthouse“. In dieser Hütte beabsichtigte ich mit Dr. Trimen eine Woche

zu bleiben und von da aus Exkursionen in die wilde, auch von letzterem noch nie besuchte Umgegend anzustellen. Alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, der Schlüssel des Kasthauses und die Erlaubnis des Gouverneurs in unseren Händen, und so brachen wir denn wohlgemut und voller Erwartung am frühen Morgen des 20. Februar von Hatgalla auf.

Da wir nicht allein den nötigen Proviant für acht Tage, sondern auch Betten, Decken, Zelte, Waffen u. s. w., sowie eine Menge Apparate und Gefäße zum Sammeln von Pflanzen und Tieren mit uns zu nehmen hatten, so brauchten wir für den Transport dieser Dinge nicht weniger als zwanzig Träger. Außerdem hatte ein jeder von uns beiden noch seinen besonderen Diener und Dr. Trimen mehrere Leute aus dem Peradeniagarten zum Sammeln und Präparieren von Pflanzen bei sich. Diese letzteren waren braune Singhalesen, die übrigen meistens schwarze Malabaren oder „Tamil-Kulis“. Mit Einschluß eines Koches und eines Führers belief sich unsere Gesellschaft auf nicht weniger als dreißig Mann.

Wie immer in Indien, wenn ein so großer Troß sich in Bewegung setzen soll, vergingen mehrere Stunden, ehe alles in Ordnung war. Obgleich wir schon vor Sonnenaufgang gerüstet waren und unterwegs sein sollten, fehlte an unserer Baggage doch bald dies, bald das. Als endlich sämtliche dreißig Leute gerüstet beisammen waren und der Abmarsch beginnen sollte, machte der „Hühner-Kuli“, welcher einen großen Korb mit ein paar Duzend Hühnern trug, einen Fehltritt und durch eine geöffnete Lücke des Korbes entwischten ein paar Hennen unter lautem Gackern. Das war das Signal für alle Kulis sofort ihre aufgepackte Last vom Kopfe zu werfen und sich unter lautem Geschrei an der allgemeinen Jagd auf die entwischten Flüchtlinge zu beteiligen. Kaum waren diese eingefangen, wieder eingesperrt und der Abmarsch aufs neue begonnen, als ein zu fest gepackter Reisack platzte und seinen weißen Körnerinhalt auf den Boden entleerte. Abermaliges Signal zu all-

gemeinem Stillstande und zur Beteiligung am Einsammeln des Reises. Diese Pause benutzten einige Hühner, um durch eine neuentdeckte Lücke des Hühnerkorbes abermals zu entschlüpfen und auch ihrerseits Reiskörner zu sammeln, aber direkt in den Magen. Nun ging die lustige Jagd erst recht los, und abermals verram eine halbe Stunde, ehe alles wieder in Ordnung war. Ähnliche Szenen wiederholten sich am Tage noch mehrmals, und so war es kein Wunder, daß wir mehr als volle zwölf Stunden gebrauchten, um den Marsch von zwanzig englischen Meilen, von Hatgalla bis zum Kasthaus, zurückzulegen. Es war ein Glück, daß unser Marsch den ganzen Tag vom schönsten Frühlingswetter begünstigt war; denn bei heftigem Regen wären wir hier schlimm angekommen.

Der einsame und selten betretene Pfad, der dahin führt, durchschneidet abwechselnd dichten Urwald und ausgedehnte offene Grasflächen oder Patnas. Beide sind fast überall vollkommen scharf abgegrenzt. Denn die trockenen hohen Hartgräser, die vorwiegend die Patna zusammensetzen, wachsen so äußerst dicht gedrängt und ihre Rasen bilden so undurchdringliche Wurzelgeflechte, daß sie im Kampfe ums Dasein die sämtlichen riesigen Bäume des Urwaldes bestiegen und daß jeder Keim der letzteren, der aus den zahlreich ausgestreuten Samen zwischen den Gräsern emporzustreben beginnt, alsbald von diesen erstickt wird. Nur ein einziger Baum besteht diesen Kampf bisweilen siegreich, und man sieht seinen hohen Stamm mit dunkelgrüner Schirmkrone oft einzeln mitten aus den Patnas hervorragen; es ist die Bergmyrte, mit giftigen, birnförmigen Früchten (*Careya arborea*). Fast alle Gräser liefern ein schlechtes Viehfutter und zeichnen sich durch trockene, harte und rauhe Blätter, scharfe und spröde Stengel aus, viele zugleich durch aromatischen Geruch. Teils sind es echte Gramineen, teils Cyperaceen und Restiaceen.

Der dichte Hochwald, der mit diesen Patnas abwechselt und gewissermaßen große unregelmäßige Inseln in dem aus-

gedehnten Graslande bildet (ähnlich wie in den Prairien von Nordamerika), besitzt denselben ernsten und düsteren Charakter, der alle Wälder des Hochlandes, von Adams-Pik bis hinüber zum Pedura, auszeichnet. Obwohl die Bäume derselben sehr zahlreichen verschiedenen Arten und Gattungen angehören, stimmen sie doch in der allgemeinen Physiognomie meistens sehr überein; und da Blüten und Früchte oft fehlen, hält es sehr schwer, sie zu unterscheiden. Die Blätter sind meistens lederartig, oben dunkel braungrün oder schwärzlich grün, oft glänzend; unten heller, häufig grau grün, silber- oder rostfarben. Die starken knorrigen Stämme sind mit gelben Moosen und Flechten oft ganz umwickelt und außerdem mit Massen von Schmarozern bedeckt, unter denen sich Orchideen und Leguminosen durch ihre prächtigen Blüten auszeichnen.

Horton-Blain's Resthause liegt eben so hoch, wie der Gipfel des Adams-Pik, 7200 Fuß; mithin tausend Fuß höher als das Becken von Murellia. Diese Steigung fällt größtentheils auf die zweite Hälfte des Weges, während die erste Hälfte sich in wellenförmigem Hügellande, abwechselnd bergauf und bergab bewegt. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden stießen wir auf einige leere Rohrhütten, die von einer Jagdgesellschaft vor einiger Zeit errichtet waren, und hier wurde eine Stunde Mittagsrast gehalten. Einige wilde Bergbäche abgerechnet, die wir auf übergelegten Baumstämmen überschritten, bot der Weg keine besonderen Schwierigkeiten.

Sobald wir nach Überwindung einer steilen, von einem schönen Wasserfalle durchrauschten Schlucht die höhere Stufe des Plateaus erklimmen hatten, begannen die charakteristischen Willu-Wälder, der Lieblingsaufenthalt der wilden Elefanten. Die großen, zum Teil ganz frischen Dunghaufen derselben, die hier überall zerstreut lagen, sowie das niedergetretene Gebüsch bewiesen zur Genüge, wie häufig ihre Herden hier noch sein mußten. Da wir alle Augenblicke auf eine solche stoßen konnten, bemächtigte sich des ganzen Kulitrosses eine große

Aufregung, und während die Träger vorher in kleineren Gruppen weit auseinander zerstreut gewandert waren, schlossen sie sich nun eng zusammen und gingen auf dem schmalen Pfade im Gänsemarsche dicht hinter einander, in einer langen Linie.

Die Millu-Wälder, die ich hier in Horton-Plain's in der größten Entwicklung und Ausdehnung antraf, bilden eine sehr eigentümliche Waldformation und führen ihren Namen von verschiedenen Arten der Akant hazeengattung *Strobilanthus*, von den Eingeborenen Millu genannt. Sie sind das bevorzugte Lieblingsfutter der Elefanten; meistens dünne, schlanke Stämmchen von 15—20 Fuß Höhe, in dicht gedrängten Garben neben einander wachsend und oben mit hübschen Blütenähren geschmückt. Die schönste von ihnen (*St. pulcherrimus*) zeichnet sich durch prächtig karmoisinrote Färbung der Stengel und Blütenrispen aus, und da sie in dichten Massen das ganze Unterholz des Hochwaldes bildeten, brachten die durchfallenden Strahlen der sinkenden Abendsonne in ihnen einen wundervollen Effekt hervor. Die Elefanten fressen sich durch dieses dichte Unterholz förmlich hindurch. Einer geht immer dicht hinter dem andern; alles Gebüsch, das nicht gefressen wird, wird flach niedergetreten, und wenn eine Herde von zwanzig oder dreißig solchen Kolossen hinter einander durch den Urwald marschiert ist, hat sie eine glatte Straße von einem Meter Breite gebahnt, wie man sie hier nicht angenehmer sich wünschen kann. Solche Elefantenstraßen waren es, auf denen wir in den nächsten Tagen uns fast ausschließlich bewegten, und nur mit ihrer Benutzung konnten wir mehrere sehr interessante Exkursionen ausführen. Freilich sind aber die bequemen Straßen auch nicht ungefährlich. Denn wenn man auf einer solchen plötzlich einer Elefantenherde begegnet, ist an Ausweichen nicht zu denken, und man muß daher stets auf der Hut sein.

Die Sonne war bereits untergegangen, und es wurde schon ziemlich dunkel, ehe wir beim Austritte aus einer Wald-



insel auf die freie Patna in der Entfernung einer Meile des ersehnten weißen Rasthauses ansichtig wurden. Neuer Mut durchdrang die ermattete und zum Teil schon recht niedergeschlagene Gesellschaft. Aber wir mußten noch einen tiefen Taleinschnitt hinab- und hinaufklettern, um zu dem auf der jenseitigen Lehne gelegenen Rasthause zu gelangen. In der Tiefe dieses Einschnittes toste ein wilder Bach, über den anstatt der Brücke ein übergelegter Baumstamm führte. Wir waren recht froh, als endlich der ganze Troß im Dunkeln glücklich diesen gefährlichen Weg passiert hatte, und wir wohlbehalten am ersehnten Ziele waren. Rasch wurden Feuer angemacht, die öden Räume der einsamen Steinhütte so behaglich als möglich hergerichtet, und der Reis nebst Hühner-Curry mit einem Appetite verzehrt, der den Anstrengungen des Tagemarsches entsprach. Die Temperatur, die mittags in der Sonne gegen 30° R betragen hatte, war jetzt auf 8° gesunken, und wir fühlten uns daher drinnen am Kaminfeuer, in wollene Decken eingewickelt, sehr behaglich, während unsere Kulis, draußen im halboffenen Schuppen gelagert, an die großen Feuer so nahe heranrückten, als ohne Verbrennung möglich war.

Das Wetter blieb während unseres Aufenthaltes in Horton-Plain's Rasthaus fortwährend schön und begünstigte die interessanten Ausflüge, die wir in die wilde Umgebung dieser weltentlegenen Einsiedelei machten. Die erfrischende Hochgebirgsluft wirkte außerordentlich anregend; nur unsere arme Haut, durch die gleichmäßige feuchte Hitze des Tieflandes sehr verwöhnt, hatte viel zu leiden. Gesicht und Hände sprangen so auf, wie bei uns mitten im Winter, teils in Folge der ungewohnten Trockenheit der dünnen Luft, teils auf Grund der starken Temperaturwechsel. Während das Thermometer in den heißen Mittagsstunden (im Schatten) auf 24—26° R stieg, fiel es nach Mitternacht auf 3—4°, und morgens früh fanden wir die Patnas vor uns mit Reis be-

deckt. Dichter Nebel lagerte dann auf Berg und Tal, sank aber bald wieder und machte dem strahlendsten Sonnenscheine mit tiefer Himmelsbläue Platz. Nachmittags bildeten sich gewöhnlich dicke Haufwolken, ohne daß es jedoch zum Regen kam; sie gruppieren sich zu phantastischen Massen, welche die untergehende Abendsonne mit den prachtvollsten Farben schmückte.

Wie das Wetter hier im Februar mich sehr an einen schönen Spätherbst in der deutschen Heimat erinnerte, so hatte auch die ganze Hochgebirgslandschaft, gegenwärtig schon dem Ende der sogenannten „trockenen Jahreszeit“ entgegengehend, einen vorwiegend herbstlichen Charakter. Die dichten Grasdecken der Patnas waren größtenteils vertrocknet, mehr gelb und braun als grün gefärbt. Lange Strecken derselben waren auch braun und schwarz, mehr oder weniger verkohlt. Die singhalesischen Gebirgshirten, welche jährlich auf einige Monate mit ihren Herden hier herauf kommen, haben nämlich die Gewohnheit, vor Eintritt der Regenzeit die Grasflächen anzuzünden und niederzubrennen, um dadurch das Grasland zu verbessern. Wir genossen jeden Abend das prachtvolle Schauspiel dieser ausgedehnten Prairiebrände, die sich bei dem wellenförmigen Hügelterrain der Hochebene und inmitten der dunklen Wälder, die die Patnas umschließen, doppelt großartig ausnahmen. Bald kroch die rote Flamme im Zickzack gleich einer feurigen Riesenschlange an den Bergkanten hinauf; bald ergriff sie, rasch sich ausbreitend, eine größere Fläche trockenen Grases und schuf ein Flammenmeer, dessen roter Glanz von den düsteren Wäldern des Hintergrundes und den dunkeln Wolkenmassen des Firmamentes zurückgeworfen wurde. Dann wieder stiegen Hunderte von kleinen weißen Rauchwolken aus den Patnas auf, als ob heiße Geisirquellen aus dem Schoße des Gebirges hervorbrächen; und die roten, hellen Feuerstreifen, welche dieselben blitzartig durchzuckten, vermehrten die vulkanische Illusion.

Obgleich wir jeden Abend vom Kasthause aus an dem wechselnden Feuerwerke dieser Grasbrände uns ergötzten, so bekamen wir doch niemals die Urheber derselben, die singhalesischen Hirten, zu Gesicht; und die vollkommene Einsamkeit, deren wir uns hier erfreuten, wurde durch keine menschliche Figur gestört.

Wir feiern in unserer deutschen Poesie die herrlichen Reize der „Waldeinsamkeit“ und entschädigen uns durch deren Illusion für die zahlreichen Qualen, die unser verschrobenes Kulturleben uns tagtäglich auferlegt. Was ist aber unsere eingebildete deutsche „Waldeinsamkeit“ (im besten Falle wenige Meilen vom nächsten Dorfe entfernt) gegenüber der wahren und unergründlichen Waldeinsamkeit, welche hier die alten Urwälder im Hochlande von Ceylon uns darbieten? Hier sind wir sicher, in Wahrheit ganz allein mit der ursprünglichen Natur zu sein. Ich werde niemals die Wonne der stillen Tage vergessen, die ich hier in den dunkeln Wäldern und auf den sonnigen Grasflächen „am Ende der Welt“ zubrachte. Da mein Freund Trimen, mit besonderen botanischen Aufgaben beschäftigt, meistens seine eigenen Wege ging, durchstrich ich diese unberührten Wildnisse theils ganz allein, theils nur von einem schweigsamen schwarzen Tamil-Kuli begleitet, der mein Gewehr und Malzeug trug.

Der tiefe Eindruck absoluter Einsamkeit, den diese abgelegenen Wälder im Hochgebirge von Ceylon hervorbringen, wird nicht wenig dadurch verstärkt, daß das Tierleben in denselben auffallend wenige Ausprägungen darbietet. Allerdings sind wilde Elefanten auch heute noch die Könige dieser Wälder. Aber nur ein einziges Mal bin ich ihnen hier wirklich begegnet, und die großen Russa-Hirsche oder „Elke“ (*Russa Aristotelis*), die hier noch sehr häufig sein sollen, habe ich zwar mehrmals gehört, aber niemals gesehen. Auch von den Lippenbären und Leoparden, den gefürchteten Raubtieren dieser Wälder, habe ich keinen zu Gesicht bekommen. Diese

und die meisten anderen Bewohner derselben sollen vorzugsweise oder ausschließlich eine nächtliche Lebensweise führen und sich tagsüber im kühlen Dickicht versteckt halten. Selbst die großen grauen Affen (*Presbytis ursinus*), die hier zahlreich sind, habe ich nur selten sehen können, obwohl ich ihre grunzende Stimme am frühen Morgen oft hörte.

Die klagenden melancholischen Stimmen einiger Vögel, insbesondere der schönen grünen Waldtauben und Bienenfresser, hört man meistens auch nur am frühen Morgen. Später ist gewöhnlich das bunte Waldhuhn der einzige Vogel, der sich hören läßt. Dieser prächtige *Gallus Lafayetti* steht dem vermutlichen Stammvater unseres Haushuhnes ganz nahe. Der Hahn zeichnet sich durch bunt glänzendes Gefieder, schönen rotbraunen Halskragen und grünen Sichelschwanz aus, während die Henne ein unscheinbares, graubraunes Federkleid besitzt. Die klangreiche Stimme des wilden Hahnes, viel melodischer als das Kikeri seines kultivierten Vetteres, hörte ich oft stundenlang im Walde, bald näher, bald ferner; denn die rivalisierenden Hähne führten ihren musikalischen Wettkampf um die Gunst der kritischen Hennen mit großem Eifer aus. Zum Schusse konnte ich aber trotzdem selten kommen; denn sie sind so scheu und vorsichtig, daß beim leisesten Geräusch das Konzert verstummt, und sobald ich einmal einen geschossen hatte, blieb der Wald lange Zeit mäusestill.

Oft saß ich hier, mit Malen beschäftigt, stundenlang auf einem alten Baumstamme, ohne einen einzigen Laut zu vernehmen. Wie das Vogelleben, so ist auch das Insektenleben, die Ameisen ausgenommen, auffallend arm, und namentlich von Schmetterlingen und Käfern sieht man nur sehr wenige, meist unansehnliche Formen. Das leise Summen schwebender Waldfliegen ist oft der einzige Laut, der neben dem Gemurmeln eines kleinen Baches oder dem Rauschen des vom Winde bewegten Laubes das tiefe Schweigen des Gebirgsgeistes unterbricht.

Um so größer ist der Eindruck, den die phantastischen Baumformen des Urwaldes hervorbringen, die knorrigen, wild durcheinander gewachsenen Stämme, deren zackige Äste mit fußlangen Bärten von rotgelben Moosen und Flechten geschmückt sind, und von deren breiten Schultern glänzend grüne Mäntel von Schlingpflanzen herabhängen. Oft sind die Stämme unten mit den weißen oder bunt gezeichneten dustreichen Blüten parasitischer Orchideen geziert, während oben über ihrer schwarzgrünen Krone Schmarotzerpflanzen verschiedener Familien ihre bunten Blüten entfalten. Eine ganz besondere Dekoration dieser Wälder bilden die zierlichen schlingenden Bambusen (*Arundinaria debilis*). Ihre schlanken, dünnen Rohrhalmekletterer hoch oben in die Bäume hinauf und hängen von deren Zweigen senkrecht, gleich Ampeln, herab, auf das Zierlichste mit Quirlen von frischgrünen Blattbüscheln geschmückt. Den größten Schmuck bilden aber auch hier wieder, wie allenthalben im Hochlande, die prachtvollen, baumartigen Alpenrosen (*Rhododendron arboreum*) mit den Riesenbuschets ihrer hochroten Blüten. Demnächst sind die wichtigsten Bäume dieser Hochlandwälder verschiedene Vorbeer- und Myrtenbäume, namentlich Eugenieen, ferner Rubiaceen und Ternstroemiaceen. Dagegen vermißt man gänzlich die gewöhnlichen Baumformen unserer europäischen Wälder und vor allen die Nadelhölzer. Diese wichtige Familie fehlt merkwürdigerweise auf Ceylon ganz.

Das schönste Gebirgspanorama, das wir bei unseren Exkursionen auf Horton-Plain's zu Gesicht bekamen, genossen wir auf dem Gipfel des Totapella-Pik, den wir am 22. Februar beim prächtigsten Wetter bestiegen. Derselbe ist 7800 Fuß hoch und liegt nahe dem östlichen Rande des Plateaus. Von seinem schwach bewachsenen Gipfel, der mit prächtigen roten Melastomen (*Osbeckia buxifolia*) geziert ist, genießt man einen weiten freien Blick nach allen Seiten, nördlich auf die Gebirge von Nurellia, Pedura und Hafgalla; östlich auf die Hügelandschaft von Vadula und den Namuna-

Pik; südlich auf die Grenzmauern vom „Ende der Welt“ und westlich auf den Adams-Pik. Auch der Zugang zu diesem schönen Berggipfel wurde uns größtenteils nur dadurch möglich, daß wir ausgetretenen Elefantenpfaden folgten; wo diese fehlten, mußten unsere Kulis mit der Art uns den Weg durch das dicht verwachsene Unterholz bahnen.

Am 24. Februar besuchten wir das eigentliche „Ende der Welt“ („World's End“), jene berühmte, aber selten besuchte großartige Felsenschlucht, in welcher der Südbhang des Hochlandes gleich einer senkrechten Mauer über 5000 Fuß in das Tiefland hinabstürzt. Der gewaltige Anblick dieses ungeheuren Abgrundes wirkt um so überraschender, als man nach zweistündiger Wanderung durch dichten Wald plötzlich beim Austritte aus demselben die gähnende Tiefe unmittelbar zu Füßen hat. Wie feine Silberfäden schlängeln sich die Flüsse unten durch den grünen Sammetteppich des Talbodens, in dem man mittels des Fernrohres hier und da das Bungalow einer einzelnen Pflanzung erkennt. Von den oberen Rändern der Felsenschlucht, die mit prächtigen Baumfarnen geziert sind, stürzen Wasserfälle herab, die sich (ähnlich dem „Staubbache“ im Lauterbrunner Tale) vollständig in feinen Nebel auflösen, ehe sie unten ankommen.

An dieser wildesten und großartigsten Stelle von Ceylon war es, wo ich auch zum ersten und einzigen Male wilde Elefanten in voller Freiheit erblickte, nachdem ich sie zuvor schon bei der Elefantenjagd von Sambugama in den Korral hatte treiben sehen. Ich wurde zuerst auf sie aufmerksam durch das Knistern gebrochener Zweige mitten im Waldesdickicht, ungefähr fünfzig oder sechzig Fuß unterhalb der vorspringenden Felsplatte, auf der ich stand. Beim genauen Zusehen entdeckte ich in den wogenden grünen Massen des Dickichts eine Elefantenherde von zehn bis zwölf Stück, die in aller Ruhe ihr Miltutfrühstück einnahm. Außer den Köpfen und den emporgestreckten Rüsseln, mit denen sie die Zweige umbogen und

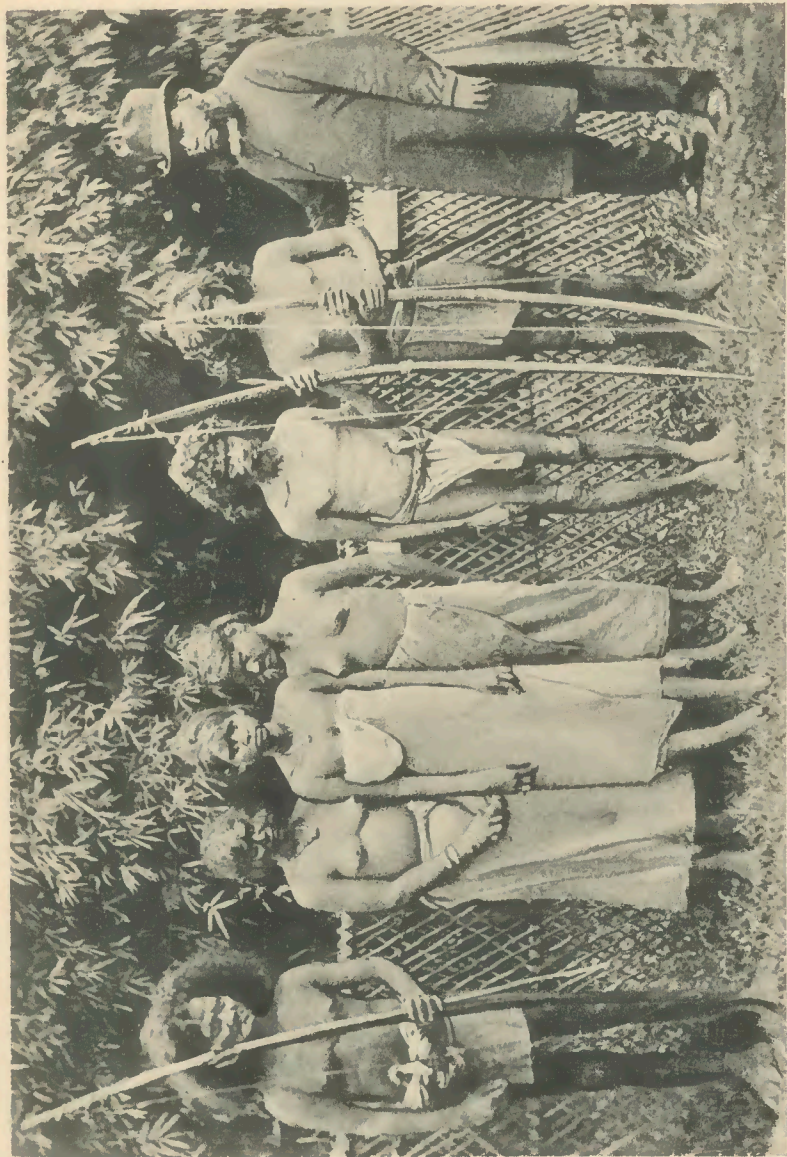
abbrachen, war von den meisten wenig zu sehen. Nachdem ich mich eine Zeitlang an dem seltenen Anblick geweidet, feuerte ich von meinem sicheren Hinterhalte aus auf die nächststehenden Elefanten die beiden Schüsse meiner Doppelflinte ab, natürlich ohne sie irgend zu verwunden, da letztere nur mit Rehpfeilen geladen war. Die Antwort waren die lauten Trompetentöne, welche überraschte Elefanten stets ausstoßen, dann ein lautes Krachen in den dichten Baummassen, welche die gewaltigen Tiere wie Rohr niedertraten, und in wenigen Minuten war die ganze davon eilende Herde hinter der nächsten Felsenecke verschwunden.

Vom „Ende der Welt“, das zugleich das Ende unserer höchst interessanten Hochgebirgsreise war, stiegen wir auf einem steilen, vielgewundenen Serpentinpfade durch die prachtvollsten wilden Waldschluchten hindurch in fünf Stunden nach Nonpareil hinab, der nächsten Kaffeepflanzung, die am weitesten in diese Einöden emporgedrungen ist. Dieselbe gehört Kapitän Bayley, demselben unternehmenden Manne, dessen prächtiges Miramare in Puntogalla ich früher erwähnt habe. Bei seinem Sohne und Verwalter fanden wir die freundlichste Aufnahme. Wir hatten die Absicht gehabt, am Nachmittage desselben Tages noch weiter bis Billahuloya, dem ersten Dorfe dieses Tales, hinabzusteigen; allein, als wir nach einem vortrefflich munden Mittagessen um 4 Uhr weiter wandern wollten, brach ein so gewaltiger Gewitterregen los, daß wir gern der dringenden Aufforderung unserer werthen Gastfreunde entsprachen, die Nacht bei ihnen zu bleiben.

Nachdem der Regen gegen 5 Uhr aufgehört hatte, erfreuten wir uns noch eines herrlichen Abends. Wir besichtigten die großartige, musterhaft angelegte Pflanzung und machten einen Spaziergang durch deren schöne Schluchten. Hunderte kleiner Wasserfälle, die den heftigen Güssen ihren momentanen Ursprung verdanken, stürzten allenthalben von den steilen Felswänden herab. Die prachtvolle Waldvegetation, welche die engen Schluchten erfüllte, glänzte im frischesten Grün und

namentlich die herrlichen Guirlanden der Schlingpflanzen, welche von den mächtigen Schultern der hohen Bäume gleich grünen Mänteln herabhingen, erregten aufs neue unser Entzücken. Muntere Affen übten auf denselben ihre Seilkänzerkünste. Ganz besonders aber bewunderten wir die prächtigen Baumfarne (*Alsophila*), diese Palmen der Hochlandsschluchten. Ihre schirmförmigen, zierlichen Fiederkronen mit den gewaltigen und doch so zarten frischgrünen Wedeln bildeten die schönsten Schattendächer über den schäumenden Wasserfällen, über deren Felsenbecken ihre schlanken, schwarzen Stämme sich zwanzig bis dreißig Fuß erhoben; einzelne Prachteremplare erreichten hier sogar die seltene Höhe von fünfundvierzig bis fünfzig Fuß und darüber. Es war das letzte Mal, daß ich mich an solchen großartigen Farnbäumen erfreute; denn weiter unterhalb an den Bächen waren sie viel unansehnlicher und kleiner, und beim weiteren Hinabsteigen in das Tiefland verschwanden sie bald ganz.

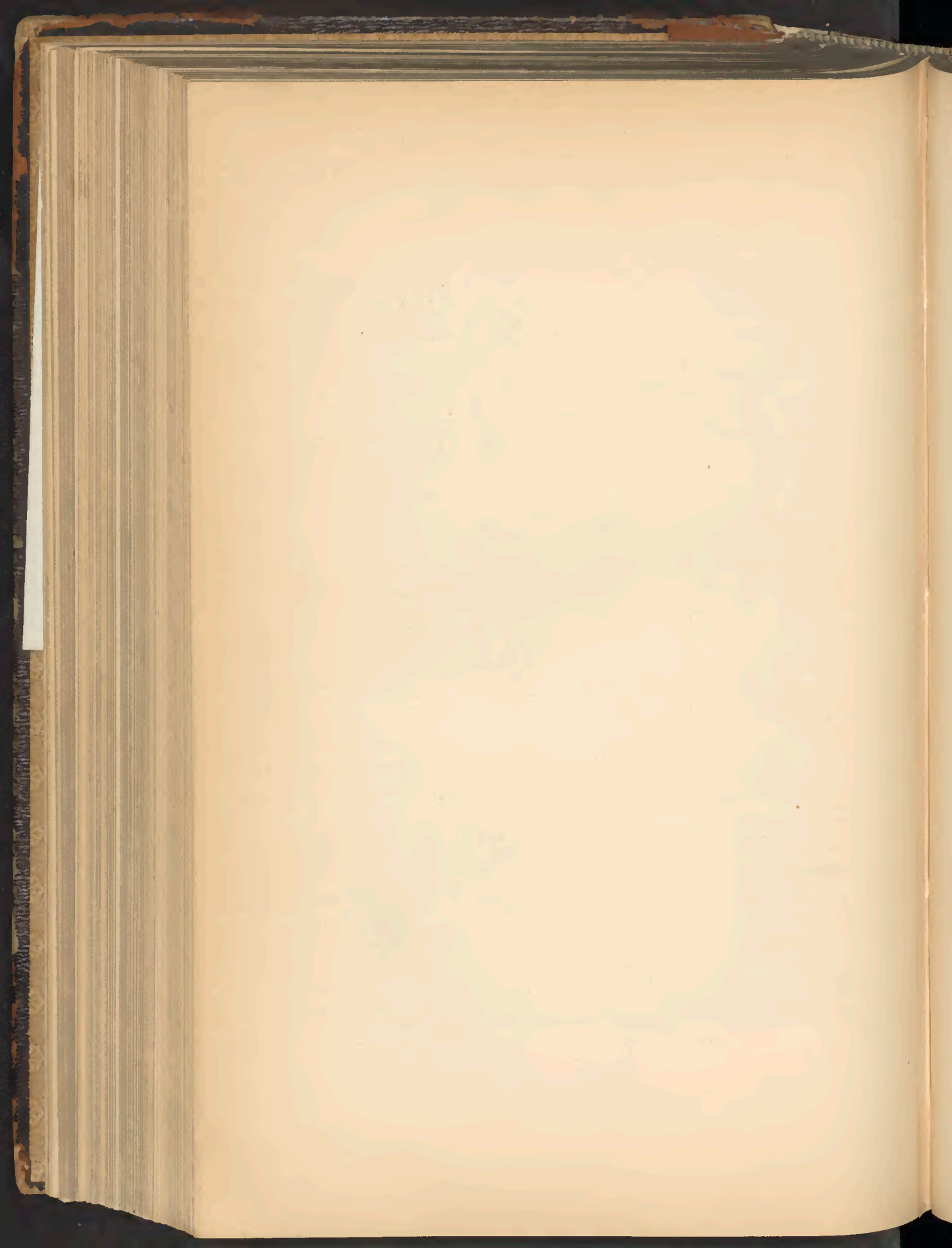




Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Wedda's, Urbewohner von Ceylon.



XX.

Die Urbewohner von Ceylon.

(1893.)

---



## XX. Die Urbewohner von Ceylon.

Die mächtige Bewegung, welche durch Darwins Entwicklungslehre in alle Gebiete der Wissenschaft eingeführt wurde, hat bekanntlich auch der Anthropologie eine ganz neue und höchst fruchtbare Richtung gegeben. Unter den vielen bedeutungsvollen Fragen, die der forschende Menscheng Geist an diese junge Wissenschaft richtet, steht obenan diejenige nach dem Ursprung und der ältesten Geschichte unseres Geschlechts. Ist der Mensch, wie Moses in seiner Schöpfungsgeschichte erzählt, ursprünglich rein und vollkommen aus der Hand des ihm ähnlichen Schöpfers hervorgegangen? Und hat der nach Gottes Ebenbild geschaffene Mensch des Paradieses erst durch den Sündenfall seine menschliche Schwachheit und Sündhaftigkeit erworben? Ist der heutige Kulturmensch moralisch und intellektuell herabgekommen, durch die gehäuften „Erbünden“ immer tiefer gesunken? — Oder verhält es sich umgekehrt: Ist unser heutiger Kulturorganismus das jüngste und vollkommenste Produkt eines langen und langsam aufsteigenden Entwicklungsprozesses? Haben wir uns durch mühsame Kulturarbeit im Laufe von Jahrtausenden allmählich aus den rohen Naturzuständen der „wilden“ Naturvölker emporgearbeitet? Sind nicht diese letzteren selbst erst im harten „Kampfe ums Dasein“ aus einer langen Reihe tierischer Vorfahren allmählich und stufenweis durch Umbildung entstanden?

Der Kampf zwischen diesen beiden entgegengesetzten Anschauungen erscheint wohl dem oberflächlichen Kenner noch unentschieden, vielleicht noch für lange Zeit. Wer aber tiefer in diese „Fragen aller Fragen“ eingedrungen ist, wer mit Verständniß die wunderbaren Fortschritte der aufsteigenden Entwicklungslehre im Laufe der letzten beiden Dezennien verfolgt hat, der wird nicht mehr zweifeln, daß dieselbe schon heute den vollständigen Sieg über die entgegengesetzte, absteigende Degenerationshypothese gewonnen hat. Obgleich die letztere durch ihr hohes Alter geheiligt, durch die Autorität von Moses und Christus gestützt, durch den blinden Glauben von Millionen Menschen anerkannt ist, hat sie dennoch gegenüber den empirischen Beweisgründen der kritischen Wissenschaft heute schon ihren letzten Halt verloren.

Zu diesem Siege der aufsteigenden Entwicklungstheorie im Gebiete der Anthropologie haben viele verschiedene Forschungszweige beigetragen, vor allem die vergleichende Zoologie und Paläontologie, die vergleichende Anatomie und Ontogenie. Aber auch die vergleichende Ethnographie und Psychologie hat wichtige Beiträge dazu geliefert; und vor allem die gründliche Kenntniß jener niedersten Menschenrassen, welche nur noch in schwachen Überresten hier und da aus grauer Urzeit übrig geblieben sind. Unter diesen „wilden“ Naturvölkern niederster Stufe sind von ganz besonderem Interesse die Weddas, die ursprünglichen Urbewohner von Ceylon. Zahlreiche merkwürdige Mittheilungen über dieselben sind schon in den meisten älteren Beschreibungen der grünen „Paradiesinsel“ zu finden. Aber erst vor wenigen Monaten ist ein großes Prachtwerk erschienen, das die interessante Naturgeschichte dieser höchst eigentümlichen „Naturmenschen“ vollständig und im Zusammenhange darstellt.

Die Herren Dr. Paul Sarasin und Dr. Fritz Sarasin (aus Basel) hatten das Glück, beinahe drei Jahre (1882—1883, und später 1890) auf Ceylon zuzubringen.

Ihre reichen Mittel erlaubten ihnen, mit einer Gründlichkeit, wie sie nur wenigen Reisenden gegönnt ist, ihre fleißigen Studien über die Naturgeschichte der wunderbaren Insel durchzuführen. Nachdem sie in zwei Bänden den zoologischen Teil ihrer „Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon“ veröffentlicht hatten, ist jetzt auch der dritte Band derselben erschienen: „Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften, ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Rätsel der Lösung näher zu bringen“ (mit Atlas von 84 Tafeln, Wiesbaden 1893).

Der größte Teil dieses ausgezeichneten Werkes wird von einer äußerst sorgfältigen Beschreibung des Körperbaues und namentlich des Skelettes der ceylonesischen Völker eingenommen; die kritische Vergleichung desselben bei den drei Hauptvölkern, Weddas, Tamilen und Singhalesen — und weiterhin die Vergleichung derselben mit den anderen Menschenrassen einerseits, mit den anthropoiden Affen andererseits, führt zu sehr wichtigen „allgemeinen anthropologischen Gesichtspunkten“. Im Anschlusse an diese detaillierte morphologische Beschreibung der wilden Weddas werden uns aber auch sehr interessante Beobachtungen über ihre Sitten und Lebensweise mitgeteilt, über ihren Charakter und ihre Beziehungen zu den umgebenden Kulturvölkern.

Als wichtigstes Gesamtergebnis ergibt sich aus den umfassenden und gründlichen Untersuchungen der beiden Vetterinnen Sarasin, daß die Weddas von Ceylon eine der ältesten und tiefstehenden Rassen des Menschengeschlechts darstellen, „eine Menschenvarietät, die an Alter ihre Nachbarstämme weit übertrifft“. In vielen wichtigen Merkmalen des Körperbaues (und insbesondere des festen Knochengeriistes) stehen sie den Menschenaffen, namentlich dem Schimpanse, weit näher als die Europäer. Sie sind als die besterhaltenen Überreste einer uralten „Primärvarietät“ der lockenhaarigen Menschen-

art zu betrachten (Euplocomen oder Cymotrichen). Diese uralte, kleine und schwarzbraune Rasse lebte in Vorderindien in einer „prädravidischen oder weddaischen Periode“, viele Jahrtausende vor Buddha und Christus; andere spärliche Überreste derselben (doch weniger rein erhalten) stellen die kleinen „peninsularen Weddastämme“ dar, welche einsam und zerstreut in entlegenen Gebirgswäldern Vorderindiens leben; die Kurumbas in den Nil-Giri-Gebirgen, die Kanikaren in den West-Ghats, die Juangs und andere sogenannte „schwarze Hindustämme“. Alle diese peninsularen Weddastämme gleichen ihren insularen Vettern auf Ceylon in folgenden Merkmalen: die Statur ist klein, die Hautfarbe dunkelbraun, das Kopshaar lockig oder wellenförmig, der Bartwuchs spärlich (Bocksbart am Kinn), die Nase tief eingefaltet, mit breiten Flügeln, die Gliedmaßen lang und mager, das Skelett zierlich, der Schädel lang und schmal mit niedriger Stirn und kleiner Hirnkapsel. Außerhalb Vorderindiens sind solche Weddamenschen bisher nicht aufgefunden worden.

Als eine zweite, jüngere und bereits höher entwickelte Rasse des Menschengeschlechts sind die benachbarten „Dravidamenschen“ zu betrachten. Sie sind zwar im ganzen den Weddamenschen noch nahe verwandt, unterscheiden sich aber doch schon bestimmt durch eine Anzahl von beständigen Merkmalen im Körperbau; je nach dem systematischen Standpunkte des Anthropologen kann er diesen unterscheidenden Charakteren den Wert einer Varietät, Rasse oder Spezies beilegen. Wahrscheinlich sind die Dravidavölker aus einem Zweige der uralten Weddastämme Vorderindiens hervorgegangen, welche ursprünglich diese Halbinsel allein bewohnten. Gleich den letzteren sind auch die ersteren nachträglich erst nach Ceylon hinübergewandert. Die Dravidastämme haben aber später oft Beimischung von arischem Blute durch die von Norden eindringenden Indier erfahren.



Als zerstreute Überreste der älteren Dravidavölker sind viele einzelne dravidisch sprechende Bergstämme Vorderindiens zu betrachten (so z. B. die schwarzen, durch starke Behaarung ausgezeichneten Todas), ferner die Tamilen von Ceylon und die Australneger von Neuholland (vergl. Kap. 28 meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“, 8. Aufl., 1889).

Viel jüngeren Ursprungs sind die Singhalesen, eine Mischrasse, die durch vielfache Kreuzung der arischen, von Norden eindringenden Jnder und der Dravidas entstanden sind, und die außerdem auch mit den Weddas sich oft vermischt haben. In den tausendjährigen Kämpfen, welche Singhalesen und Tamilen um den Besitz der Paradies-Insel führten, sind vielfach so innige Beziehungen zwischen beiden Rassen entstanden, daß oft schwer der Anteil jeder einzelnen an gewissen Eigentümlichkeiten zu bestimmen ist. Viel weniger innig gestalteten sich die Beziehungen beider Rassen zu der Urbevölkerung der Weddas. Diese zogen sich scheu vor ihnen in die entlegensten Jagddistrikte der Insel zurück. Hier konnten sie in einsamer Abgeschlossenheit viele wichtige Eigentümlichkeiten des primitiven „paradiesischen“ Naturzustandes treu bewahren.

Einige Schriftsteller haben noch neuerdings die Ansicht vertreten, daß die Weddas die degenerierten Abkömmlinge höher entwickelter Kulturvölker seien, entartete Singhalesen-Parias; durch Anpassung an die rohen Lebensverhältnisse des nomadischen Jägerlebens sollen sie ihre frühere Kultur eingebüßt haben und Stufe für Stufe gesunken sein. Diese „Degenerationshypothese“ wird durch die gründlichen und umfassenden Forschungen der beiden Sarasin definitiv widerlegt. Auch die sichersten historischen Zeugnisse sprechen dagegen. In dem Traктate des Palladius über die Völker Indiens (aus dem vierten Jahrhundert) schildert uns ein reisender Thebaner aus Ägypten die wilden Weddas (— „Biddades“ oder „Besades“ —), ihren eigentümlichen

Charakter und ihre primitive Lebensweise in den Felshöhlen und Bergwäldern von Ceylon, so getreu, daß der größte Teil seiner Beschreibung auch noch auf ihre heutigen sehr wenig veränderten Nachkommen paßt. Auch im Mahavanso, der wichtigsten aller singhalesischen Chroniken (aus dem fünften Jahrhundert) finden sich viele Angaben über die Urbevölkerung der Insel, die Dakas, welche ganz auf die heutigen Weddas passen. In dem alten indischen Heldengedichte „Ramayana“ werden dieselben schlechthin als „Affen“ bezeichnet.

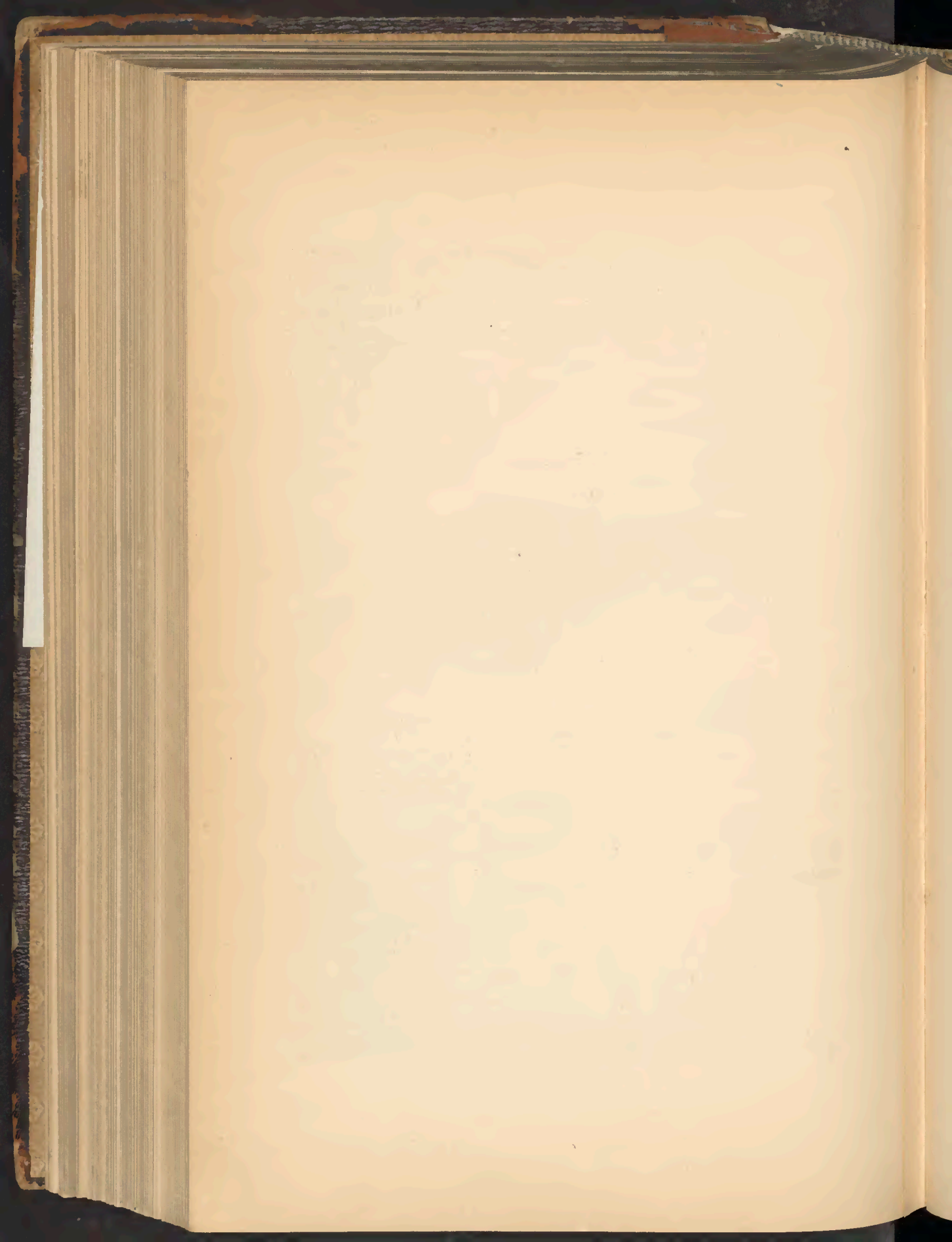
Die zahlreichen, von Sarasin zusammengestellten Angaben über die Weddas, die in älteren und neueren Reisebeschreibungen von Ceylon zerstreut sind, sind zwar zum größten Teil unvollständig und widersprechen sich auch in manchen Einzelheiten. Es ist aber bemerkenswert, daß sie trotzdem in sehr vielen und wichtigen Angaben übereinstimmen. Eine der besten und treffendsten älteren Schilderungen hat schon vor 66 Jahren der Holländer Haafner (1826) gegeben. Dieselbe ist so naturwahr und zugleich so tief empfunden, daß wir den wichtigsten Teil seines poetischen Bildes hier wörtlich folgen lassen: „Indessen treibt sich in diesen Wildnissen, von allen Mitlebenden durch undurchdringliches Buschwerk und tiefe Moräste abgeschnitten, ein wildes Geschlecht umher, der Sohn der Wälder, der freitliebende Wedda, welcher jede Unterwerfung verachtet und keinen Herrn anerkennt. Zufrieden mit seinen wilden Wäldern, um die ihn kein Europäer beneidet, lebt er glücklich und frei von Sorgen, und, so lange es der Natur gefällt, in einer glücklichen Armut; die Güter, welche die aufgeklärte Welt als ihre größte Glückseligkeit achtet, sind ihm unbekannt. In den dunkeln Wäldern, nur genährt durch den vorsorgenden Himmel, hat die Not seinen Hausrat erfunden; die hohle Hand ist sein Glas und ein Baumblatt seine Schüssel. Zusammen mit dem Elefanten trinkt er



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

Lianen am schwarzen Flusse.



sich an dem beschatteten Strom, welcher zwischen moosbegrüntem Bäumen fließt; kein eitles Begehren nach unnötigen Dingen stört die Ruhe seiner Seele, und unnütze Kenntnisse quälen nicht sein Gehirn. Sonne und Mond läßt er über sich scheinen, ohne zu streben, ihren Lauf zu ergründen; keine schwere Arbeit mattet seine Glieder ab, und er schwitzt nicht hinter dem Pfluge. Die Jagd ist seine angenehmste und liebste Beschäftigung, und die unerschöpflichen Wälder verschaffen ihm Überfluß an Nahrung; der Honig ist sein Salz, in welchem er das gefällte Wild in hohlen Bäumen vor Verwesung bewahrt und der sein trübes Wasser verlüßt. Die wilden Fruchtbäume neigen ihre schwer beladenen Zweige über seinem Haupte, und in der Erde findet er schmachhafte und nährenden Wurzeln. Mit dem Handbeil bewaffnet und von seinem Sohne begleitet, wandert er in den pfadlosen Wäldern und geht zur Jagd; sein Pfeil, der sicher trifft, schützt ihn gegen den Anfall reißender Tiere; begegnet er dem grausamen Panther auf seinem Weg, so macht er sich an ihn, die Feigheit verachtend, furchtlosen Gemütes, durchbohrt ihn zu gleicher Zeit mit seinem nie fehlenden Pfeil, und die Sehne seines Bogens schwirrt im Winde. Ermüdet von der Jagd ruht er unter grünen Lauben am Rand eines rauschenden Stromes, während ihn die liebliche Harmonie unzähliger Luftbewohner in den Schlaf wiegt. Eine Hütte von geflochtenen Zweigen, Raum genug für ihn und seine Familie, ist seine Wohnung; unter den dicht schattenden Wäldern lebt er sicher vor den brennenden Strahlen der Sonne. Er fürchtet keinen Feind noch Überfall, als den der wilden Tiere, aber das Rauschen der trocknen Blätter und Zweige, die er zu diesem Zwecke in großen Haufen rund um seine Lägerstätte breitet, entdeckt ihm das Nahen des schleichenden Würgers. So lebt er zufrieden und froh mit seinem Zustand in diesen tiefen Wildnissen; umgeben von fremden Nationen, treibt ihn nicht die Neugier, ihre Sitten

und Gewohnheiten zu untersuchen. Seine Wälder sind seine Welt, der er vor allen anderen Vändern den Vorzug gibt; seine Lebensweise hält er für die beste. O glückliches Vorurteil! gesegnete Neigung, welche alle Gebrechen der Natur verbirgt und an ein allerentlegenstes Land seine Bewohner mit geheimen Banden fettet."

Die heutige Verbreitung der Weddas auf Ceylon beschränkt sich auf jenen mittleren Teil des östlichen Niederlandes, der zwischen 7° und 9° nördlicher Breite liegt, zwischen 81° und 82° östlicher Länge. Im Westen ist dieses Weddagebiet umrahmt von dem steilen östlichen Abfall des zentralen Gebirgstocks, im Osten von der flachen, größtenteils von Tamilen bevölkerten Meeresküste; die südliche Grenze bildet der Fluß Arukan-Aru, die nördliche Grenze eine Hügelkette, welche von Trinkomali gegen Südwesten zum See Kauduluwewa zieht. Der größte Teil dieses weiten Gebietes ist Naturland und äußerst schwach bevölkert, durchschnittlich mit weniger als fünf Menschen auf die englische Quadratmeile; zahlreiche Hügelketten durchziehen die einsame Parklandschaft, welche durch die westlich aufsteigende Gebirgsmauer gegen die Regenmassen des Südwestmonsun geschützt ist und zum trocknen Teile der Insel gehört.

Die Zahl der Weddas, die noch gegenwärtig auf Ceylon leben, ist natürlich nur annähernd zu schätzen; sie beträgt kaum ein Promille der Gesamtbevölkerung. Diese beläuft sich nach dem Zensus von 1887 auf 2,760,000 Personen. Davon sind zwei Dritteile Singhalesen (1,847,000), ein Viertel Tamilen (687,000), Europäer 5000 und Weddas nur 2220. Das Weddagebiet zerfällt in drei größere Distrikte: Tamankaduwa im Norden, Wellasse im Süden und Bintenne in der Mitte zwischen beiden. Innerhalb dieses weiten, größtenteils mit Buschwald bedeckten und äußerst wildreichen Gebietes leben die einzelnen Weddafamilien weit

zerstreut. Nur längs der östlichen Küste, von Trinkomali bis Batticaloa, und weiter südwärts bis Arucan-Uru, sind streckenweis größere Ansiedelungen von Familiengruppen zu finden, wenngleich keine eigentlichen Dörfer. Allein diese sogenannten „Wedda-Dörfer“ bestehen schon nicht mehr aus echten Naturweddas, sondern aus mehr oder minder seßhaft gemachten Kulturweddas; durch Berührung und teilweise Vermischung mit den Tamilen der Ostküste und mit den von Westen eingewanderten Singhalesen haben sie ihren ursprünglichen Charakter bereits eingebüßt; sie treiben, wenn auch in höchst primitiver Form, Ackerbau und Viehzucht. Diese Beschäftigung liegt aber dem ursprünglichen Naturwedda, dem freien Jäger, ganz fern.

Die Naturweddas wohnen nirgends in Dörfern oder größeren Ansiedelungen beisammen. Vielmehr bleiben die einzelnen Familien den größten Teil des Jahres völlig isoliert, jede nur mit der Jagd in dem ihr gehörigen Waldgebiet beschäftigt. Das ganze Weddaland stellt ein Netzwerk solcher Jagdgründe dar; jede Familie hält streng darauf, daß ihr ausschließliches und erbliches Jagdrecht in demselben von den anderen streng respektiert wird; denn ihre Existenz hängt davon ab. Nur während der winterlichen Regenzeit, in den Monaten Oktober, November und Dezember, findet eine Annäherung und teilweise engere Berührung der isoliert lebenden Familien statt. Die niederen Wald- und Wiesengründe des Jagdgebietes werden dann überschwemmt, und die Weddas flüchten auf einen der zahlreichen felsigen Hügel, die überall zerstreut sind. Die Höhlen in Felsen dieser Hügel gewähren ihnen Schutz vor Sturm und Regen; größere Höhlen werden auch wohl zwischen mehreren Familien geteilt und durch Scheidewände von Laubwerk in Kammern getrennt.

Während dieser Regenzeit entwickelt sich auch ein lockerer sozialer Zusammenhang zwischen den stammverwandten, sonst isoliert lebenden einzelnen Familien. Heiraten werden ge-

geschlossen und gewisse gemeinsame Interessen verhandelt. So sind auch die primitiven Anfänge sozialer Organisation entstanden, die zur Bildung von lockeren Stammverbänden, Clans oder „Warges“ geführt haben. Indessen existieren im ganzen auch zwischen den Familien eines Clans so wenige Berührungspunkte, und der wechselnde Vorstand derselben, ein erwählter „Senior“ oder Stammeshäuptling, hat so wenig zu sagen, daß der ganze „Warge“-Verkehr nur sehr geringe Bedeutung erlangt. Krieg und Räuberei kommt bei den friedliebenden und ehrlichen Weddas nur äußerst selten vor; somit fehlen auch „Gesetz und Rechte“, die sich bei uns als „ewige Krankheit forterben“.

Betrachten wir zunächst die äußere Gestalt und den Körperbau unserer Paradiesmenschen etwas näher, und vergleichen wir dieselben mit unserer eigenen höchst entwickelten Menschenrasse einerseits, mit unseren pithecoiden Vetter, den Menschenaffen anderseits. Die Herren Sarasin haben eine derartige morphologische Vergleichung in musterhafterweise auf das Sorgfältigste durchgeführt, und zwar mit Bezug auf alle einzelnen Züge ebensowohl der äußeren Körperform als des inneren Körperbaues, insbesondere der Skelettbildung. Lange vergleichende Zahlentabellen, auf Tausende genauer Messungen gestützt, verleihen ihren Angaben eine exakte Sicherheit. Als wichtiges Gesamtergebnis geht daraus hervor, daß die Weddas in vielen wichtigen Beziehungen dem menschenähnlichsten unter den lebenden Affen, dem Schimpanse näher stehen, als die meisten übrigen Rassen, und insbesondere die Mittelländerrasse, zu der wir selbst gehören.

Der erwachsene Wedda ist im Durchschnitt klein, nur anderthalb Meter hoch; die mittlere Höhe beim Manne beträgt 153, beim Weibe 147 Centimeter. Die Beine und besonders die Arme sind mager, länger und schlanker im Verhältnis zum Rumpfe; Waden fehlen. Besonders fällt auf,



daß sowohl oben der Vorderarm im Vergleiche zum Oberarm, als unten der Unterschenkel im Vergleiche zum Oberschenkel, länger ist als beim Europäer. Auch die Füße sind platter, und zwischen der großen Zehe und den übrigen klappt eine große Kluft. Wie auch bei anderen indischen Völkern, ist die große Zehe den andern gegenübergestellt und kann zum Greifen benutzt werden, z. B. zum Aufheben einer Nadel, zum Spannen des Bogens, zum Umfassen eines Baumastes beim Klettern, nach Art der Affen.

Auch der Schädel, die wichtige Schutzkapsel des Gehirns, nähert sich beim Wedda in bedeutungsvollen Beziehungen mehr dem Affenschädel als demjenigen des Europäers. Der Schädel ist lang und schmal, die Stirn niedrig, das Gesicht breit, die Nase mit tiefem Sattel, flachem Rücken und breiten Flügeln; die Schneidezähne stehen schief vor, und das Kinn ist spitz. Die Schädelhöhle, also auch die Masse des von ihr umschlossenen Gehirns, bleibt um ein viertel Litter hinter derjenigen des Europäers zurück.

Die Hautfarbe der Wedda ist dunkelbraun oder schmutzig rauchbraun, am dunkelsten auf der Brust. Auch die tiefliegenden Augen sind dunkelbraun. Das Haar ist beständig schwarz. Die Behaarung des ganzen Körpers ist nicht besonders stark. Der Bartwuchs ist spärlich, besonders an den Wangen. Die erwachsenen Männer tragen beständig ein lockiges Haarbüschel am Kinn, einen charakteristischen Bocksbart. Das Haupthaar ist stark entwickelt und bildet, da es niemals gekämmt und geschnitten wird, einen mächtigen Busch. Im Affekt, beim Tanze, bei der plötzlichen Berührung mit Fremden, beim Erschrecken u. s. w. haben die Weddas die Gewohnheit, den Kopf gegen die Brust zu senken und den langen Haarbusch über die Stirn herabfallen zu lassen, so daß das Gesicht ganz verdeckt wird.

Die Beschaffenheit des Kopfhaares ist von besonderer Wichtigkeit, da dieselbe ja neuerdings mit Recht immer mehr

als eines der wichtigsten Merkmale zur Unterscheidung der Menschenrassen verwertet wird. Das grobe und rauhe Kopfsaar des Wedda ist weder kraus oder wollig (wie bei den Ulotrichen, den Negern, Papuas u. s. w.), noch glatt und straff, wie bei den „straffhaarigen“ Euthycomen (den Malaien, Mongolen und Ur-Amerikanern). Vielmehr ist das Haar der Weddas mehr oder weniger wellenförmig oder gelockt, wie bei den Australiern, den Dravidas und den Mittelländern (oder „Kaukasiern“). Schon vor 25 Jahren habe ich alle diese Lockenhaarigen Rassen in meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ als Euplocomen zusammengefaßt und jenen straffhaarigen Euthycomen gegenübergestellt, als zwei Hauptgruppen der schlichthaarigen Menschen, Lissotrichen (vergl. die VIII. Aufl., 1889, S. 724—749). Die Herren Sarasin haben diese Einteilung nicht berücksichtigt, fassen aber unter dem neuen Begriffe der Wellighaarigen (Cymotrichen) genau dieselben Rassen zusammen, die ich Lockenhaarige (Euplocomen) genannt hatte.

Sehr interessant und wichtig sind die ausführlichen Mitteilungen, welche die Herren Sarasin über die Lebensweise der Wedddas machen, über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Nahrung und Familienverhältnisse, ihre Beziehungen zur Umgebung und zu anderen Organismen. Sie bezeichnen diesen inhaltreichen Abschnitt ihres Werkes nicht ganz passend als Ergologie; wir haben dafür schon seit längerer Zeit den Begriff der Ökologie oder Bionomie („Haushaltslehre“), während Ergologie gerade umgekehrt die Lehre von den Arbeitsleistungen der einzelnen Organe bezeichnet, die „Physiologie“ in dem jetzt gebräuchlichen engeren Sinne (vergl. meine Rede über Entwicklungsgang und Aufgabe der Zoologie, in den „Gesammelten populären Vorträgen über Entwicklungslehre“, Bonn 1879, II, S. 24).

Die Ökologie der Wedddas wirft nach mehreren Richtungen bedeutungsvolle Streiflichter auf den ursprünglichen

„paradiesischen“ Urzustand unseres Geschlechts. Um diese richtig zu würdigen, müssen wir vor allem die ursprünglichen Lebensverhältnisse der Natur-Weddas untersuchen, welche noch heute auf der uralten Entwicklungsstufe eines primitiven Jägervolkes verharren. Die Kultur-Weddas hingegen, die mehr oder weniger mit den benachbarten Kulturvölkern in Berührung gebracht und in die künstlichen Verhältnisse der Zivilisation wider Willen hineingezwängt worden, sind insofern lehrreich, als sie teilweise ein historisches Licht auf den ältesten Übergang des Naturmenschen zum Kulturmenschen überhaupt werfen.

Die reinen Natur-Weddas, deren einzelne Familien weit zerstreut und tief verborgen in den entlegenen Wildnissen ihrer Parkwälder wohnen, haben viele Züge der ursprünglichen Paradiesbewohner getreu bewahrt. Ein Teil derselben kennt noch keinerlei Kleidung und somit auch kein Schamgefühl. In völliger „Paradiesunschuld“ gehen nicht allein die Kinder unbekleidet (— die ja auch bei den Kulturindern ganz nackt sind —), sondern auch die Erwachsenen beiderlei Geschlechts. So fand sie der Engländer Stevens, der längere Zeit unter den Weddas lebte (1888). Ebenso berichtet (1865) ein Tamil, daß sie keinerlei Kleidung haben, wenn sie unter sich sind, an ihren eigenen Orten. Auch andere Anthropologen nehmen auf Grund zahlreicher Zeugnisse an, daß „vor nicht langer Zeit völlige Nacktheit Regel war“. Wie Moses von Adam und Eva berichtet: „Und sie waren beide nackt, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht.“

Dagegen zeigen die Weddas, sobald sie mit anderen Menschen in Berührung kommen, nicht allein große allgemeine Scheu vor denselben, sondern auch die ersten Spuren von Schamgefühl und zugleich von Schmutzbedürfnis. Dieses äußert sich zunächst in der Umgürtung mit einer Lendenschur. „Jeder Wedda, sowohl Mann als Weib, trägt, falls

er nicht völlig nackt geht, eine Schnur um die Lenden.“ Dieselbe wird gewöhnlich aus dem Bast eines Baumes gedreht, der *Sansevieria zeylanica*. Auch die Kinder der Singhalesen tragen meistens eine solche Schnur oder einen Bindfaden rings um die Hüften; vorn ist daran eine Münze oder Muschel, oder ein anderes Schutzmittel gegen den „bösen Blick“ befestigt. Die Lendenschnur ist als ein Vorläufer des Gürtels zu betrachten, phylogenetisch eines der ältesten Kleidungsstücke.

Die Lendenschnur oder der „Primitivgürtel“ kann als die ursprünglichste Form des Schmuckes betrachtet werden. Sie dient aber auch praktischen Zwecken, indem verschiedene Gegenstände: Blätter, Rindenstücke, Tuchlappen u. s. w. daran befestigt werden, auch die Art wird oft daran eingeklemmt. Ferner spielt dieselbe bei den Natur-Weddas des Nilgala-distriktes eine interessante Rolle als Ehestifterin. Während bei den meisten Weddas gar kein Hochzeitszeremoniell existiert, bringt dort der Jüngling bei seiner Brautwerbung eine Lendenschnur mit und bindet sie um den Leib seiner Auserwählten. Diese ihrerseits schlingt eine selbstverfertigte Lendenschnur um die Hüften des Bräutigams und verläßt mit ihm die Eltern; damit ist die Ehe geschlossen. Bailey teilt darüber mit: „Der Mann trägt stets die Schnur, und nichts bringt ihn dazu, sie zu lassen. Ist sie verbraucht, so hat das Weib eine neue anzufertigen und ihm umzubinden.“

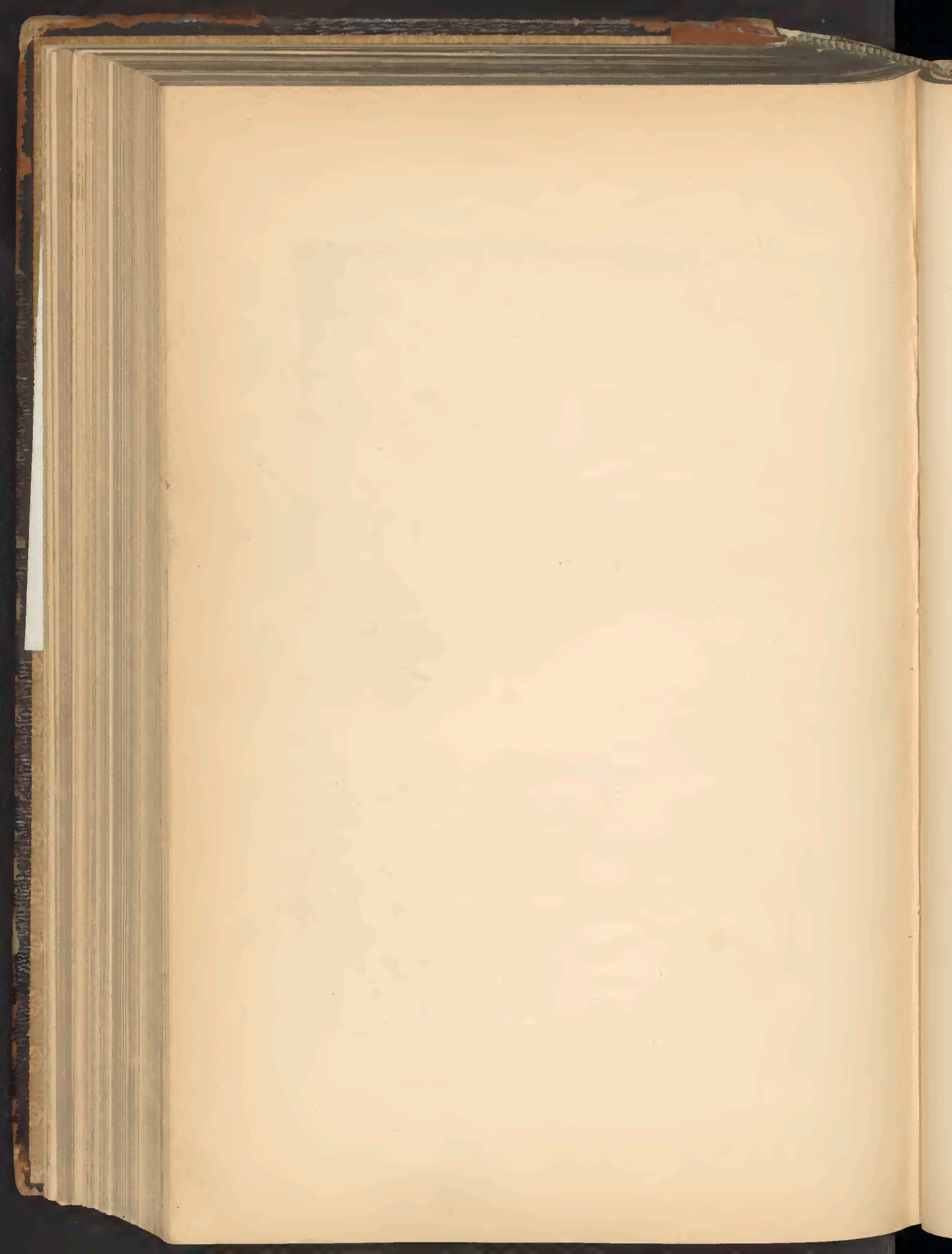
Als zweites Kleidungsstück (und zugleich Schmuck) gesellt sich bei vielen Weddas zur Lendenschnur der Blätter-schurz; eine Gruppe von Blättern oder ein blattreicher Baumzweig, der vorn an der Schnur befestigt wird. Nachdem Adam und Eva die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntnis gegessen hatten, „wurden ihrer beider Augen aufgetan, und wurden gewahr, daß sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen, und machten ihnen Schürzen“ (1. Mosis 3, 7). Bald sind es die einzelnen breiten Blätter



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Reprod. Albert Frisch, Berlin.

### Bambusen am schwarzen Flusse.



eines Strauches (*Helicteres?*), welche die Weddas als „Feigenblatt“ verwerten, bald die blätterreichen Zweige von zwei Hautensträuchern (*Atalanta* und *Glycosmis*); beide duften aromatisch. Wenn mehrere und größere solcher Zweige über die Lendenschnur geschoben werden, so entsteht aus dieser primitiven Blätterbekleidung ein förmlicher „Blätterhüftrock“. Dieser wird auch von den Weddas bei ihren Tänzen als Schmuck angelegt und „durch den Tanz in drehende Bewegung versetzt, ein Vorbild der leichten Gewandung unserer Ballettänzerinnen“. Die singhalesischen Waldbauern oder *Wanniyas* haben diesen Blätterrock bei ihren Tänzen von den Weddas übernommen und singen dazu folgendes zierliche Tanzliedchen:

„Spiele feine Tänze auf dem Tom-Tom  
Für mein Liebchen, welches zierliche Tänze tanzt;  
Tänze auserwählte Tänze,  
Tänze mit dem Büschel von Blättern,  
Tänze schöne, schöne Tänze,  
Tänze, den Blätterbusch zum Kreise drehend,  
O Freund, die Götter sind herbeigekommen!“

Statt des Blätterschurzes befestigen einige Weddas an ihrer Lendenschnur eine kurze Schürze, die aus dem Baste des *Nitibaumes* gefertigt ist (der *Urticee Antiaris toxicaria*). Die Rinde wird in Wasser eingeweicht und mit Steinen geklopft; der abgelöste Bast ist dann weich und biegsam wie grobes Leder. Eine solche viereckige Bastenschürze (etwa einen Fuß hoch und zwei Fuß breit, am Gürtel durch Einstecken befestigt) sieht aus wie eine kurze Lederschürze. Leder ist aber den Weddas unbekannt; auffallenderweise verwenden sie Tierfelle überhaupt nicht zur Kleidung; die Kunst, solche zu gerben oder überhaupt zum häuslichen Gebrauche zu verwenden, kennen sie nicht.

An die Stelle des ursprünglichen Blätterschurzes oder der Bastenschürze ist heutzutage bei der großen Mehrzahl der Weddas ein Tuchlappen getreten; sie verschaffen sich den-

selben durch Tauschhandel von den benachbarten Singhalesen oder Tamilen. Dieses „Schamtuch“ ist bei den Männern nur ein kurzer und schmaler Streifen von Zeug; sein hinteres Ende wird am Kreuz durch die Lendenschnur geschoben, zwischen den Beinen durchgeführt und vorn unter der Lendenschnur durchgezogen; das übrig bleibende vordere Ende fällt darüber wie eine kleine Schürze herunter, oft nur von der Größe eines Handtellers. Die Frauen der Weddas suchen sich, wenn möglich, ein größeres Stück Tuch zu verschaffen; gewöhnlich reicht dessen herabhängender Borderlappen bis zu den Knien. Stets wird Tuch von weißer Farbe gewählt, dem sie vor jeder anderen Farbe den Vorzug geben. Da aber die Weddas sehr unreinlich sind und ihre Waschung gewöhnlich der zufälligen Durchnässung des Regens überlassen, erscheint das weiße Schurztuch meistens sehr schmutzig.

Weitere Kleidung fehlt den Natur-Weddas vollständig; Kopfbedeckung und Fußbekleidung sind unbekannt. Das Brusttuch, welches viele Frauen der Kultur-Weddas um den Busen schlagen, haben sie erst von den Tamilen oder Singhalesen übernommen. Schenkt man ihnen ein größeres Stück Tuch, so winden sie es einfach um den Leib. Auch nachts beim Schlafen decken sie sich nicht zu, sondern legen sich auf den nackten Erdboden. Obgleich ihre Jagd ihnen täglich Tierfelle liefern könnte, ziehen sie dieselben doch nicht ab und machen von ihnen keinerlei Gebrauch.

Wie jede Kleidung, so fehlt auch jeder Schmuck den ursprünglichen, von jeder Kultur noch unberührten Natur-Weddas vollständig; so z. B. in dem entlegenen, selten besuchten Nilgaladistrikt. Weder Männer noch Weiber und Kinder empfinden irgend ein Bedürfnis, sich durch eine Verzierung auszuzeichnen. Somit fehlt diesen glücklichen Naturkindern eine der folgenschwersten und fast allen Menschen sonst zukommenden Schwächen, die persönliche Eitelkeit. Wenn wir bedenken, wie allgemein sonst das Schmuck-



bedürfnis selbst bei den niedersten Menschenrassen (— selbst den nackten Australnegern, Dajaks, Botokuden u. s. w. —) verbreitet ist, wie zum mindesten Nasen, Lippen, Ohren u. s. w. durch eingesteckte Steine, Stäbchen, Muscheln, Metallringe u. dergl. verziert (— oder vielmehr verunziert —) werden, so verdient jene absolute Schmucklosigkeit besonders hervorgehoben zu werden.

Die Mehrzahl der Weddas, insbesondere diejenigen an der Küste trägt allerdings heutzutage — außer der Lendenschur — wenigstens einen bescheidenen Schmuck, nämlich irgend einen Gegenstand, der in das durchlochte Ohrfläppchen gesteckt wird. Die Durchbohrung geschieht mittels eines Dornes; der Schmuck, der hindurchgesteckt wird, ist von der verschiedensten Art: eine Zweigspitze, ein zusammengerolltes Blatt, ein Schneckenhaus, ein Knopf, ein Metallring, eine Perlenschnur, eine Patronenhülse u. s. w. In früheren Zeiten scheint selbst dieser einfachste Schmuck den Weddas gefehlt zu haben und erst von den zivilisierten Nachbarn, den Tamilen und Singhalesen, auf sie übergegangen zu sein. Die letzteren legen auf diesen Schmuck großen Wert und tragen namentlich Metallringe sehr häufig nicht nur im Ohrfläppchen, sondern auch in einem Nasenflügel. Ebenso schmücken sie sich sehr allgemein mit Perlenschnüren und Halsbändern, sowie mit Metallspangen an Armen, Beinen und Zehen. Auch dieser Schmuck hat sich von ihnen auf die Kulturweddas der Küste übertragen, während er den Naturweddas des Inneren unbekannt ist. Ebenso wenig kennen diese die Sitte des Tätowierens, die sonst bei niederen Rassen so verbreitet ist. Es hängt dies mit ihrem gänzlichen Mangel an Kunstsinne zusammen.

Nicht minder merkwürdig als der gänzliche Mangel an Kleidung und Schmuck ist bei den Natur-Weddas derjenige an Wohnung und Hausgerät. Während des neunmonatlichen trockenen Sommers streifen die einzelnen Familien

dieses primitiven Jägervolkes in ihrem Waldgebiet umher und übernachteten unter freiem Himmel da, wohin sie die Wanderung zufällig führt. Ein Lager wird nicht bereitet und ebenso keine Decke gesucht. Doch legen sie sich zum Schutze gegen den Wind gern an den Fuß eines dicken Baumstammes. In elefantenreichen Gegenden sollen die Weddas auch oft auf Bäumen hinaufklettern und auf deren Ästen ihr Nachtlager suchen. Aber auch dann bereiten sie sich kein eigentliches Lager aus zusammengelegten Zweigen, wie es doch selbst die Menschenaffen tun: Orang und Gorilla. In der nassen Winterzeit (Oktober bis Dezember), wo die Niederungen ihrer Parkwälder von den andauernden Regengüssen des Nordost-Monsun überschwemmt werden, flüchten die Weddas auf die höher gelegenen Hügel und suchen hier nächtlichen Schutz unter überhängenden Gneißfelsen. Man hat deshalb diese Naturmenschen auch „Felsen-Weddas“ genannt („Rock-Vedda“). Eigentliche Höhlen im Felsen finden sich selten. Gewöhnlich sind es überhängende Felsenplatten von Gneiß, die ihnen Schutz gegen Regen und Wind gewähren. Gewöhnlich übernachtet nur eine Familie unter einem solchen Felsendach; doch kommen hier und da auch größere Höhlen vor, welche durch ein oder zwei Scheidewände (von Laubwerk) in zwei oder drei Kammern geteilt sind, für ebenso viele Familien. Unter dem Felsendache schlafen sie auf der nackten Erde, platt ausgestreckt. Oft wird trockenes Laub oder Reisig rings umher gelegt, damit dessen Rascheln das Nahen eines nächtlichen Tieres verkünde. Jrgend welche Hausgeräte finden sich in diesen Felshöhlen nicht; ebenso wenig finden sich solche oder andere Kunstprodukte oder Vorräte in der Erde, welche am Boden dieser Höhlen aufgedrungen wurde.

In einigen Teilen des Weddalandes finden sich primitive Schutzhütten zum Übernachten, welche als erste Anfangsstufe einer künstlichen Menschenwohnung betrachtet

werden können. Ein paar Pfähle (junge Stämmchen oder Baumäste) werden senkrecht in den Boden gesteckt; ein paar andere, längere Pfähle werden mit ihren oberen Enden durch Bast oben an den ersteren befestigt, und nun werden über diese schräg angelehnten Stangen querüber Baumzweige, Gras oder Stroh gelegt, die Lücken mit Moos oder Erde ausgestopft. Dieses halbe Schutzdach, vorn und an beiden Seiten offen, hält wenigstens am Rücken den Wind und Regen von den paar Menschen ab, die unter ihm die Nacht zubringen.

Gegen die Küste hin treten an die Stelle dieser halben bald ganze Schutzdächer, indem nach beiden Seiten hin schräge Stangen zeltartig in den Boden gesteckt und mit Baumzweigen oder Gras bedeckt werden: Indem dann niedere Lehmwände unter denselben sich erheben, entsteht die einfachste Form einer wirklichen Hütte, deren verschiedene Entwicklungsstufen bei den zivilisierten Küstenwedda zu finden sind.

Ebenso wie die Natur-Weddas in ihrem ursprünglichen Paradieszustande keine Wohnung und Kleidung besitzen, ebenso fehlt ihnen eigentliches Hausgerät. Eß- und Trinkgeschirr, Becher und Schüsseln, Messer und Gabeln sind ihnen unbekannt. Von der primitiven Kunst der Töpferei, wie von derjenigen der Metallgewinnung und Bearbeitung haben sie keine Vorstellung, ebenso wenig von der Kochkunst. Ihre vegetabilischen Nahrungsmittel genießen sie roh; Fleisch, ihre wichtigste Speise, wird roh am Feuer geröstet. Merkwürdigerweise fehlen ihnen auch Steinwerkzeuge völlig. Die Steinbeile, Steinpfeile, Steinmesser, Steintöpfe u. s. w., die bei so vielen Naturvölkern tiefster Stufe sich finden, und die uns an die „Steinzeit“ unserer wilden Vorfahren erinnern, sind bei den Weddas vergeblich gesucht worden. Dieser Mangel ist um so auffallender, als in dem benachbarten Vorderindien Steinwerkzeuge in Menge gefunden worden sind.

Die einzigen Werkzeuge, die alle Natur-Weddas besitzen, sind aus Holz gefertigt; es sind ihre unentbehrlichen Jagdgeräte, Bogen und Pfeil, Art und Feuerbohrer. Der einfache Bogen ist meistens nahezu 2 Meter lang, aus einem kleinen Baumstamm oder aus dem Ast eines größeren Baumes hergestellt, durch Abschneiden der Ästchen (mittelfst einer Pfeilspitze) roh geglättet. Die Sehne des Bogens ist schnurförmig, durch spirale Drehung aus einem 2—3 Zentimeter breiten Baststreifen gefertigt; sie wird an beiden Enden des Bogens durch einen Knoten befestigt. Die Pfeile sind ursprünglich einfache Holzpfeile und bestehen aus einem zugespitzten Aste oder Sprosse eines kleinen Sterculiazeen-Baumes (*Pterospermum*); gewöhnlich ist derselbe nahezu einen Meter lang, sorgfältig geglättet, am vorderen (spitzen) Ende 11 Millimeter dick, am hinteren nur 9 Millimeter. Das letztere ist meistens besiedert, indem ein Federkamm (aus den Schwungfedern eines größeren Vogels) durch Bastschnur daran befestigt wird. Wenn irgend möglich, verschaffen sich aber die Weddas für ihre Holzpfeile von den benachbarten Singhalesen oder Tamilen eiserne Klingen; diese sind lanzettförmige Blätter, 1—2 Zentimeter lang, 20—40 Millimeter breit; hinten läuft die spitze Klinge in einen spitzen dünnen Stiel aus, der in dem Markkanal des Pfeilschaftes eingestoßen und außerdem noch durch umgewickelte Bastschnur befestigt wird. Die Weddas erhalten diese eisernen Pfeilklingen, ebenso wie die eisernen Klingen ihrer Arte, durch den eigentümlichen noch zu erwähnenden Tauschhandel.

Die Art ist das wichtigste Instrument des Natur-Wedda, das er beständig bei sich führt; gewöhnlich an die Schulter gelehnt oder durch die Bendenschnur gesteckt. Die Art gleicht einem gewöhnlichen rohen Holzbeil; der hölzerne Stiel, 50—70 Zentimeter lang, ist ein gerader, geglätteter Baumast, dessen Rinde entfernt ist; seine Dicke beträgt 20 bis 30 Millimeter. Die eiserne Klinge ist keilförmig, 13

bis 17 Zentimeter lang, 5—7 Zentimeter breit; sie enthält am dicken Ende eine Öse, durch die der hölzerne Stiel hindurchgesteckt und mittelst eines eingetriebenen kleinen Holzkeils befestigt wird. Die Art dient dem Wedda nicht allein als Werkzeug, sondern auch als Waffe; er verteidigt sich damit gegen die Angriffe des wilden Büffels und des gefürchtetsten Raubtieres, des Rippenbären. Mit der Art fällt er junge Bäume, schneidet Baumäste ab, holt die Honigwaben aus hohlen Bäumen heraus, schält das eßbare Mark von der Rinde gewisser Bäume ab. Die Art ersetzt zugleich den Gebrauch des fehlenden Messers; das erlegte Wild wird damit abgehäutet, das Fleisch damit zerschnitten u. s. w.

Feuer verschaffen sich die Weddas wie viele andere Naturvölker niederer Stufe, durch einen hölzernen Feuerbohrer. Derselbe besteht aus zwei Holzstücken, einem schmalen flachen Brettchen mit einer kleinen Pfanne (dem festgehaltenen „Pfannholz“) und einem runden geraden Stabe von 40 Zentimeter Länge, dem „Bohrholz“; beide Stücke werden aus dem weichen und leichten Holze eines und desselben kleinen Baumes (aus der Familie der Sterculiaceen) gefertigt, des *Pterosperum suberifolium* (desselben, welcher das Holz für die Pfeile liefert). Das untere etwas verdickte Ende des senkrecht in die Pfanne gedrückten Bohrholzes wird zwischen den Händen so rasch hin und her gedreht, daß innerhalb weniger Minuten die feinen Bohrspäne in Blut geraten. Indem dürre Blätter und Moos an die Pfanne gehalten und durch sorgfältiges Anblasen in Flamme versetzt werden, entsteht in kurzer Zeit Feuer.

Das Fleisch, welches die Hauptnahrung der Natur-Weddas bildet, wird entweder am Feuer frisch geröstet und sogleich verzehrt, oder es wird in Streifen geschnitten, über dem Feuer geräuchert und getrocknet und sodann als trockener Vorrat aufbewahrt. Früher wurde dasselbe mit

Honig eingemacht und in hohlen Bäumen versteckt, deren Öffnung zugestopft wurde. Auch jetzt noch ist Fleisch mit Honig gemischt die Lieblings Speise der Weddas. Dem Affenfleisch geben sie den Vorzug vor allem anderen; demnächst gilt das Fleisch des wilden Schweines und der großen Talagoha-Eidechse (*Varanus bengalensis*) als besonderer Vederbissen. Vom Hirsche verzehren sie nicht bloß das Fleisch, sondern auch das Knochenmark. Außerdem schießen die Weddas auch viel kleineres Wild: Flederfüchse (*Pteropus*), Eichhörnchen, Hasen, Stachelschweine, Schuppentiere u. A. Ferner verzehren sie viele Arten von Vögeln und Süßwasserfischen; auch diese werden sehr geschickt mit Bogen und Pfeil erlegt. Tiere, deren Fleisch die Weddas nicht essen, sind die gewöhnlichen Raubtiere der Insel: insbesondere Bär, Leopard und Schakal.

Aus dem Pflanzenreiche entnehmen die Natur-Weddas eine große Anzahl von Nahrungsmitteln, die sie meistens roh verzehren, seltener am Feuer geröstet. Wurzeln und Baumrinden, faules Holz und Baummark, Blätter und Früchte werden gegessen. Ihr wichtigster vegetabilischer Nährstoff ist die Knolle der Yamswurzel oder „*Ahala*“ (*Dioscorea tomentosa*). Dieselbe wird von den Frauen mittels eines dicken Stabes oder eines besonderen, unten lanzenförmig zugespitzten „Grabstodes“ aus der Erde gegraben und am Feuer gebraten. Unter den zahlreichen Früchten des Waldes ist die große wilde Brotfrucht die vornehmste (*Artocarpus nobilis*). Eine sehr beliebte Speise ist zerfallenes Holz, welches aus hohlen Bäumen herausgeholt und mit Honig zu einem Brei verarbeitet wird. Sehr bemerkenswert ist es, daß die Natur-Weddas, welche in den entlegensten Distrikten ihr Jagdgebiet haben, die wichtigsten Kulturpflanzen von Ceylon, Reis und Kokosnuß, noch heute nicht kennen. Auch den Alkohol kennen sie nicht und äußern großen Abscheu gegen seinen Genuß. Dagegen ist

die Gewohnheit des Betelkauen und ebenso auch des Tabak-  
kauen der großen Mehrzahl der Weddas bereits bekannt  
geworden.

Das Salz ist den Natur-Weddas unbekannt, und wenn  
sie es kennen lernen, weisen sie es zurück; es sei schlecht, und  
verursache Krankheit und Schmerzen. Dagegen haben die  
Kultur-Weddas an der Küste den Gebrauch des Salzes von  
den Tamilen erlernt; diese kochen auch ihre Speisen teilweise  
mit Salzwasser. Die Stelle des Salzes, als Würze der  
Nahrung (und besonders des Fleisches) vertritt bei den  
Weddas der Honig. Sie gewinnen ihn in großen Mengen  
von mehreren verschiedenen Bienenarten: Buschbienen, die  
ihre Waben an Gebüsch und Baumästen aufhängen; Baum-  
bienen, die ihr Nest in hohlen Bäumen anlegen; und  
Felsenbienen, deren Waben in freier Lage an steilen Fels-  
wänden angeheftet werden. Honig und Wachs werden nicht  
nur als wichtigste Nahrungszutat täglich verwertet, sondern  
auch als Objekt des geheimen Tauschhandels, ebenso wie  
getrocknetes Fleisch.

Dieser merkwürdige geheime Tauschhandel, schon von  
Plinius erwähnt, scheint seit Jahrtausenden fast der einzige Ver-  
kehr zu sein, der sich zwischen den wilden Weddas und  
den von ihnen scheu gemiedenen benachbarten Kulturstämmen,  
Singhalesen und Tamilen, fortspinnt. Da die Weddas die  
Gewinnung und Bearbeitung des Metalles nicht kennen,  
eiserne Äxte und Pfeilklingen aber ihre unentbehrlichsten  
Werkzeuge sind, müssen sie zu deren Erlangung sich an die  
Grob schmiede des nächstgelegenen Dorfes wenden. Sie schleichen  
sich bei Nacht an dasselbe heran, hängen eine Portion  
trockenes Fleisch und Honig an die Thür des Schmiedes und  
zugleich ein Modell der Äxt oder der Pfeilklinge, welche  
sie wünschen. Dieses Modell, aus Ton oder einem Blatte  
gefertigt, gibt Größe und Form der gewünschten Eisenwaffe  
an. Der Schmied fertigt letztere innerhalb weniger Tage

an und hängt sie vor die Tür; bei Nacht holt sie der Wedda ab. Ist er damit zufrieden, so legt er noch ein Geschenk hinzu. Da der Tausch für den Schmied sehr vorteilhaft ist, unterläßt er nicht, den Wunsch des Wedda bald zu erfüllen, um so weniger, als er sonst einen Pfeilschuß des letzteren zu fürchten hätte. Im Nilgala-Distrikt hat sich dieser geheime, früher allgemein geübte Tauschhandel der Weddas noch bis heute erhalten; bei der Mehrzahl ist aber an dessen Stelle heute der offene Tauschhandel getreten. Die Kultur-Weddas der Küste haben auch teilweise den Wert und Gebrauch des Geldes kennen gelernt.

Die Scheu der Weddas vor anderen Völkern und ihre Abneigung, mit den benachbarten Kulturstämmen in Verbindung zu treten, ist ebenso alt als wohlbegründet; sie ist auch gegenseitig, da die zivilisierten Tamilen und Singhalesen sie als tieffstehende „Wilde“ mit stolzer Verachtung behandeln; sie gelten letzteren als ein ganz fremdes, von den Tieren des Waldes wenig verschiedenes Volk. Trotzdem hat schon seit Jahrtausenden wie auch noch heutzutage vielfache Vermischung zwischen ihnen stattgefunden, und sind vielfache Zwischenformen zwischen ihnen aufzufinden. Eine sorgfältig vergleichende ethnologische Untersuchung kann in den verschiedenen Formen und Kulturzuständen der halbzivilisierten Küsten-Weddas, verglichen mit ihren wilden Vorfahren einerseits, und mit den stufenweis gemischten Singhalesen und Tamilen anderseits, nicht allein interessante historische Beziehungen dieser verschiedenen indischen Volksstämme entdecken, sondern auch wichtige Hinweise auf die ältesten Stufen der primitiven Kulturentwicklung überhaupt.

Die Sprache der Weddas, obwohl sehr unvollständig bekannt, gibt in dieser Beziehung einige merkwürdige Aufschlüsse; in ihrer Dürftigkeit entspricht sie der hochinteressanten Einfachheit des beschränkten Vorstellungskreises, in dem sich das Seelenleben dieser einfachen Naturkinder be-



wegt. Die meisten Worte, welche gegenwärtig den dürftigen Sprachschatz der Weddas zusammensetzen, sind dem Singhalesischen entnommen; aber oft eigentümlich modifiziert, so daß die benachbarten Singhalesen selbst das von ihnen entlehnte Wort in dem fremden Dialektkleide kaum wiedererkennen. Historische, linguistische und psychologische Betrachtungen setzen es außer Zweifel, daß die singhalesische Sprache (— von einer alten arischen Sprachform abgeleitet —) den Weddas ursprünglich fremd war, und erst von ihnen angenommen wurde, nachdem die ersteren erobernd in die Insel eingedrungen waren und die wilde Urbevölkerung auf einen engen Waldbezirk zusammengedrängt hatten. Es sind ja viele Beispiele davon bekannt, wie rasch und leicht niedere Volksstämme die überlegene Kultursprache eingedrungener oberer annehmen.

Die Sprache der Kultur-Weddas an der Ostküste von Ceylon enthält bald mehr singhalesische, bald mehr tamilische Elemente, je nachdem sie mehr mit jener oder mit dieser Rasse in engeren Verkehr getreten sind. Die wenig bekannte Sprache der Natur-Weddas im Inneren hingegen scheint noch eine Anzahl Wörter aus ihrer alten Ursprache zu enthalten — falls eine solche in artikulierter Form schon vorhanden und der ganzen Rasse gemeinsam war! Die Sarasin haben die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß selbst die Bezeichnungen der ihnen wichtigsten Gegenstände: Art, Bogen, Pfeil, Baum, Berg, Wasser u. s. w., ebenso die Namen ihrer wertvollsten Jagdtiere, oft in nahe liegenden Distrikten verschieden sind; bisweilen selbst bei nahe verwandten Familien verschieden; manche Familien verstehen nicht die betreffende Bezeichnung einer Nachbarfamilie, obwohl diese nur sehr wenige Meilen entfernt (aber isoliert!) lebt. Es scheint dies auf einen polyphyletischen Ursprung der Sprache (aus getrennten Wurzeln) hinzu-

deuten, wie er auch durch andere tieffstehende Naturvölker (z. B. Neger) wahrscheinlich gemacht wird.

Eigennamen zur Bezeichnung der einzelnen Personen scheinen den Natur-Weddas ursprünglich zu fehlen; zur Unterscheidung in der Familie sagen sie: „Großer Mann, kleiner Mann, alter Mann, junger Mann“ u. s. w. In einzelnen Distrikten (z. B. in Bewatte) haben sie Eigennamen angenommen.

Zahlwörter fehlen vollständig! Fragt man in einer Gruppe von Natur-Weddas einen, wie viel Genossen er hat, so versteht er das nicht: versucht man ihm die Frage deutlicher zu machen, so deutet er der Reihe nach auf die einzelnen Personen und ruft dabei: eka, eka, eka! (eins, eins, eins!) An der Küste haben die Kultur-Weddas etwas zählen gelernt, zunächst an den Fingern, bis fünf oder zehn; einige haben es auch weiter gebracht; allein es geht sehr schwer und langsam! Die dressierten Kulturhunde im Zirkus Renz, welche bis dreißig und darüber zählten, haben diese Kunst rascher gelernt! Und doch ist die Zahl die Grundlage der Mathematik!

Da die Natur-Weddas die Zahlen nicht kennen, so wissen sie auch nicht, wie alt sie sind. Ein sehr bejahrter Kultur-Wedda, nach seinem Alter befragt, antwortete nur: „Sehr alt!“ und ein anderer: „Wie kann ein Kataputschis das wissen?“ (Kataputschis bedeutet „Buschkäfer“ und ist der Spottname, mit dem die Tamilen die Küsten-Weddas belegen). Natürlich fehlen demnach auch Maßbezeichnungen für Größen, Entfernungen u. a. m. Es existiert keine Zeiteinteilung für Tage, Stunden, Monate, Jahre! Die Monatsperiode können sie nach der Wiederkehr des Vollmonds unterscheiden; aber Jahresperioden kennen sie nicht.

Schon diese linguistischen Tatsachen sind äußerst bezeichnend für den höchst beschränkten Vorstellungskreis, in welchem sich das Seelenleben dieser primitiven Natur-

menschen bewegt. Der geringen Größe und Ausbildung ihres Gehirns entspricht ihre geringe Fähigkeit zu lernen und Kulturbegriffe aufzunehmen; ihr geringes Interesse und Verständnis für diejenigen höheren Seelentätigkeiten, welche den Kulturmenschen zur Pflege der Kunst und Wissenschaft geführt haben. Die englische Regierung, die diese ungeschulbigen naiven Naturkinder mit Gewalt in die Zwangsjacke der Kultur stecken will, hat schon seit fünfzig Jahren Ansiedelungen und auch Schulen für die Weddas gegründet. Der gute Sir Emerson Tennent in seinem vortrefflichen Werke über Ceylon freut sich über die Fortschritte, welche die angesiedelten Weddas in diesen Schulen, insbesondere auch in den Lehren des Christentums gemacht haben. Diese schönen Illusionen hat der negative Erfolg der letzten beiden Dezennien vollständig beseitigt; die Schulen sind längst wieder geschlossen und die Christenlehre längst vergessen. Selbst der Missionar Gillings, nach welchem mehrere hundert Weddas „auf Bekenntnis des Glaubens an Christus hin willig waren, ihren Aberglauben aufzugeben“, muß mit Schmerzen bekennen, „daß fast alle von diesen wieder zu ihren früheren Gewohnheiten und Narheiten zurückgekehrt [sind. Was sie früher hörten, haben sie längst vergessen“ (— wenn überhaupt begriffen! —). Und dasselbe gilt von der gewaltsamen Dressur im Zählen und Rechnen, Schreiben und Lesen, in welchen man die bemitleidenswerten Kultur-Weddas mühsam ein Stück vorwärts gedrängt hat. Wenn irgend möglich, verzichten sie auf diese Zivilisationsbeglückung und flüchten wieder zur einsamen Jagd in ihren stillen Wäldern zurück. Nach dem offiziellen Zensus von 1881 ist von den noch existierenden (circa 2200) Weddas „nur ein einziges, und zwar ein männliches Individuum Christ!“ Alle die gewaltsamen Zivilisationsversuche von Regierungsbeamten, Lehrern und Missionaren haben nur einen äußerlichen, aber keinen bleibenden Erfolg gehabt.

Es bedarf kaum des Hinweises darauf, wie wenig die abstrakten Lehren eines idealen Christentums geeignet sind, in die beschränkten Köpfe eines so tiefstehenden Naturvolkes, wie die Weddas sind, einzudringen; geschweige denn zu dessen Veredelung und moralischer Vervollkommnung beizutragen. Das letztere ist aber deshalb um so mehr zu bezweifeln, als wir durch die eingehende Schilderung der Herren Sarasin und die damit übereinstimmende Darstellung der besten früheren Beobachter ein äußerst vorteilhaftes Gesamtbild von dem moralischen Charakter dieses unschuldigen Naturvolkes erhalten. Mehr oder weniger einstimmig werden folgende Eigenschaften des Wedda-Charakters gerühmt: Zufriedenheit und Harmlosigkeit, natürliche Herzengüte, hohes persönliches Ehr- und Freiheitsgefühl, strenge Wahrheitsliebe, Gastfreundschaft, Mitleid, Dankbarkeit, Ehrlichkeit, Schonung fremden Eigentums, Mut im Kampfe, Ausdauer im Ertragen von Schmerzen und Gelassenheit im Sterben. Besonders loblich ist ihr einfaches Familienleben: Die Natur-Weddas leben durchgängig in strenger Monogamie und sind sehr zärtlich gegen ihre Kinder; die Männer sind sehr eifersüchtig und bestrafen den (selten vorkommenden) Ehebruch mit dem Tode des Nebenbuhlers. Die gleiche Strafe (durch einen Pfeilschuß) trifft auch den Wildddieb, der das Jagdgebiet der Familie — ihr wertvollstes persönliches Eigentum! — verletzt. Sonstige Vergehen und Strafen kommen kaum vor. Diebstahl und Mord, namentlich Raubmord, sind fast unbekannt; insbesondere auch Kindesmord; auch Krieg kommt sehr selten vor, da die einzelnen Familienstämme, die Clans oder Warges, isoliert leben und ihr Jagdgebiet gegenseitig respektieren.

Gegenüber diesen Lichtseiten des naiven Weddacharakters erscheinen seine Fehler größtenteils als die notwendigen Schattenseiten: Vor allem ausgeprägte Fremdenscheu und

tiefe Abneigung gegen die Kulturmenschen (— meiner Meinung nach sehr berechtigt! —), hartnäckiger Trotz, ferner große Reizbarkeit und Zähzorn (besonders wenn sie verspottet oder ausgelacht werden). Wenn Weddas zuerst mit Europäern in Berührung kommen, geraten sie in große Aufregung und beantworten die an sie gestellten Fragen mit sehr lauter und rauher, oft mit brüllender Stimme, welche tief aus der Kehle oder der Brust zu kommen scheint. Mißtrauen und Verachtung des Fremden, zugleich Stolz und Selbstgefühl sprechen sich darin aus. Behandelt man sie dann aber freundlich, so besänftigen sie sich und antworten bald ruhiger, mit gemäßigter Stimme. Unter sich sprechen sie selbst oft sehr leise; die Stimme wird lispelnd und kaum verständlich. Gegen die hochmütigen Singhalesen und besonders gegen die rohen Tamilen, welche die armen Weddas stets mit Spott und Verachtung, oft gewalttätig und grausam behandeln, hegen die letzteren einen wohlberechtigten Haß, viel mehr als gegen die Europäer, die sie als „weiße Bettern“ respektieren. Daß sie vor jenen fliehen und ihre rohen Angriffe gelegentlich mit einem tödlichen Pfeilschuß beantworten, wird ihnen kein billig Denkender zum Vorwurf machen.

Neuen Gegenständen gegenüber, die sie zum ersten Male sehen, z. B. Spiegel, Streichfeuerzeuge, Schießwaffen u. s. w. verhalten sich die ursprünglichen Natur-Weddas sehr ähnlich den höheren Affen. Überhaupt würde eine eingehende Psychologie dieses uralten Naturvolkes, eine kritische Vergleichung seines einfachen Seelenlebens mit demjenigen der anthropoiden Affen einerseits, der Kulturmenschen anderseits, höchst wichtig und dankbar sein. Wie in der primitiven Einfachheit ihrer äußeren Lebensverhältnisse, so sind diese „Armenischen“ auch in dem beschränkten Gebiete ihres tiefstehenden Seelenlebens viel interessanter durch das Viele,

was sie nicht besitzen, als durch das Wenige, was sie besitzen.

Dieser Satz gilt auch von der ganz primitiven Religion der Weddas, falls man von einer solchen überhaupt sprechen kann. Die ursprünglichen reinen Natur-Weddas wie sie noch in einzelnen zerstreuten Familien in den Wildnissen des Nilgaladistriktes verborgen sind, besitzen eigentlich gar keine Religion. Sie kennen keinen Gott, weder als Schöpfer noch als Regierer der Welt; sie kennen auch keine guten und bösen Geister, keine Dämonen und Manen, keine Zauber und Wunder. Über Entstehung und Ursachen der sie umgebenden Welt machen sie sich ebenso wenig Gedanken, als ihre Waldgenossen und Bekkerbissen, die schwarzen Affen oder Wanderus (Presbytis s. Semnopithecus). So wenig wie diese letzteren glauben auch die Weddas an eine immaterielle Seele, an einen menschlichen Geist, der beim Tode den Körper verläßt. Der darauf bezügliche und auch jetzt noch sehr verbreitete Aberglaube und der damit verknüpfte Manen- und Ahnenkultus war dem naiven Naturmenschen ursprünglich unbekannt; er ist das erste Produkt gereifter Phantasie und des aufkeimenden Bedürfnisses, die unbekanntem Ursachen der umgebenden Welträtsel zu ergründen.

Sehr bezeichnend und merkwürdig ist in dieser Beziehung auch die Tatsache, daß die Natur-Weddas keine Todesfurcht und keinerlei Leichenbestattung kennen. Wenn einer der Ihrigen stirbt, lassen sie die Leiche einfach an demselben Fleck liegen und verlassen diesen Ort für längere Zeit, mindestens bis die Verwesung der Leiche vollendet ist. Auch gegen deren Skelett verhalten sie sich völlig gleichgültig. Die Herren Sarasin haben eine beträchtliche Anzahl höchst wertvoller Skelette und Schädel von Weddas in Anwesenheit ihrer Stammesgenossen, und selbst ihrer nächsten Verwandten gesammelt und mitgenommen, ohne daß letztere

irgend welchen Einspruch erhoben oder selbst nur einige Scheu bezeigten.

Bei vielen Weddas hingegen werden die Leichen roh im Sande verscharrt oder wenigstens mit Laub bedeckt; und die ackerbautreibenden Kultur-Weddas haben auch bereits die Bestattungsgebräuche der benachbarten Tamilen oder Singhalesen übernommen, zugleich mit dem daran geknüpften Aberglauben. Bei diesen Kultur-Weddas — und jetzt bereits bei vielen Natur-Weddas — sind auch schon andere mystische Vorstellungen und damit verknüpfte abergläubische Gebräuche, religiöse Gesänge und Tänze, in Aufnahme gekommen. Da findet sich schon ein besonderer Manen- und Dämonenkultus, eine eigentümliche „Pfeilverehrung“ (mit „Pfeiltanz“), eine Anzahl von Zaubersprüchen, Zauberschnüren u. dergl. m. Auch von einem Fortleben der Seele nach dem Tode haben diese Kultur-Weddas mehr oder minder rohe Vorstellungen. Es scheint aber, daß alle diese Ideen erst von den halbzivilisierten Tamilen oder Singhalesen adoptiert sind und den ursprünglichen Natur-Weddas fremd waren.

Mit Recht weisen die Herren Sarasin wiederholt darauf hin, wie wichtig es ist, bei der Beurteilung der Weddas vor allem den ursprünglichen wilden Stamm, das freie Jägervolk der Natur-Weddas (oder Felsen-Weddas) ins Auge zu fassen und von den angesiedelten ackerbautreibenden Kultur-Weddas (oder Dorf-Weddas) zu unterscheiden. Die letzteren haben allmählich zahlreiche Sitten und Gewohnheiten, Kenntnisse und Vaster von ihren halbzivilisierten Nachbarn, den Singhalesen und Tamilen, angenommen. Diese durch Anpassung erworbenen Veränderungen haben den ursprünglichen reinen Charakter des Natur-Wedda mehr oder weniger getrübt, dessen hohes Interesse gerade in der primitiven, durch Vererbung von anthropoiden Vorfahren übertragenen Einfachheit liegt.

Viele wichtige Züge von dieser ursprünglichen „Urmenschen“-Natur der Ceylon-Weddas haben sich auch noch bei ihren nächsten Stammverwandten durch Vererbung erhalten, bei den weddalen Urstämmen Vorderindiens, den Kurumbas, Kanikaren u. s. w. Daß auch hier noch ganz ursprüngliche Einfachheit vorliegt, und nicht etwa spätere Entartung und Vermilderung, ergibt sich aus vielen wichtigen historischen Zeugnissen. Schon vor 2300 Jahren — ungefähr 400 vor Christus — beschreibt der griechische Leibarzt des Artaxerxes, Atesias „mitten in Indien schwarze Menschen, welche sehr klein sind, die größten derselben zwei Ellen. Sie werden Pygmäen genannt, sind stülpnasig und häßlich, gehen ganz nackt und ziehen niemals ein Kleid an. Sie hüllen sich in ihre sehr langen Haare, indem sie dieselben statt eines Kleides verwenden; sie sind sehr rechtlich und ausgezeichnete Bogenschützen.“ Wie diese interessanten Mitteilungen des Atesias über die Pygmäen von Indien, so passen zum Charakterbilde der Weddas auch diejenigen, welche Ptolemäus (im zweiten Jahrhundert nach Christus) von den wilden Bergstämmen gibt, welche in Höhlen von Indien wohnen: „Sie sind klein, breitnasig, dichtbehaart mit plattem Gesicht.“ Er nennt sie „Besedas“, offenbar dasselbe Wort, wie die „Biddades“ des Palladius. Es ist demnach die Bezeichnung Weddas oder Weddas eine uralte, ursprünglich allen diesen weddalen Urbölkern von Vorderindien gemeinsam. Auf der Halbinsel selbst ist sie verloren gegangen, während die von dort nach Ceylon übergesiedelten Weddas sie bis heute erhalten haben.

Fassen wir das charakteristische Gesamtbild vom Körperbau und der Lebensweise dieser weddalen Pygmäen Indiens zusammen, welches uns die Herren Sarasin auf Grund ihrer sorgfältigen Forschungen und in Übereinstimmung mit den besten älteren Berichten geben, so müssen wir



ihnen vollkommen in ihren Endurteilen beistimmen. Wir erblicken mit ihnen in diesen primitiven Naturmenschen den letzten Überrest einer uralten Menschenrasse, die im Stammbaume unseres Geschlechtes aus der Wurzel der lockenhaarigen Menschenart (Euplocamen oder Cymotrichen) sich entwickelt hat; seit Jahrtausenden nur wenig verändert, gibt uns dieses Denkmal primitiver Menschenbildung noch heute eine annähernde Vorstellung von unseren ältesten indischen Stammeltern.

Ebenso können wir dem Endurteile jener trefflichen Forscher beistimmen, wenn sie noch einen Schritt weitergehen und am Schlusse ihres Prachtwerkes die Vermutung aussprechen, daß dem Mythos von Adam und Eva in der „Genesis“ die Existenz weddaler Völker Vorderindiens zu Grunde liege. Diese ersten Menschen finden wir hier dargestellt als nackt, monogam, naiv und unschuldig, ohne bestimmte Religionsform, ohne „Erkenntnis des Guten und Bösen“, also ohne höhere Einsichten, ohne Ackerbau, also ohne Kultur, sich mühelos von den Früchten der Bäume nährend; die Geburt war leicht. Erst mit dem Erwerb höherer Erkenntnis gewinnen sie sexuelle Schamempfindung, bekleiden sich zuerst mit Blättern, später mit Fellen, sie bebauen das Feld, werden also zu Kulturmenschen, und damit beginnt ihr Elend. Dem Berichte von Adam und Eva liegt unbewußt die Vorstellung zugrunde, daß der physische und moralische Zustand, wie ihn die weddaischen Stämme in Vorderindien aufweisen, nicht etwa die Folge von Verkommenheit, vielmehr der ursprünglichste aller Menschen und der in seiner Unwissenheit und Unschuld glücklichste sei, die höhere Kultur aber einen sekundär erworbenen Zustand darstelle, und zwar einen unglücklichen, eine Strafe. Die Weddas und ihre Verwandten wären also schon zur Zeit, als jener biblische Mythos verfaßt wurde, in demselben Zustande gewesen wie heutzutage; in der Erzählung von Adam und Eva erblicken wir den ältesten Be-

richt, der über die Urstämme von Vorderindien auf uns gekommen ist.

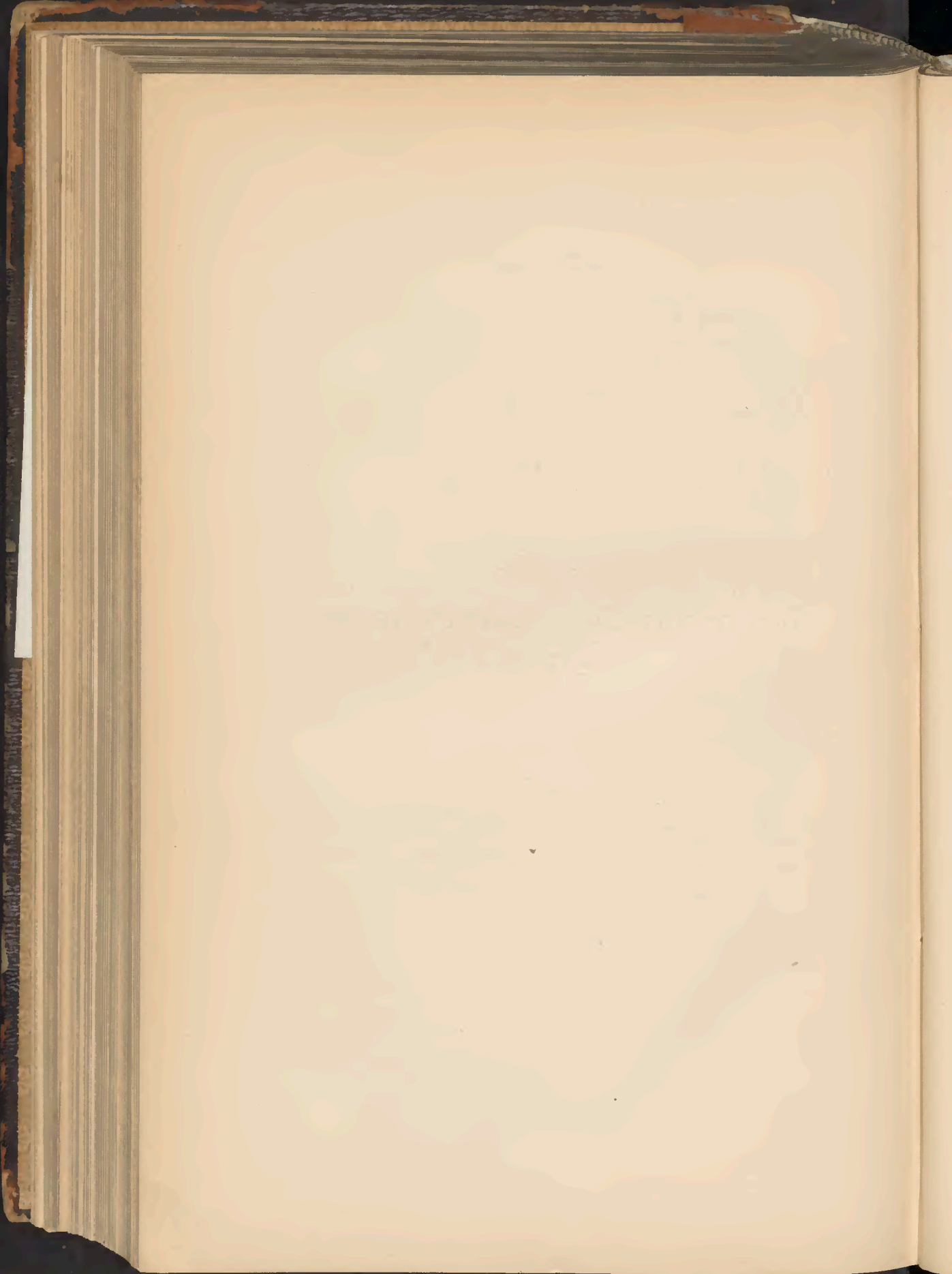
Die hohe Bedeutung, welche demnach diese Weddastämme Vorderindiens — und vor allen ihr besterhaltener Überrest, die Weddas von Ceylon — für die Fragen vom Ursprung und der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts besitzen, wird noch durch eine andere Tatsache verstärkt. Auch in Afrika existieren noch ähnliche schwarze „Pygmäen“, die wollhaarigen Zwergneger, Affkas und Buschmänner; schon Homer und Herodot hatten von ihnen Kunde, und gerade in jüngster Zeit haben sie unsere besondere Aufmerksamkeit erregt; sie zeigen in vielen wichtigen Beziehungen merkwürdige Ähnlichkeit mit den ersteren. Wir dürfen wohl diese „Affka-Pygmäen“ von Zentralafrika ebenso als uralte primitive Wurzelsprossen der wollhaarigen Menschenart betrachten (*Homo ulothrix*), wie die „Wedda-Pygmäen“ von Vorderindien und Ceylon als wenig veränderte Wurzelsprossen der lockenhaarigen Spezies (*Homo euplocamus*). Vielleicht sind die ersteren ebenso in Afrika aus Anthropoiden hervorgegangen, wie die letzteren in Südasien. Vielleicht sind aber beide nur divergente Nachkommen einer gemeinsamen Armenformenform (*Protanthropus*). Möge diese oder jene Vermutung richtig sein, auf jeden Fall verdanken wir ihnen bedeutungsvolle Fortschritte in der Entwicklungslehre der heutigen Anthropologie.

---

XXI. XXII.

Der schwarze Fluß. Heimwärts über  
Ägypten.

---



## XXI. Der schwarze Fluß.

Voll von den herrlichen Eindrücken der Gebirgsreise durch das Hochland von Ceylon nahm ich am „Ende der Welt“ von ihm für immer Abschied und stieg am 25. Februar von Nonpareil nach dem ersten Dorfe des Talgrundes, nach Billahul-Dya, hinab. Dasselbe liegt bereits an der „großen Kaffeestraße“, welche von den südöstlichen Kaffeedistrikten, aus der Gegend von Badula, den Kaffee westwärts nach Ratnapura führt. Die Straße ist stets mit zahlreichen großen Ochsenkarren bedeckt, welche die Kaffeesäcke abwärts oder umgekehrt die Kulturbedürfnisse der Kaffeepflanzer aufwärts schaffen. Bei Ratnapura wird der Kalu-Ganga, der große „schwarze Fluß“ von Ceylon, schiffbar. Hier wird der Kaffee in großen Booten verschifft, die denselben flußabwärts bis zu dessen Mündung bei Caltura führen, und von hier endlich gelangt er auf die Eisenbahn nach Colombo.

Ich hatte mit meinem Freunde Trimen beschlossen, für unsere Rückreise nach Colombo diesen Kaffeeweg zu wählen (den er ebenfalls noch nicht kannte) und zunächst von Billahul-Dya mit dem Ochsenkarren nach Ratnapura zu fahren, von dort zu Boot den schwarzen Fluß hinab nach Caltura, und dann mit der Eisenbahn nach Colombo. Die ganze Fahrt erwies sich als höchst lohnend, und sowohl die beiden interessanten Tage im Ochsenkarren, als besonders die wundervolle Fluß-

fahrt bereicherten uns mit einer Reihe der schönsten Bilder, ein würdiger Abschluß der gelungenen Gebirgsreise.

Das kleine Dorf Billa-Hul-Dya (d. h. wörtlich „Opfer-Fackel-Bach“) führt seinen Namen von dem prächtigen Gebirgsbache, der hier in rauschenden Wasserfällen aus einer großartigen Schlucht des südlichen Gebirgsabsturzes hervorbricht und sich mit einem kleineren, vom „Ende der Welt“ direkt herabkommenden Bache, sowie mit mehreren anderen Bächen vereinigt. Die engen felsigen Betten dieser wilden Bäche sind mit der prachtvollsten Vegetation geschmückt und von steilen, himmelhohen Talwänden überragt, die der ganzen, nach Westen geöffneten Landschaft einen höchst großartigen Charakter verleihen. Schon beim Hinabsteigen von Nonpareil hatte uns dieselbe so entzückt, daß wir ein paar Tage an diesem herrlichen Orte zu bleiben beschlossen. Das Rasthaus des Dorfes liegt sehr schön an der steinernen Brücke, welche den Bach überwölbt und ist von einer gewaltigen Tamarinde überschattet; einen großartigen Hintergrund darüber bildet das Felsenamphitheater vom „Ende der Welt“. Die Verpflegung in dem komfortablen Rasthause fanden wir auch verhältnismäßig recht gut; wenigstens kam es uns nach den Entbehrungen in der Steinhütte von Horton-Plain's so vor. Wir entließen demzufolge hier den ganzen Troß unserer Kulis und behielten bloß ein paar Diener bei uns, die uns bis Caltura begleiten sollten. Die Kulis nahmen ihren direkten Rückweg nach Kandy und Nurellia über den Adams-Pit.

Während Dr. Trimen die reiche Flora in der Umgebung von Billahul-Dya untersuchte und durch die Entdeckung mehrerer neuer interessanter Pflanzenarten belohnt wurde, machte ich allein einige Excursionen in die verschiedenen Täler und bereicherte mein Skizzenbuch mit mehreren Aquarellen. Ich bedauerte nur, daß ich hier nicht mehrere Wochen, statt weniger Tage bleiben konnte. Denn die tropische Vegetation, an deren Reize ich nun doch schon seit mehr als drei Monaten gewöhnt

war, schien hier am südlichen Fuße des zentralen Hochlandes ihre höchste Entfaltung zu erreichen. Da die brennende Tropensonne hier ihren mächtigsten Einfluß ausübt und gleichzeitig die Menge der atmosphärischen Niederschläge an der gewaltigen Gebirgsmauer überaus groß ist, so bringt die vereinte Wirkung von größter Hitze und Feuchtigkeit eine Üppigkeit des tropischen Pflanzenwuchses hervor, die vielleicht von keiner anderen Stelle der Erde übertroffen wird. Indem ich stundenweit dem Laufe der Bäche folgte und in den steilen Felsenschluchten umherkletterte, stieß ich auf Wunderwerke der Ceylonflora, die alles bisher Gesehene übertrafen. Insbesondere waren es wieder die parasitischen Kletter- und Schlingpflanzen, die meine höchste Bewunderung erregten. Mächtige Baumstämme von mehr als ein Fuß Dicke winden sich hier korkzieherartig um die zylindrischen Säulenstämme von anderen Baumriesen, die mehr als hundert Fuß Höhe erreichen; in ähnlicher Weise wie bei uns die zarte Waldrebe oder der wilde Wein mit ihren bindfadendünnen Kletterstengeln sich um den Stamm von schlanken Buchen oder Tannen emporwindet. Von den gewaltigen Kronen hoher Terminalien und Dillenien hängen grüne Mäntel herab, die aus einem förmlichen Flechtwerke von verwachsenen PIANEN bestehen, und oft bedecken die goldgelben Blüten der letzteren die Krone der ersteren in solcher Ausdehnung, daß man sie nicht für die Blüten der Schmarotzer, sondern ihrer Wirte hält. Unzweifelhaft der großartigste dieser Parasiten ist jedoch der berühmte „Maha-Pus-Wael“, der „große hohle Kletterer“ (*Entada Purusaetha*); seine reifen Schoten sind volle fünf Fuß lang und einen halben Fuß breit und enthalten schöne braune Bohnen von solcher Größe, daß die Singhalesen sie aushöhlen und als Trinkbecher benutzen.

Nicht minder herrlich als dieses Djungle mit seinen mannigfaltigen Parasiten ist auch die niedere Flora, die in üppigster Entwicklung die Felsen der rauschenden Bäche bekleidet. Hier zeichnen sich besonders edle Farne mit zierlichen Fiederblättern

von zehn bis zwölf Fuß Länge aus, ferner Balsaminen, Aroiden und Gewürzlilien, die mit den prächtigsten großen Blüten geschmückt sind. Eine besondere Zierde der Bäche ist hier eine kleinere Pandanusart (*P. humilis?*), die kleinen Zwergpalmen ähnlich sehen und in Menge auf den Steinen im Bache wachsen. Die Lianen an dem Buschwerke, das die Bachufer überhängend säumt, bilden ein so dichtes und undurchdringliches Gewebe, daß man nur im Bette der Bäche selbst vorwärts kommen kann. Allerdings reicht das Wasser oft bis über den Gürtel; aber bei der Temperatur von 22—24° R erscheint das fortgesetzte Baden in demselben als eine höchst angenehme Erfrischung.

Größere Schwierigkeiten bereitete meinen Exkursionen der Hauptbach des Tales, der zu den bedeutendsten Zuflüssen des schwarzen Flusses gehört und hier aus dem Zusammenflusse mehrerer kleiner Bäche entsteht. Durch die starken Regengüsse, die an den vorhergehenden Tagen im Hochlande stattgefunden hatten, war derselbe so sehr angeschwollen, daß er eine Reihe von hübschen Wasserfällen bildete und seine Wassermassen unter lautem Brausen schäumend über die gewaltigen Granitblöcke des Flußbettes fortwälzte. Hier war nicht mehr daran zu denken, im Flußbette selbst aufwärts zu klettern, und ich war gezwungen, als Brücken die nackten Baumstämme zu benutzen, die von einem Ufer zum andern gelegt waren. Mit einigem Gruseln erinnere ich mich hier einer solchen Notbrücke, die ungefähr eine Stunde unterhalb Billahul-Dya hoch über einen rauschenden Wasserfall führte. Ich war spät am Abende, auf dem Rückwege von einer weiteren Exkursion gezwungen, dieselbe zu passieren, um noch vor Anbruch der Nacht auf das jenseitige Ufer zu gelangen. Als ich mitten über dem tosenden Wasserfalle war, fing der ziemlich dünne Baumstamm, über den ich langsam und vorsichtig balancierte, dergestalt zu schwanken an, daß ich es für das Geratenste hielt, meine aufrechte Stellung aufzugeben, mich langsam auf den Stamm niederzulassen und den Rest des Weges im Reitsitze zu passieren; ich atmete



ordentlich auf, als ich mit Aufgebot aller meiner Turnkünste das andere Ufer glücklich erreicht hatte. Allerdings hatte ich nun das Bergnügen, im Dunkeln noch eine halbe Stunde durch überschwemmte Reisfelder zu waten. Als ich schließlich halb mit Schlamm bedeckt im Kasten anlangte, zeigten mir die langen Blutstreifen an den Beinleidern deutlich, daß die entsetzlichen Blutegel wieder ihr Werk begonnen hatten; ich las ihrer mehrere Duzend von den Beinen ab. Diese schreckliche Landplage, die im Hochlande glücklicher Weise ganz fehlt, begann hier im heißen feuchten Tieflande sofort wieder ihre Qualen; ich habe an wenigen anderen Orten von Ceylon so sehr von den Landblutegeln gelitten, als in den wunder-vollen Wäldern und Schluchten von Billahul-Dya.

Die Fahrt im Ochsenkarren von Billahul-Dya nach Ratnapura nimmt zwei volle Tage in Anspruch; und da die Ochsen während der heißen Mittagszeit mehrere Stunden rasten müssen, brachen wir schon morgens früh um 4 Uhr auf. Die erfrischende Kühle der reinen Morgenluft und der außerordentliche Glanz der funkelnden Gestirne am tiefblauen Firmamente ist in diesen Tälern ganz wundervoll, und wir gingen mehrere Stunden lang neben den bedächtigen, großen Zebustieren unseres langsam fahrenden zweirädrigen Karrens einher, ehe die zunehmende Hitze der steigenden Sonne uns zwang, unter dessen breitem Dache Schutz zu suchen. Dieses gewölbte Dach aus Palmenmatten bietet genügenden Raum für sechs bis acht Personen, und wir konnten uns auf ausgebreiteten Matten unter demselben ganz bequem lagern, obgleich die Stöße des federlosen Karrens auf die Dauer etwas angreifend wurden.

Die Landschaft ist auf dieser ganzen Strecke voll hoher Schönheit. Der Weg zieht sich anfangs noch lange am Südabhange des Hochlandes hin, dessen gewaltige Gebirgsmauern die Ketten der niedrigeren waldbedeckten Vorberge hoch überragen. Die fruchtbare Talebene an ihrem Fuße erweitert

sich allmählich und ist theils mit Reisfeldern, theils mit Pflanzungen von Mais, Cassaven, Bananen und anderen Nutzpflanzen bedeckt. Hübsche Waldpartieen, mit diesen wechselnd, hier und da ein malerisches Dorf, ein Wasserfall des immer stärker werdenden Baches, bringen Mannigfaltigkeit in das anmutige Bild. Papageien und Affen auf den Bäumen, Büffel und Reiter auf den Wiesen, Eisvögel und Kraniche an den Bächen sorgen für bunte Staffage. Auch die Straße selbst ist sehr belebt, theils durch Singhalesen, theils durch Ochsenkarren.

Nach heißer, achtstündiger Fahrt rasteten wir am ersten Mittage in Madula, einem kleinen Dorfe, das sehr malerisch in einer engen Waldschlucht liegt. Ich erquidete mich alsbald durch ein herrliches Bad in dem nahen Gebirgsbache; sein Genuß wurde nur durch Scharen kleiner Fische (Cyprinodonten?) beeinträchtigt, welche in dichten Haufen energische Angriffe auf den seltenen Badegast richteten; leider gelang es mir nicht, einen der kleinen flinken Räuber zu fangen, trotzdem sie unaufhörlich aus ihrem felsigen Verstecke hervorschoffen und mit ihren kleinen Mäulchen mutig zu beißen versuchten. Nach dem Mittagessen kletterte ich in das steinige Bett des Hauptbaches hinab, dessen steile Felsenufer mit dem schönsten Hochwalde geschmückt und mit den üppigsten Schlingpflanzen phantastisch decoriert waren. Gleich natürlichen Seilbrücken rankten sich mächtige Stämme von wildem Weine (*Vitis indica*?) in hohen Bogen von einem Ufer zum andern, und es gewährte ein prächtiges Schauspiel, eine Affenherde, die ich aufgeschreckt hatte, eben so geschwind als gewandt über diese Lianenbrücke unter lautem Geschrei hinübertrotzieren zu sehen. Ich kletterte in dem schäumenden Wasser über die glatten Felsen noch eine Strecke weiter, wo ein paar Riesenbäume erster Größe (Terminalien?) wie Säulen zum Himmel emporstrebten, mit mächtigen Lianen wie mit Kränzen und Guirlanden geschmückt. Während ich eine Skizze der

wilden Szenerie aufnahm, entluden sich die inzwischen gesammelten Wolken in einem heftigen Gewitter. Die gewaltigen Blitze durchzuckten das finstere Waldtal Schlag auf Schlag, und der Widerhall der Donnerschüsse, einem starken Artilleriefeuer gleich, war so heftig, daß ich meinte, die mächtigen Felsenblöcke erzittern zu sehen. Der folgende Regenguß war von solcher Heftigkeit, daß das Wasser in zahllosen Bächen von den Felsenkanten herabstürzte, und ich fürchtete, mein ganzes Malzeug durchnäßt zu sehen. Aber der tausendjährige Feigenbaum, unter dessen ungeheurer Krone ich Schutz gesucht hatte, trug ein so dichtes Blätterdach, daß nur einzelne Tropfen dann und wann durchschlüpfen, und ich mein Aquarell unbehelligt vollenden konnte.

Über eine Stunde hielt der gewaltige Regenguß an; als ich nach Aufhören desselben zum Kasthause wieder hinaufkletterte, hätte ich beinahe einen schönen Fang an einer stattlichen, über sechs Fuß langen Schlange gemacht, die von einem überhängenden Baumzweige herabglitt. Sie entschlüpfte jedoch rasch zwischen den angehäuften Blättermassen, ehe ich ihr mit dem Jagdmesser den Garauß machen konnte. Zum Ersatz dafür erbeutete ich hier mehrere riesengroße, stachelige Spinnen (*Acrosoma?*), die mit ihren dünnen, behaarten Beinen spannenlang waren. Außerdem schoß ich ein paar hübsche grüne Papageien, von denen ein ganzer Schwarm laut schreiend vorüberflog.

Die ersten Nachmittagsstunden, in denen die siegreiche Sonne das frischgewaschene Waldtal mit tausend glitzernen Diamanten schmückte, waren von entzückender Schönheit. Später brach leider der Regen von neuem los und zwang uns, im Ochsenkarren Schutz zu suchen. Wir begegneten vielen Singhalesen, die unverdroffen im strömenden Regen mit stoischem Gleichmuth weiter marschierten, aber ein großes Galadiumblatt über dem Haupte hielten, um ihren theuren Kopf und Kamm vor Nässe zu schützen. Erst spät am Abende

gelangten wir nach Belmadula, einem größeren schön gelegenen Dorfe, in dem wir übernachteten.

Von Belmadula an wird die Gegend offener und flacher. Die gewaltigen Bergmassen des eigentlichen Hochlandes treten mehr zurück, wogegen niedrigere Hügelreihen sich mehr geltend machen. Unter den ersteren ragt dominierend über seine Nachbarn der Adams-Pik hervor, obwohl er von dieser südlichen Seite bei weitem nicht so großartig erscheint, als von der östlichen und nördlichen Seite. Die Vegetation nimmt hier schon mehr und mehr den Charakter an, den sie im ganzen südwestlichen Teile der Insel beibehält. Insbesondere erfreuten wir uns wieder an dem Schmucke der herrlichen Palmen, deren Anblick wir im Hochlande ganz entbehrt hatten.

Da wir am 28. Februar sehr frühzeitig von Belmadula aufgebrochen waren, trafen wir in Ratnapura schon mittags bei guter Zeit ein und konnten noch mehrere Stunden auf den Besuch dieses Ortes und seiner nächsten Umgebung verwenden. Sektere ist sehr schön; das Tal, das sich hier zu einem stattlichen, rings von Bergen umschlossenen Kessel erweitert, ist gut kultiviert und mit der üppigsten Vegetation geschmückt. Dagegen bietet der Ort selbst nur wenig, und wenn man aus seinem stolzen Namen: „Stadt der Edelsteine“ etwa auf eine besondere Pracht schließen wollte, so würde man arg enttäuscht sein. Jener Name rührt von den zahlreichen Edelsteinen her, durch deren Reichthum diese Gegend seit Jahrhunderten berühmt ist; sie finden sich sowohl im Gerölle der Flüsse und Bäche, als in dem moorigen Grunde des Talbodens; und noch jetzt gibt es hier berühmte Edelsteingruben, obwohl der Ertrag derselben bei weitem nicht mehr so groß ist, als früher. Im Orte selbst sieht man auch viele Läden, in denen dergleichen verkauft werden, und viele Indo-Araber („Moormen“), die sich mit ihrer Bearbeitung und Schleifung beschäftigen. Doch nimmt auch hier schon die Zahl der künstlichen Imitationen neuerdings sehr zu, und wahrscheinlich werden schon jetzt in

Ratnapura (ebenso wie in Colombo und Buntogalla) viel mehr geschliffene, aus Europa importierte, bunte Gläser verkauft, als echte, daselbst gefundene Edelsteine. Die Kunst der Nachahmung ist jetzt so vervollkommenet, daß selbst Mineralogen und Juweliere von Fach ohne nähere physikalische und chemische Untersuchung die echten und unechten Produkte oft nicht unterscheiden können.

In der Mitte von Ratnapura, auf dem rechten (nördlichen) Ufer des schwarzen Flusses, steht unter einem prächtigen, uralten Tamarindenbaume ein hübscher Brunnen. Östlich davon erhebt sich auf einem Hügel das alte holländische Fort, dessen weitläufige Bauten jetzt als Gerichts- und Verwaltungslokale der Regierungsbehörden benützt werden. Am Fuße des Hügels dehnt sich der Bazar aus, eine lange Doppelreihe von einstöckigen Hütten, in deren Läden hauptsächlich Lebensmittel, Gewürze und Hausgerät neben den Edelsteinen feilgeboten werden. Einige andere Gruppen von Hütten längs des Flußufers und eine Anzahl von freundlichen Bungalows der englischen Beamten, die, von hübschen Gärten umgeben, in der parkähnlichen Talfläche zerstreut liegen, bilden mit jenem Bazar und dem Fort zusammen das, was man die „Stadt der Edelsteine“ nennt. —

Am 1. März fuhren wir von Ratnapura den schwarzen Fluß hinab, den Kalu-Ganga, der hier erst schiffbar wird. Nächst dem Mahawelli-Ganga (der ostwärts fließt und bei Trinkomalie mündet) ist er der größte, stattlichste und schönste Fluß von Ceylon, obwohl der bei Colombo mündende Kelany-Ganga ihm fast gleich kommt. In der Nähe des Kasthauses von Ratnapura befindet sich der Hafen des Ortes, d. h. die Stelle, an der die Flußschiffahrt beginnt und eine große Menge Boote vor Anker liegen. Die meisten dieser Rähne sind „Kaffeeboote“, die den aus den östlichen Kaffeedistrikten hierher geschafften Kaffee stromabwärts nach Caltura befördern, und welche leer (oder nur schwach mit Importartikeln beladen) den beschwerlichen Rückweg machen. Die Boote sind

entweder Doppelkanoes, aus zwei parallelen, hohlen Baumstämmen bestehend, die durch die Querbalken und übergelegte Bretter fest verbunden sind; oder mit einem sehr breiten und ganz flachen Boden ausgestattet, ohne Kiel. Vorder- und Hinterteil sind gleich gebaut. Stets sind sie mit einem ansehnlichen und wasserdichten Dache aus Palmen- oder Pandangmatten versehen, die über Bambusbögen ausgespannt sind. Der saalartige Raum unter diesem Dache, nur vorn und hinten geöffnet, ist so geräumig, daß auf den kleineren Booten 8—10, auf den größeren 20—30 Leute bequem darin lagern können. Auf den größeren Booten ist der Raum oft durch quer gestellte Mattenwände in mehrere Abteilungen getrennt. Wir mieteten ein kleines Doppelkanoe mit vier Ruderern.

Bei hohem Wasserstande und gutem Wetter kann man die ganze Fahrt auf dem schwarzen Flusse, von Ratnapura bis zur Mündung bei Caltura, in einem einzigen Tage zurücklegen, während man bei niederem Wasserstande oder schlechtem Wetter dazu zwei bis vier Tage braucht. Durch die heftigen Regengüsse der letzten Tage waren die Zuflüsse plötzlich so angeschwollen, daß wir den Vorteil eines sehr hohen Wasserstandes genossen und die ganze Fahrt ununterbrochen in achtzehn Stunden zurücklegten. Wir fuhren morgens 6 Uhr von Ratnapura ab und waren um Mitternacht in Caltura. Ich bedauerte diese Schnelligkeit nachher sehr; denn die Szenerie des Flusses erwies sich fast überall so prachtvoll, daß ich gern die doppelte und dreifache Zeit auf ihren Genuß verwendet hätte.

Unsere Stromfahrt war vom schönsten Wetter begünstigt, und ich werde nie die wunderbare Reihe von prachtvollen Bildern vergessen, die hier wie in einer Laterna magica an mir vorüberzog. Ich war neben meinem Freunde Trimen ganz vorn im Boote auf einer Palmenmatte bequem gelagert und durch das vorspringende Dach gegen die Sonne geschützt, während unsere Diener und Schiffsleute den mittleren und

hinteren Teil einnahmen. Hier wurden auch unsere frugalen Mahlzeiten bereitet, bestehend aus Tee, Reis und Körrh, Bananen und Kokosnüssen; als besondere Würze dienten ein paar Konservenbüchsen und Schokoladentafeln, die wir bis zuletzt aufgespart hatten.

Die dichten Massen des überhängenden dunkelgrünen Laubes und der schwarze Spiegel, den ihr tiefes Dickicht am Ufer im Wasser hervorruft, haben dem Kalu-Ganga, dem „schwarzen Flusse“, seinen bezeichnenden Namen gegeben. Das Wasser selbst ist bei niederem Wasserstande dunkelgrün oder schwärzlichbraun, bei hohem Wasserstande gelbbraun bis rotbraun, in Folge der großen Mengen gelben oder roten Lehmes, welche die Regengüsse hinein führen. Unmittelbar am Ufer liefern schroffe Felsen und mannigfaltige Steingruppen, überhängende Zweige und entwurzelte Baumstämme dem Landschaftler den schönsten Vordergrund für seine Skizzen; den erhabensten Hintergrund bilden die schöngeformten Gipfel der Berge, die, in blauen Nebeldunst getaucht, weit höher erscheinen, als sie wirklich sind.

Der weitaus größte Teil des Flußufers ist anscheinend von dichten Waldmassen gebildet; Nralien und Terminalien, Dillenien und Bombazeen, Rubiazeen und Artizeen machen ihren wichtigsten Bestandteil aus. Mit dem ernstesten Dunkelgrün dieses Waldes wechselt in anmutiger Weise das heitere Lichtgrün der Bambusen, deren orangegelbe, vierzig bis fünfzig Fuß hohe Rohrstämme sich in dichten Büschen erheben und die zierlichen Federkronen gleich den Büscheln riesiger Straußenfedern über das Wasser neigen. Daneben verraten uns Kokos und Areca, Talipot und Kittulpalmen, hier und da auch eine Pflanzung von Bananen und Kassaven, daß hinter dem Ufergebüsch auch Leute hausen, und daß die Flußufer keineswegs so wild und unbewohnt sind, wie ihr Waldsaum es vorpiegeln möchte. Seltener stehen einsame singhalesische Hütten einzeln auf einem Felsenvorsprunge des Ufers

selbst, und noch seltener bezeichnet die weiße Kuppel einer Dagoba die Nähe eines kleinen Dorfes.

Auch das Tierleben trägt in mannigfaltiger Weise zur Belebung der reizenden Flusslandschaft bei. In der Nähe der singhalesischen Hütten treiben sich zahme, schwarze Schweine am Ufer umher und wühlen an den Wurzeln der Bäume. Große, schwarze Büffel wälzen sich auf Sandbänken oder am seichteren Ufer im Schlamm und lassen nur den Kopf über das Wasser hervorragten. Wo hingegen eine längere Strecke einsamen Waldes folgt, zeigen große Scharen von schwarzen Affen ihre bewunderungswürdigen Turnkünste und springen unter lautem Geschrei von einer Baumkrone zur andern. Hier und da erscheint ein riesiger, uralter Feigenbaum, dessen hohe entblätterte Äste dicht mit Flederfüchsen behangen sind. Auf den überhängenden Zweigen am Ufer sitzen prächtige blaugrüne Königsfischer oder Eisvögel und stürzen sich tauchend auf die vorbeischwimmenden Fische; Schnepfen, Reiher, Wasserläufer und andere Stelzvögel fischen an seichteren Stellen und auf den Sandbänken watend. Die Kronen der Bäume sind von den munteren Scharen der grünen und roten Papageien belebt. Bisweilen zeigt sich auch der schöne „Paradiesvogel von Ceylon“ mit seinen beiden langen, weißen Schwanzfedern. Krokodile waren früher im schwarzen Flusse sehr häufig, sind aber jetzt größtenteils durch den zunehmenden Verkehr der Kaffeeboote verdrängt worden. An ihrer Stelle sonnen sich auf den Felsen im Strome die grünen Rieseneidechsen, die „Cabra-Goya“. Auch an großen Flußschildkröten, die ihre Eier auf den Sandbänken ablegen, fehlt es nicht. Von Fischen sieht man in dem trüben, undurchsichtigen Wasser wenig, obwohl welsartige (Siluroiden) und karpfenartige (Cyprinoiden) sehr häufig sein sollen; hier und da sitzt am Waldestrande ein einsamer Singhalese, der angelt oder mit dem Schöpfneze fischt. Von Insekten sind namentlich prachtvolle große Schmetterlinge und metallglänzende Wasserjungfern oder Drachensfliegen zu er-



wähnen; Stechfliegen und Moskitos, die zu andern Jahreszeiten äußerst lästig sein sollen, waren während unserer Fahrt erträglich.

Die interessanteste Episode unserer herrlichen Flußfahrt war die Passage der gefürchteten Stromschnellen oder „Rapids“, die ungefähr halbwegs zwischen Ratnapura und Caltura der Schifffahrt auf dem schwarzen Flusse ein gefährliches Hindernis bereiten. Der Kalu-Ganga bricht sich hier gewaltfam Bahn durch mehrere Felsenbarren, welche das Flußthal gleich queren Kiegeln durchsetzen; die hohen Ufer treten enger zusammen, und unter lautem Brausen stürzt der eingeengte Fluß schäumend zwischen einzelnen Felsen hindurch; das Gefälle ist hier auf kurze Strecken sehr beträchtlich. An der gefährlichsten Stelle mußte unser Boot vollständig ausgeladen und alle Sachen einzeln eine Strecke weit am Ufer hinabgetragen werden; wir selbst kletterten über mächtige Granitblöcke an das untere Ende der Stromschnelle. Eine Anzahl Eingeborener sind hier beständig stationiert, um die entleerten Boote über die schäumenden Wasserfälle hinab und herauf zu schaffen. Ein halbes Duzend derselben, unter ihnen ein riesiger schwarzer Tamil von mehr als sechs Fuß Länge und herkulischem Körperbaue, sprangen unter lautem Geschrei mitten in die schäumende Flut und wußten das leere Boot so geschickt durch das enge Tor hindurchzuleiten, daß es ohne alle Beschädigung zwischen den zackigen Klippen hindurchschob.

Einige Stunden unterhalb dieser Stromschnellen erweitert sich das Flußbett bedeutend und geht allmählich in die flache Ebene des westlichen Küstenlandes über. Das Gefälle wird hier bald sehr schwach, und unsere Bootsleute hielten ein großes viereckiges Segel auf, um durch die Hilfe des sanften Abendwindes die Ruderarbeit zu fördern. Bald nach Einbruch der Dunkelheit ergoß der aufgehende, nahezu volle Mond sein sanftes Licht über die weite spiegelnde Wasserfläche und warf glitzernde Strahlen durch die Kronen der Bäume. Der

schwarze Fluß erscheint hier im untersten Teil seines Laufes nicht weniger stattlich als der Rhein bei Köln. Nur die glockenähnlichen Stimmen kleiner Laubfrösche und das monotone Plätschern der Ruder unterbrach die lautlose Stille der Nacht, dann und wann der melancholische Schrei einer Eule oder das Grunzen eines Affen. Die ganze Natur schien sanft entschlafen, als wir endlich nach Mitternacht in Cutura landeten.

## XXII. Heimwärts über Ägypten.

Die prachtvolle Reise durch das Hochland, welche mit der Talfahrt auf dem schwarzen Flusse ihren reizenden Abschluß fand, hatte das Programm meiner wichtigsten Wünsche und Ziele auf der Wunderinsel Ceylon geschlossen, und ich mußte mich nun zur bevorstehenden Heimreise rüsten. Allerdings hätte ich sehr gern noch das interessante und besonders in zoologischer Hinsicht so reiche Trinkomalie gesehen, und auch den alten Ruinenstädten im Norden der Insel, dem berühmten Anaradjahpura und Pollanarua einen Besuch abgestattet. Aber mein halbjähriger Urlaub ging zu Ende; das letzte Ploidschiff, welches mich noch rechtzeitig nach Europa zurückführen konnte, sollte schon am 11. März von Colombo abgehen, und ich will nicht verschweigen, daß trotz allen gewonnenen Herrlichkeiten doch das Heimweh sich immer mehr geltend machte und die glückliche Rückkehr nach der teuren deutschen Heimat mir immer mehr das Begehrtestwerteste erschien.

So begann ich denn alsbald nach der Rückkehr nach Colombo den Rest meiner Sammlungen zu packen und alle übrigen Vorbereitungen zu treffen. Einen sehr hübschen Ausflug machte ich noch mit Dr. Trimen nach Generakgodde, einer Filiale des Peradenia-Gartens, die an der Colombo-Rand-

Bahn im heißesten Teile des feuchten Tieflandes liegt und für die Kultur derjenigen Pflanzen bestimmt ist, die den höchsten Hitze-grad des Tropenklimas verlangen. Ich sah hier Prachtexemplare von Riesenbäumen, Palmen, Bienen, Farnen, Orchideen u. s. w., die mich nach allem Vorhergegangenen noch in Erstaunen versetzten. Ein paar sehr angenehme Tage verbrachte ich bei dem guten alten Mr. Staniforth Green und seinem Neffen in der lieblichen „Villa der Tempelbäume“; und mit besonderem Vergnügen denke ich noch an eine reizende abendliche Rahnfahrt, die ich mit denselben auf dem spiegelglatten See der Zimtärten machte. Ein paar andere lehrreiche Tage widmete ich dem Studium des Colombo-Museums, dessen jetzt anwesender Direktor, Dr. Galy, mir auf das Freundlichste die lehrreichen Schätze desselben erläuterte. Sodann machte ich eine Anzahl Abschiedsbesuche bei anderen Engländern, die meine Zwecke während meines hiesigen Aufenthaltes in freundlicher Weise gefördert hatten. Mr. William Ferguson bereicherte noch am letzten Tage meine Sammlung mit einigen prachtvollen, riesengroßen Tigerfröschen (*Rana tigrina*) und anderen Amphibien; und Freund Both krönte die Reihe seiner zoologischen Geschenke durch einen erwachsenen „Negombo-Teufel“, das große, von den Singhalesen abergläubisch gefürchtete Schuppentier, welches allein die Ordnung der Edentaten auf der Insel vertritt (*Manis brachyura*). Es kostete einige Mühe, dieses zählebige Ungetüm vom Leben zum Tode zu bringen, da die Prozesse des Hängens, des Bauchaufschneidens und des Einspritzens von Karbolsäure sich durchaus ungenügend erwiesen hatten; erst eine größere Dosis Cyankalium führte das Ende herbei.

Alle freien Augenblicke, die mir das böse Geschäft des Einpackens übrig ließ, verwendete ich noch täglich auf den Genuß des geliebten Whist-Bungalow, von dessen schönsten Punkten ich noch mehrere Photographien aufnahm. Der Abschied von diesem lieblichen Paradiese und von den braven

Landsleuten, deren Gastfreundschaft ich hier genossen, wurde mir natürlich besonders schwer, und ich empfand in seltener Stärke jenes drückende Gefühl, welches der Trennung von einem geliebten Erdenflecke vorausgeht. Freilich wurde aber diese gedrückte Abschiedsstimmung wesentlich aufgehoben durch den einen Zukunftsgedanken: Heimwärts! In den Tropen hat dieses teuere Wort für jeden Europäer noch einen ganz andren Klang, als irgendwo in Europa. Das Gefühl, von einer glücklich beendigten und erfolgreichen Tropenreise in die geliebte Heimat zurückzukehren, läßt sich nur mit demjenigen vergleichen, mit dem der Soldat aus einem siegreichen Feldzuge heimkehrt. Ich durfte es in der That als ein besonderes Glück preisen, daß ich während meines fünfmonatlichen Aufenthaltes in den Tropen, trotz aller Anstrengungen und Strapazen, nicht einen einzigen Tag krank gewesen war und daß ich allen drohenden Gefahren glücklich entgangen war.

Aber dieses Glück und jene Widerstandsfähigkeit haben auch ihre Grenzen, und ich hatte das instinktive Gefühl, nahe an diesen Grenzen angelangt zu sein. Die tausend wunderbaren und großartigen Eindrücke, mit denen die vier letzten Monate mich in überreichem Maße beschenkt hatten, waren fast allzu mächtig und hatten mich dergestalt übersättigt, daß ich die lebhafteste Sehnsucht nach Ruhe und Erholung empfand. Besonders während der letzten Woche in Colombo, wo zudem schon der drückende Einfluß des nahenden Monsunwechsels sich bemerkbar machte, fühlte ich mich ermatteter und mitgenommener als je zuvor. Ich sehnte mich zuletzt wahrhaft nach den kommenden ruhigen Wochen auf dem Dampfschiffe und nach der stillen Muße, die mir dasselbe zur Bewältigung jener massenhaft zusammengerafften Eindrücke gewähren würde.

Und diese erhoffte Muße, diese Sonntagsstimmung ruhigen Genußes, gewährte mir das schöne Schiff, auf dem ich von Colombo zurückkehrte in vollstem Maße. Niemals habe ich eine schönere Seefahrt gehabt, als auf der prächtigen „Aglaja“,

dem vortrefflichen Dampfer des österreichischen Lloyd, der mich in achtzehn Tagen von Ceylon nach Agypten hinüberführte. Derselbe kam bereits von Kalkutta so schwer beladen an, daß er den größten Tiefgang hatte, und daß meine Kisten in Ermangelung anderen Raumes, im „Rauchzimmer“ untergebracht werden mußten. Selbst bei stürmischem Wetter würde das vollgeladene Schiff nur wenig geschwankt haben. Unter dem prachtvollen wolkenlosen Frühlingshimmel, dessen wir uns während der ganzen Fahrt erfreuten, den günstigen Nordost-Monsun im Rücken, war die Bewegung des Dampfers kaum wahrnehmbar, und die zehntägige Reise über den indischen Ozean, von Colombo bis Aden, glich einer heiteren Sonntagsfahrt über einen stillen Landsee.

Zu dieser großen Annehmlichkeit gesellte sich noch die andere, daß die Reisegesellschaft die willkommenste war. In der ersten Kajüte waren außer mir nur drei Passagiere, drei deutsche Landsleute, die von Kalkutta heimkehrten und mit denen ich mich vortrefflich unterhielt. Der alte Kapitän, Herr N., war der liebenswürdigste, den ich je getroffen habe, und dabei ein humoristischer Philosoph, der alle Lebensweisheit von Sokrates und Aretschki in sich vereinigte. Das schöne Geschlecht war auf dem ersten Platze gar nicht vertreten, was die Bequemlichkeit unserer Fahrt nicht wenig erhöhte. Verzeihe mir, gütige Leserin, dieses frevelhafte Geständnis! Sowohl wir vier Passagiere, als die freundlichen Schiffsoffiziere, mit denen wir unsere Mahlzeiten teilten, genossen die mancherlei Vorrechte, welche uns die gänzliche Abwesenheit der Damen erteilte, in ausgiebigster Weise, und wir kamen während der ganzen Fahrt aus dem angenehmsten indischen Negligé nicht heraus. Weder Halskragen noch Krawatte schnürten unsere Kehle ein; bequeme gelbe indische Hausschuhe ersetzen die schwarzgewichsten Stiefel, und das ganze übrige Kostüm bestand aus jener unvergleichlich leichten und angenehmen weißen Baumwollenkleidung, die in Indien als „Pundjama“ allgemein üblich ist.

Von entzückender Schönheit waren die Nächte während dieser Fahrt. Wir schliefen stets oben auf dem Verdeck, von der mildesten tropischen Seeluft umspült, unter dem tiefdunkeln Zeltbache des reinen Firmamentes, von dem die Sterne in unübertroffener Pracht herabfunkelten. Ich lag oft stundenlang in der Nacht wach und atmete mit vollstem Behagen die balsamische kühle Brise ein, im Vollgenusse des paradiesischen Friedens, der achtzehn Tage lang weder durch Briefe noch durch Korrekturen, weder durch Studenten noch durch Pedelle gestört wurde. Pflichtschuldigt bewunderte ich sodann allnächtlich den „milden Glanz des südlichen Kreuzes“ und lange Zeit schaute ich oft in das funkelnde Kielwasser hinab, das hinter dem Schiffe einen langen feurigen Schwanz bildete, aus tausend leuchtenden Medusen, Krebschen, Salpen und anderen Leuchtthieren des Meeres zusammengesetzt.

Tagsüber beschäftigte mich größtenteils das Ordnen und Ergänzen meiner Reisetage und Aquarellskizzen; und wenn ich des Schreibens, Malens und Lesens müde war, wanderte ich hinüber auf den zweiten Platz, wo eine indische Menagerie von Affen, Papageien, Waldtauben und anderen Vögeln uns unerforschliche Unterhaltung bot. In meiner eigenen kleinen Menagerie war das Interessanteste ein Halbaffe von *Belligemma* (*Stenops gracilis*); ein höchst amüsanter kleiner Geselle, dessen fabelhafte Turnkünste wir jeden Abend in der Kajüte bewunderten.

Von den Einzelheiten unserer Rückreise ist wenig zu berichten. Am 10. März, mittags 12 Uhr, hatte ich nach herzlichstem Abschiede von den Bewohnern des Whist-Bungalow Colombo verlassen. Am 12. passierten wir die Malediveninseln und fuhren ziemlich nahe an den Kokoswäldern des Koralleneilandes Minikoi vorüber. Am 18. morgens steuerten wir längs der malerischen Küste der großen Insel Sokotora hin, von deren zerklüftetem Gebirgsrücken sich mächtige schnee-weiße Sandfelder, Gletschern ähnlich, in das Meer senken.

Am 20. abends langten wir in Aden an. Da wir jedoch wegen der fortbestehenden Choleraquarantäne keine Pratika erhielten, dampften wir schon um 9 Uhr weiter, in das Rote Meer hinein. Am 21. März passierten wir das Tränentor, Bab el Mandeb, und am 22. die Guanoinsel Geb el Tebir. Ungeheure Massen von braunen Seeraben oder Kormoranen umschwärmten hier unser Schiff. Am 25. morgens überschritten wir, dem Kap Berenici gegenüber, den Wendekreis des Krebses, fuhren am 27. längs der Sinaiküste hin und ankerten am 28. in der Morgenfrühe auf der Reede von Suez.

Da ich noch ein paar freie Ferienwochen vor mir hatte und von Alexandrien jede Woche mehrmals Fahrgelegenheit nach Europa fand, beschloß ich vierzehn Tage in Ägypten zu bleiben, hauptsächlich um den scharffen Wechsel des Klimas zu vermeiden, den gerade zu dieser Jahreszeit die plötzliche Übersiedelung aus dem heißen Indien nach dem kalten Nordeuropa mit sich bringt. Auch reizte mich der Gedanke, die Natur von Unterägypten, die mir bei meinem ersten Besuche, vor neun Jahren, so sehr imponiert hatte, mit meinen indischen Eindrücken zu vergleichen. Und dieser Vergleich war in der That lohnend; denn es kann kaum einen größeren Gegensatz in jeder Beziehung zwischen zwei Ländern der heißen Zone geben, als den Kontrast zwischen Ceylon und Ägypten.

Ich verließ demnach am Morgen des 28. März die treffliche „Aglaja“ nach herzlichem Abschiede von den freundlichen Reisegefährten. Am folgenden Tage machte ich von Suez zu Gsel eine Exkursion nach der „Mosesquelle“, einer interessanten kleinen Dase in der arabischen Wüste, einige Stunden östlich vom Eingang in den Suezkanal.

Am 30. März fuhr ich auf der Eisenbahn in neun Stunden von Suez nach Kairo, wo ich in dem freundlichen deutschen „Hotel du Nil“ meine Wohnung nahm. Zehn Tage in Kairo, diesem „Märchen aus tausend und Einer Nacht“, benutzte ich, teils um die schönen Erinnerungen meines ersten Besuches

aufzufrischen, teils um dieselben durch einige neue Exkursionen zu ergänzen. Unter diesen war mir besonders ein weiterer Ausflug in die Wüste von Interesse, nach dem sogenannten „großen versteinerten Walde“. Unter der fachkundigen Führung eines freundlichen deutschen Landsmannes, des seit lange in Kairo ansässigen Apothekers und Botanikers Sidenberger, brach ich in Gesellschaft mehrerer anderer deutscher Landsleute am 5. April, früh 6 Uhr, dorthin auf. Wir hatten uns alle gut mit Proviant und mit recht tüchtigen Eseln versehen, da der Ritt hin und zurück einen vollen Tag in Anspruch nimmt. Der Weg führte uns gegen Osten, zuerst durch die wunderbare Totenstadt der Chalifengräber, weiterhin längs der nördlichen Abhänge des Mokkatamgebirges hin. In vier Stunden scharfen Trabes mitten durch die Sandwüste hatten wir unser Ziel erreicht. Mitten in der pflanzenarmen Wüste liegen hier, zwischen deren Sandhügel versteinert, eine große Menge stattlicher Baumstämme von 70—90 Fuß Länge, 2—3 Fuß Durchmesser. Die meisten gehören einem Balsambaume (*Nicolia*) aus der Familie der Sterculiaceen an. Die Mehrzahl der Stämme sieht glänzend schwarzbraun oder rotbraun, wie poliert aus, und ist in Stücke von zwei bis sechs Fuß Länge zerbrochen, die im Sande halb vergraben, zum Teil aber auch ganz frei hintereinander liegen. Am zahlreichsten sind sie in der Nähe des Kohlenbrunnens (Bir el Fahme), eines sechshundert Fuß tiefen Schachtes, den Mohamed Ali 1840 hier mitten in der Wüste graben ließ in der vergeblichen Hoffnung, Kohlen zu finden.

Den Rückweg vom versteinerten Walde nahmen wir durch das Wadi-Dugla, ein großartiges und malerisches Felsental, durch welches die nach Mekka bestimmte Pilgerkarawane von Kairo nach Suez zieht. In den mannigfachen Schlangenumwindungen dieser wilden Schlucht, deren nackte gelbweiße Felsentwände beiderseits fast senkrecht emporsteigen, ritten wir mehrere Stunden abwärts, ehe wir wieder das Niltal erreichten,



zwischen Wadie-Turra südlich und den Mokkatam-Höhen nördlich. Erst spät abends trafen wir wieder in Kairo ein.

Dieser Wüstenritt, der einen recht guten Einblick in den Charakter der arabischen Wüste gewährt, regte mich lebhaft zu Betrachtungen über den merkwürdigen Gegensatz an, in dem die ganze Natur von Unter-Agypten zu derjenigen von Ceylon steht. Dieser ungeheure Kontrast betrifft in erster Linie das Klima und die Vegetation, in zweiter Linie aber auch die gesamte übrige Natur und die Menschenwelt. Während der alte Meeresboden, der jetzt die gelbe ägyptische Wüste bildet, reich an schönen Versteinerungen ist, die sein verhältnismäßig jugendliches geologisches Alter bezeugen, ist der uralte Felsenleib des grünen Ceylon aus Urgestein gebildet, in dem Versteinerungen vollständig fehlen. Während dort die größte Trockenheit der Atmosphäre kaum den dürftigsten Pflanzenwuchs gestattet, bedingt hier die vollkommene Feuchtigkeit der Luft eine Üppigkeit der Vegetation, die von keinem andern Teile der Erde übertroffen wird. Heftige atmosphärische Niederschläge, die dort sehr selten sind, gehören hier zu den alltäglichen Ereignissen. Die täglichen Temperaturschwankungen sind dort bekanntlich so groß, daß sie nicht selten gegen  $30^{\circ}$  R betragen; mitten in der Wüste bildet sich in der Nacht bisweilen eine dünne Eiskruste, während um Mittag das Thermometer im Schatten auf  $35^{\circ}$  und mehr steigt. Im heißen und dampfenden Treibhausklima der Küste von Ceylon sind umgekehrt jene Schwankungen so gering, daß sie gewöhnlich nur  $4-5^{\circ}$  betragen ( $21-26^{\circ}$  R).

Nicht minder auffallend als diese extreme Verschiedenheit in bezug auf Boden, Klima und Vegetation ist diejenige der Menschenwelt, welche diese beiden Länder bewohnt. Dort in Agypten die lauten und lebhaften Araber mit ihrem unverschämten, aufdringlichen und anmaßenden Charakter, fanatische Mohammedaner von hamitischer Rasse; hier in Ceylon die sanften und stillen Singhalesen, indolente Buddhisten von

arischem Ursprunge, mit durchaus friedlichem, bescheidenem und furchtsamem Wesen. Während Ägypten mit seiner einzigen zentralen Lage, mitten zwischen den drei alten Weltteilen, seit uralter Zeit die größte Rolle in der Völkergeschichte gespielt hat und der Zankapfel der mächtigsten Nationen, der Spielball der heftigsten Leidenschaften gewesen ist, hat das stille Paradies von Ceylon gleichsam außerhalb der großen Kulturgeschichte gestanden, und seine politische Geschichte hat niemals ihre lokale Bedeutung überschritten.

Als botanisches Symbol dieses merkwürdigen Gegensatzes kann ein einziger Baum dienen. In Ägypten wie in Ceylon ist es eine Palmenart, die an national-ökonomischer Bedeutung alle anderen Produkte der Pflanzenwelt übertrifft: dort die Dattelpalme, hier die Kokospalme. Obgleich nun diese beiden edlen Gaben der Flora fast gleich hohen Wert besitzen und jeder einzelne Teil derselben seine Nutzenanwendung hat, so ist diese doch im Einzelnen ebenso verschieden, wie der äußere Charakter beider Palmen und ihre Bedeutung für die Landschaft. In der ägyptisch-arabischen Landschaft ist die Dattelpalme ebenso unentbehrlich, wie die Kokospalme in der Küstenlandschaft von Ceylon.

Der Nordländer, der die Alpen überschreitet und in Italien zum ersten Male die Dattelpalme kennen lernt, bewundert sie als ersten Vertreter der edlen Palmenfamilie; und diese Bewunderung steigt noch, wenn er weiter südwärts nach Ägypten kommt und hier dieselbe massenhaft in viel vollkommenerer Form vorfindet. So hatte auch ich selbst sie früher mit besonderer Andacht verehrt.

Wie anders jetzt, wo die ungleich edlere und vollendetere Form der Kokospalme sich mir in Ceylon so fest eingepägt hatte, daß ich die Dattelpalme daneben unansehnlich fand! Der schlanke, glatte und weiße Stamm der Kokos ist stets anmutig gebogen und erhebt sich gewöhnlich zu der doppelten Höhe des plumpen, struppigen, graubraunen Stammes der

steifen Dattel. Und ebenso übertreffen die mächtigen, schön geschwungenen, gelblich grünen Fiederblätter der Kokos an Größe und Schönheit um mehr als das Doppelte die steifen und starren, graugrünen Wedel der Dattel. Der ganze malerische Wert der Kokos übertrifft denjenigen der Dattel in ähnlichem Verhältnisse, wie die mächtige, kopfgroße Nuß der ersteren die kleine, unansehnliche Frucht der letzteren.

Während der Osterwoche, die ich in Kairo zubrachte, warfen die großen politischen Umwälzungen in Ägypten, deren Zeuge wir gegenwärtig sind, ihren Schatten bereits voraus. Der Haß der Ägypter gegen die Europäer, durch fanatische mohammedanische Priester aufgestachelt, machte sich wiederholt in Angriffen geltend. Ich selbst wurde zweimal insultiert, einmal durch einen Derwisch beim Besuche der Moschee el Abka, der Universität von Kairo; das andere Mal durch einen Soldaten, während ich am Nilufer saß und eine Skizze aufnahm. Nur durch einen günstigen Zufall entging ich beide Male dem Schicksale, noch am Ende meiner Reise in ernstliche Lebensgefahr zu geraten. Ein englischer Maler war kurz zuvor beim Zeichnen der Chalifengräber, ebenfalls ohne jede Veranlassung, von einem Soldaten angegriffen und gefährlich verwundet worden. Die englische Regierung hätte viel erspart, wenn sie frühzeitiger mit Energie eingegriffen hätte. Man sagte schon damals, daß Arabi Pascha diese Konflikte systematisch fördere. In diesem ehrgeizigen Soldaten verkörpert sich die Todfeindschaft des Islam gegen europäische Kultur. Er vor allen verschuldete die Greuel des Aufstandes, der bald nach meiner Abreise in Ägypten ausbrach und so schwere Folgen nach sich zog. Wie mußte ich daher erstaunen, als nach Unterdrückung des letzteren die englische Regierung aus Rücksichten der „höheren Politik“ (— oder vielleicht aus Dankbarkeit? —) Arabi Pascha nicht allein der wohlverdienten Todesstrafe entzog, sondern ihn zur lebenslänglichen Verbannung in das Paradies von Ceylon begnadigte! Fürwahr eine harte Strafe!

Da gegenwärtig vielfach die Erfolge der Engländer in Ägypten mit mißgünstigen Augen angesehen werden, will ich hier meine entgegengesetzte Ansicht nicht verhehlen. Mir scheint, daß wir dieselben eher sympathisch begrüßen sollten, ebenso vom Standpunkte der allgemeinen Humanität als von demjenigen einer vernünftigen Politik. Die Ägypter selbst sind noch weit davon entfernt, ein modernes Kulturvolk zu sein, und so lange der Islam seinen kulturfeindlichen, lähmenden Einfluß ausübt, ist daran auch nicht zu denken.

Andrerseits liegt das Land selbst so mitten an der großen Weltstraße zwischen Orient und Occident, und speziell am direkten Wege von England nach Indien, daß Großbritannien den Besitz des Suezkanals nicht mehr entbehren kann, will es seine großartige Weltherrschaft aufrecht erhalten. Diese letztere selbst verdient Bewunderung. Denn die Engländer verstehen es weit besser, als alle anderen Nationen, Kolonien zu gründen und zu verwalten. Gerade die eigene Anschauung, die ich auf dieser Reise sowohl in Bombay als in Ceylon von der englischen Kolonialherrschaft erhielt, hat meine aufrichtige Bewunderung derselben erhöht. Nur dadurch, daß Großbritannien das ungeheure indische Reich ebenso zweckmäßig als wohlwollend regiert, vermag es mit einer unverhältnismäßig geringen Beamtenzahl daselbe sich zu erhalten.

Statt daher die Erweiterung und Verstärkung der britischen Weltherrschaft grollend mit den Augen des Neides anzusehen, sollten wir von ihrer klugen Politik lernen, deren Erfolge der ganzen zivilisierten Menschheit zugute kommen. Hätte Deutschland, dem Beispiele des stammverwandten England folgend, rechtzeitig Kolonien gegründet, wie anders könnte der veredelnde Einfluß der deutschen Kultur sich in der Welt geltend machen; wie viel größer würde unser Vaterland dastehen!

Meine Rückreise von Ägypten nach Triest verlief ohne erwähnenswerte Erlebnisse. Ich verließ morgens am 12. April auf dem österreichischen Blohddampfer „Castor“ den Hafen

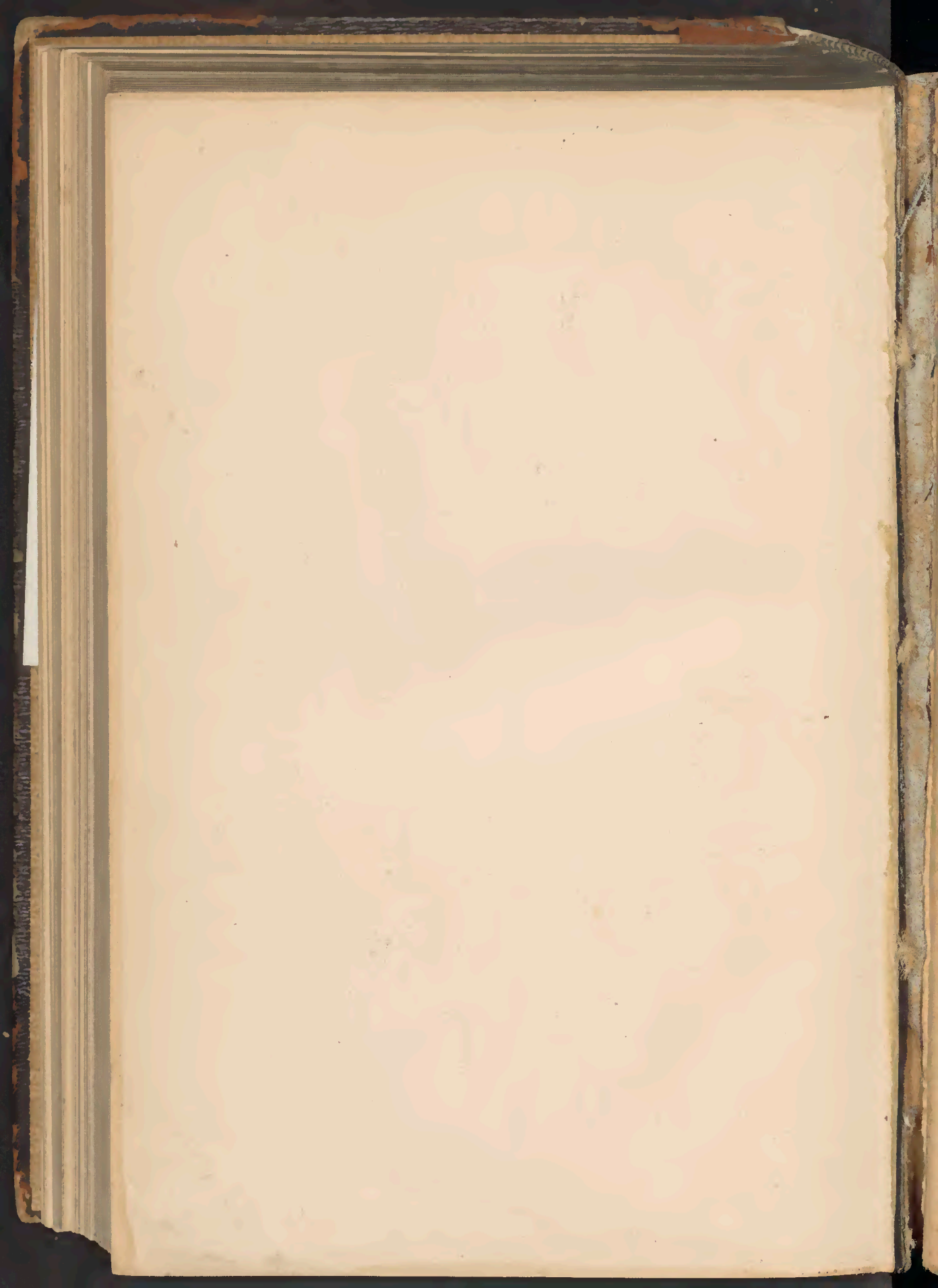
von Alexandrien und traf am 18. April morgens wohlbehalten in Triest wieder ein. Hier fand ich bei meinen lieben alten Freunden das herzlichste Willkommen. Dann eilte ich über Wien direkt nach Jena. Eine schmerzliche Neuigkeit erzielte mich unterwegs, der Tod meines hochverehrten Freundes und Meisters Charles Darwin, dem ich erst vor wenigen Monaten, am 12. Februar, auf dem Gipfel des Adams-Pik einen Glückwunsch zu seinem 73. Geburtstag geschrieben hatte!

Am 21. April, nachmittags 5 Uhr, traf ich glücklich und wohlbehalten in meinem lieben, alten Jena wieder ein. Da ich meine Ankunft erst auf den folgenden Tag angemeldet hatte, überraschte ich meine teure Familie und genoß nach schwerer halbjähriger Trennung das glücklichste Wiedersehen. Mit Dank gegen das gütige Geschick, das mir noch so spät die Erfüllung meines sehnlichsten Jugendwunsches gewährt hatte, zog ich wieder in das traute Daheim ein, reich beladen mit Schätzen von Erinnerungen, die mir für meine ganze übrige Lebenszeit eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Erkenntnis bleiben werden!



Druck von G. Bernstein in Berlin.







L. 21.60  
F. 11. -

